Johanna Wolter.

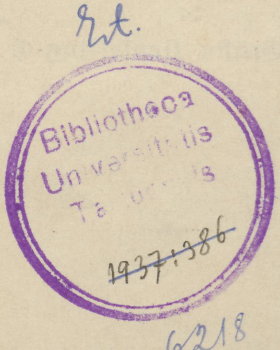
Ein Roman aus dem Leben

von

Emma Gräfin Reyserling-C....

Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses
1893.

Alle Rechte bleiben vorbehalten.



Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg.

Vorwort.

Nachstehendes Lebensbild ist wenigstens in Bezug auf die hervorragende Gestalt desselben nicht ein Gebilde der Phantasie allein. Ich zweifele daran, daß es je einem Dichter zusagen sollte, sich eine derartig abschreckende Gestalt überhaupt zu erdenken, noch weniger aber sie zur Heldin eines Romans zu erwählen, und doch habe ich es gewagt, da ich die Persönlichkeit selbst gekannt, die ich in Johanna Wolter, dem Leben möglichst treu bleibend, geschildert. Sowohl in ihrer äußeren Erscheinung, in der entsetzlichen Verbildung ihres Gesichts als auch in ihrer geistigen Begabung, ihrer hohen Bildung und ihrer edlen Charaktergröße, habe ich sie darstellen wollen wie ich sie im Leben kennen gelernt. Die innere Kraft ihr schweres Kreuz zu tragen schöpfte sie in ihrer tiefgegründeten christlichen Glaubensfreudigkeit; wer sie einmal das Credo hatte sprechen hören, das sie ihrer täglichen Andacht eingefügt, der mußte erkennen, daß darin der ganze Schatz ihres Glaubenslebens lag. Bei ihr habe ich zum ersten Male jenen Hauch der Seele, so möchte ich es nennen, über dem Gesichte eines Menschen schweben sehen, den ich hernach bisweilen bei tief empfindenden, durch Leiden schwer geprüften Wesen wahrgenommen habe, wenn auch niemals in so ausgesprochener Weise.

An einem Nachmittage, an dem wir mit ihr zusammen waren, und sie besonders lebendig über ihre Lebenserfahrungen sprach, rief sie plötzlich: „Ich weiß nicht, Kinder, warum mir das Herz heute gegen euch so aufgeht; ich möchte euch meine Geschichte erzählen.“ Und sich zu mir wendend, sagte sie: „Ich glaube immer, Sie werden einmal etwas schreiben, da kann es Ihnen vielleicht dienlich sein, zu hören, wie es mir ergangen ist; mein Leben ist nicht so bedeutend gewesen, daß es einer besonderen Darstellung wert wäre; aber Sie

könnten vielleicht eine Person, wie mich einflechten wollen, dann können Sie alles benutzen, was ich Ihnen erzählen werde, ich erlaube es Ihnen nicht nur, es wäre mir sogar sehr lieb. Wenn ein Fall wie der meine auch nicht leicht wieder vorkommen wird, so giebt es doch noch andere Gebrechen, die den Menschen zu einem Leben voll Entbehrungen nötigen; da könnte es dem Einen oder dem Anderen gut thun, zu wissen, daß wir selbst dann noch zufrieden und glücklich im Herrn leben können und noch viel Grund zu Lob und Dank haben."

Dies sind ihre eigenen Worte, sie mögen mir zur Entschuldigung dienen, wenn dieses Buch in die Hände von Personen fallen sollte, denen sie teuer war, und die nicht wissen, daß ich mit ihrer ausdrücklichen Bewilligung von ihren Erlebnissen Gebrauch gemacht.

Alle Hauptzüge in Johannas Leben wie ich es dargestellt habe sind wahr, besonders ihr Roman, alles andere beruht auf Erfindung; wo ich hin und wieder Charakterzüge von lebenden Personen habe einfließen lassen, so geschah es ohne bestimmte Absicht, und ich glaube nicht, daß man mir sagen könnte, wen ich damit gemeint. Ich wünschte nur, ein richtiges Lebensbild aus dem so ehrenwerten, hochgebildeten Mittelstande Süddeutschlands zu entwerfen, in welchem Johannas Wesen und Entwicklung den rechten Rahmen fände.

Wäre es mir gelungen, Teilnahme und Interesse für sie zu erwecken, und einige Gedanken weiterzugeben, die durch die Bekanntschaft mit ihr angeregt wurden, dann wäre der Zweck dieser Arbeit erreicht, die dem Andenken einer der interessantesten Persönlichkeiten gewidmet ist, die mir im Leben begegnet sind, deren unvergeßliches Bild mir noch heute, nach dreißig Jahren, so lebendig vor Augen steht, als hätte ich sie gestern erst gesehen.

Die Verfasserin.

1. Kapitel.

Die Familie Wolter.

Ob es allen Menschen so ergehen mag, weiß ich nicht; mir aber ist es von der frühesten Kindheit an so vorgekommen, als habe der Sonntag an und für sich eine andere Physiognomie als die übrigen Tage der Woche. Denke ich an meine früheste Jugend zurück, so erinnere ich mich noch ganz deutlich, daß, wenn ich erwachend noch alles um mich her still und schlafend fand (was freilich nur an Sonntagen geschehen konnte, da an diesem Tage das ganze Haus sich länger der Ruhe überließ), ich mich ganz leise und vorsichtig erhob, aus Scheu vor einem zurechtweisenden Worte meiner verschlafenen Bonne, und über den Rand meines Bettchens lugte, um an der Art, wie sich die Sonnenstrahlen, die durch den Spalt des Fensterladens hereindrangen, an der gegenüber liegenden Wand, auf den alten Geographiekarten brachen, und an dem Spiele der Sonnenstäubchen zu erraten, ob es Sonntag sei. Bisweilen aber verhing die Bonne das Fenster, damit es recht lange dunkel bleiben sollte und wir nicht so früh erwachten; dann lag ich ganz still und horchte auf den Hahnenschrei, überzeugt, daß die Hähne am Sonntage ganz anders krähten, so hell, so lang gezogen und

so verheißungsvoll, und wenn ich glaubte, diesen Ton erlauscht zu haben, dann überließ ich mich so recht der Sonntagsfreude.

Als ich heranwuchs, verloren freilich Hahnenschrei und Sonnenstäubchen ihre Sprache für mich, nicht aber der Sonntag seine Zauberkraft. Er goß noch immer über Himmel und Erde seinen wunderbaren Schein, der auf allen Rasenplätzen, Straßen und Dächern ausgebreitet lag, er streute helles Silber auf die Kuppelweiden am Teiche und legte etwas wie ein heiliges Geheimnis in den Schatten der großen Lindenalleen des Gartens; ja, ich hatte noch lange Zeit in meine Mädchenjahre hinein das Gefühl, man brauche nur hinauszusehen, um inne zu werden, ob es ein Sonn- oder Wochentag sei. Ich verlebte jedoch meine Kinderjahre auf einem Landgute, wo kein sonntäglicher Glockenton mein Ohr erreichte; das hinderte es aber nicht, daß das Gefühl mit mir wuchs und groß wurde, die ganze Natur feiere mit uns den Tag des Herrn.

Und selbst jetzt noch, wo so viele Sonntage an mir vorübergegangen sind, die in keiner Weise Festtage waren, hat sich dieses Gefühl nicht ganz verloren; noch immer schaut der Sonntagmorgen zu mir durchs Fenster herein, ganz wie Hebel so treffend sagt:

„Mit seinen Augen lieb und gut,
Und einem Sträußchen auf dem Hut."

Nun freilich, das Sträußchen ist nicht immer da, wenn die Tage gar zu trübe sind; aber die Augen lieb und gut sind es doch immer und ich meine, ein Herz muß sehr schwer, ein Kopf sehr wüst und leer sein, dem diese lieben Augen nichts zu sagen haben. Und auch davon bin ich überzeugt, daß von allen Tagen, die der liebe Gott geschaffen hat, keiner so viel glückliche Gesichter zu sehen bekommt, als gerade der Sonntag.

Weil ich nun diesen Tag so lieb habe, will ich auch meine Geschichte mit einem solchen beginnen und erzählen, wie einst in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts der Sonntag mit einem besonders schönen Sträußchen auf dem Hute in den hübschen Hausgarten des Dr. Wolter trat.

Es war ein köstliches Sommerwetter und der Sonntag war nicht säumig, seinen ganzen Zauber über diesen Garten auszubreiten, besonders über die vier großen Linden in der Mitte desselben, die eben in vollster Blüte prangend, alles ringsumher in eine Wolke balsamischen Duftes einhüllten. Seinen besten Zauber aber legte der Sonntag auf das, was unter den Linden stand, und das war — es ist fast prosaisch, es zu sagen, aber dennoch war es sehr hübsch, — es war das ein sauber gedeckter Kaffeetisch, schimmernd von Sorgfalt und Nettigkeit und geschmückt mit einem Strauße thaufrischer Wiesenblumen. Um den Tisch aber saß — und das war nicht prosaisch, sondern gehörte zu dem Schönsten und Besten, was die Erde zu bieten hat — ein glücklicher, heiterer Familienkreis. War dieser auch nicht eben klein, so bestand er doch nur aus den Eltern und deren Kindern, und gleich auf den ersten Blick sah man es ihnen allen an, daß sie sich gegenseitig das Liebste und Beste auf Erden waren, daß sie es wußten und sich dessen freuten, wie es nur in Familien stattfinden kann, die ein in sich abgeschlossenes und doch geistig angeregtes Leben führen. Diese Eltern lebten nur für ihre Kinder und diese letzteren hatten es noch nicht gelernt, außerhalb der Grenzen des Elternhauses ihr Glück zu suchen und zu finden. Sonnig ist das Leben in solchen Familien, heiter erwacht jeden Morgen der Tag über ihnen, täglich freut man sich des Beisammenseins, jedes Mahl gestaltet sich zu einem kleinen Familienfeste, Ernst und Heiterkeit erscheinen in ansprechender Gestalt; in sanfter

Abwechselung schließt sich eine Jahreszeit an die andere, jede ihre Arbeit und ihre Freuden bringend, unmerklich schwinden die Jahre dahin, das Leben wird reicher und reicher, je weiter die geistige Entwickelung der Kinder fortschreitet, die Eltern durchleben die eigene Jugend in den Kindern noch einmal und blicken freudig in die Zukunft. Dies sind die Zeiten, in denen wir glücklich sind, nur vergessen wir dabei Eines: uns wirklich bewußt zu werden, daß wir damit den Höhepunkt unseres Erdenglückes erreicht haben, und versäumen es nur zu oft, den Augenblick nach seinem ganzen Werte auszukosten. Wir wissen es noch nicht und niemand sagt uns das bittere und doch wahre Wort: „Nur so lange du deine Kinder für dich allein hast, sind sie dein; mußt du sie erst mit der Welt teilen, dann bleibt dir nur zu oft das Nachsehen." Das ist eine Erfahrung, die jedes Elternpaar für sich allein zu machen glaubt und darum schweigt, und vielleicht ist es gut so; aber auch die Jugend weiß nicht zu schätzen, was sie hat, und immer zu spät lernt sie kennen, was der Dichter empfand, als er die Strophe niederschrieb:

„Köstlich ist es, frei zu ziehen in die weite Welt hinaus,
Köstlicher das, was wir fliehen, das verkannte Elternhaus."

Auch Dr. Wolter war sich nicht bewußt, den Höhepunkt seines Glückes erreicht zu haben. Optimist, wie alle glücklichen Menschen dieser Welt, sah er mit Zuversicht in die Zukunft, Ausgleich und Heilung aller vorhandenen Schäden und Schwächen, die ja auch in dieser Familie nicht fehlten, von der allgewaltigen Einwirkung der Zeit erwartend. Seine Frau war darin nicht so glücklich; leicht erregt und geängstigt erwartete sie von der Zeit eher Unheil als Ausgleich, und nur das unbedingte Vertrauen in die höhere Einsicht ihres Mannes vermochte sie dazu, sich seiner heiteren Lebensanschauung anzuschließen und nicht durch

ihre Zaghaftigkeit der frischen Jugendlust ihrer Kinder einen Dämpfer entgegenzusetzen. Sie war eine noch immer hübsche und schlanke Frau, eine vortreffliche Gattin und Mutter, über deren ansprechendes Wesen jedoch eine gewisse Unruhe und fortgesetzte Arbeitshast waltete, der nur ihr Mann für kurze Zeit Einhalt zu thun vermochte.

Dr. Wolter war ein beliebter, vielbeschäftigter Arzt, der mit großem Ernste und vielbewährter Gewissenhaftigkeit seinem Berufe nachging; daher war es stets ein seltener Fall, wenn er einmal längere Zeit im Kreise der Seinen verweilen durfte. Nur im Sommer, wenn seine anspruchsvollsten Patienten sich aufs Land oder in Badeorte begeben hatten, kam eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe für ihn, die es ihm erlaubte, sich seinen Kindern im vollsten Maße zu widmen. Das ganze Jahr wurden Pläne für diese ersehnte Zeit geschmiedet, vielerlei wurde in diesen Wochen unternommen und oft große Spaziergänge und Ausflüge veranstaltet. Mit diesen verband Dr. Wolter stets einen wissenschaftlichen Zweck, denn nie ließ er eine Gelegenheit ungenützt, den Geist seiner Kinder zu wecken und ihre Kenntnisse zu erweitern. Er verstand das in einer Weise zu thun, die seine jugendlichen Zuhörer nicht ermüdete, sondern im höchsten Grade anregte und zu eigenem Forschen trieb. Es war ein Wetteifer unter ihnen, wer die seltensten Mineralien, Pflanzen und Insekten in seiner Botanisierbüchse heimbrächte; dann wurden sie nach des Vaters Anleitung gemustert, klassificiert und aufbewahrt. Manchem Uneingeweihten wären die Gespräche, die dabei gepflogen wurden, etwas wunderbar vorgekommen, denn der geistvolle Mann hatte, vielleicht ohne es zu wollen, eine Eigenart in die Anschauungen und Ausdrücke seiner Kinder hineingebracht, die nur in ihrem Kreise ganz verstanden wurden. Doch nicht nur mit dem Leben der Natur wollte er

sie vertraut machen, die Regentage gaben Zeit zu Beschäftigungen anderer Art. Dann fand Kunst und Litteratur auch ihren berechtigten Platz und er verstand es, Beschäftigungen und Studien je nach Alter und Gaben anzuregen, die er planvoll über das ganze Jahr auszudehnen wußte.

Bekannte und Freunde bedauerten oft, daß er bei seinen Ausflügen die allgemein beliebten und besuchten Orte stets vermied und mit Vorliebe solche Waldgegenden, Thäler und Höhenpunkte sich zum Ziele wählte, die weit abgelegen waren und von niemand besucht wurden. Man beklagte überhaupt laut und wiederholt, daß sich die Familie Wolter so sehr zurückzog; nie sah man sie in den Vergnügungsgärten der Stadt, nie bei der öffentlichen Musik oder bei Konzerten und im Theater; auch verkehrte sie nur mit sehr wenig Personen, ja sie hatte sich von dem Umgange mit vielen Häusern nach und nach ganz zurückgezogen, ohne daß ein Grund der Entzweiung vorgekommen wäre. Man nannte sie exclusiv und unzugänglich; doch vor dem Beinamen eines Sonderlings bewahrte Dr. Wolter die einfache Leutseligkeit seines Wesens und die menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, die ihn bei Ausübung seines Berufes nie verließ. War er auf diese Weise für die Außenwelt nichts weiter als ein geschickter und sorgfältiger Arzt, so war er dagegen für die Seinen die Sonne ihres Lebens und die Axe, um die sich alles drehte, nach ihm schauten aller Blicke und sein Eintritt in Haus und Garten ward stets mit einem Sturme allgemeiner Freude begrüßt. So war es auch heute gewesen, wie im Triumphe war er auf seinen Platz geführt worden und nun saß er da, recht wie er es liebte, umgeben von all' den Seinen, ein glücklicher und zufriedener Mann.

Es war die Zeit gekommen, wo das Frühstück vorüber ist, man sich aber noch nicht entschließen kann, den

gemütlichen Platz am Tische aufzugeben und daher zu Beschäftigungen greift, die ein längeres Verweilen an demselben gestatten. Der Doktor zündete seine Pfeife an, die Mutter sammelte und zerkrümelte die Semmelreste auf ihrem Teller für die Hühner, Bertha, ein schlankes, zartes Mädchen von 15 Jahren, zog den großen Korb mit Wiesenblumen heran, die sie vor dem Frühstück mit den Brüdern auf der nahen Stadtwiese gesammelt hatte, und band frische Sträuße für das Wohnzimmer und die Zimmer ihrer Eltern. Das elfjährige Lenchen half dabei, ihre Aufmerksamkeit zwischen ihr und den Zwillingsbübchen Willi und Billi teilend, die auf ihren Steckenpferden durch den Garten trabten und es verstanden, die ganze Familie in Spannung zu erhalten.

Auguste, ein auffallend hübsches Mädchen von sechszehn Jahren, neckte sich mit ihren Brüdern und suchte zu gleicher Zeit fünf Brotkügelchen auf ihrem Teller in Kreuzform zu werfen.

„Nur ein Kügelchen darfst du versetzen", rief sie Leo, dem zweiten Bruder zu, der sich sehr für dieses Spiel zu interessieren schien, „giebt es dann kein Kreuz, dann geschieht das nicht, woran du denkst."

„Denkst du dir denn jedesmal etwas, wenn du das Kreuz wirfst?" fragte Woldemar, der älteste Bruder, etwas von oben herab.

„Das versteht sich," versicherte Auguste sehr ernsthaft, „und stets sehr interessante Sachen. So glaubt doch nicht immer, daß wir Mädchen so arm an Gedanken sind."

„Und was dachtest du dir das letzte Mal?" fragte Leo etwas unvorsichtig.

Sie sah ihn lachend von der Seite an und sagte dann gewichtig: „Ich wollte wissen, ob die Warze auf deiner

Nase mit der Zeit so groß werden wird wie die, welche Emil auf dem Daumen trägt."

Alle lachten, Woldemar aber fragte: „Und die Antwort?"

„Die Antwort war nicht ganz deutlich; ich kann aber gleich noch einmal fragen," und sie schüttelte umständlich die Kügelchen zwischen beiden Händen.

Doch Leo meinte gutgelaunt: „Das ist mir ganz gleichgültig, was aus meiner Warze wird, wenn sie mich nur beim Zielen nicht hindert!" Dabei schloß er ein Auge und suchte mit dem anderen die winzige Warze auf dem rechten Nasenflügel zu entdecken.

Doch das Orakel blieb unergründet; denn das Auge des Vaters überflog die Reihe seiner Kinder und befremdet fragte er, wo Johanna sei?

„Sie schien es sehr eilig zu haben und lief gleich nach ihrer ersten Tasse Kaffee ins Haus zurück," berichtete die Mutter; „ich wette, das fleißige Bienchen sitzt wieder über ihren Büchern."

„Ich glaube vielmehr, daß sie wieder vor dem Spiegel steht," sagte Auguste halblaut vor sich hin; nur die Brüder hörten sie.

„Welch' ein Unsinn!" rief Woldemar entrüstet, und Leo raunte wahrhaft erbost der Schwester zu: „Weil du selbst gern in den Spiegel guckst, sagst du das auch von ihr. Du bist nur neidisch, weil sie das Prachtstück der Familie ist; aber ich sage dir, die Welt wird staunen über sie, tritt sie einmal unter die Menschen. Wenige können es mit ihr aufnehmen und das kannst du mir glauben: sie hat mehr Verstand in ihrem kleinen Finger als du in deiner ganzen Person!"

Auguste lachte laut auf; sie war offenbar ganz anderer Meinung: „Das meinst du wohl darum, weil sie Latein und Griechisch versteht und dir deine Arbeiten durchsieht,

was ich nicht kann; ich habe aber sagen gehört, daß man in der Welt andere Dinge weit höher schätzt, als Gelehrsamkeit; übrigens kennt Mutter auch nicht die alten Sprachen und ich brauche nicht mehr zu wissen als sie!"

Die letzten Worte waren so laut gesprochen worden, daß der Vater sie gehört. „Da hast du ganz recht," stimmte er ihr bei, „folgt nur dem Beispiel, das ihr in eurer Mutter täglich vor Augen habt und ihr lauft nicht Gefahr, irre zu gehen. Johanna geht ihren besonderen Weg; der paßt nicht für jedes Mädchen."

„Nun, Gott sei's gedankt!" rief Auguste, die Hände zusammenschlagend, „jetzt, wo wir die Schule beendet, fürchtete ich, daß wir nun auch an die dicken Bücher müßten!"

„Wie konntest du das denken," sagte Bertha einfach, „was Johanna kann, ist für uns viel zu schwer."

Klein-Änncheu kam und kletterte auf die Kniee des Vaters. Sie bot ihm die ersten Erdbeeren, die sie auf einem Tellerchen sauber geordnet hatte. Sie war eines jener Kinder, welche eine gewisse Nettigkeit und Sauberkeit gleichsam mit auf die Welt gebracht haben und dadurch stets einen herzerfreuenden Eindruck machen. Alles was sie mit ihren kleinen Fingerchen that, war geschickt und nett, und, ohne ausgesprochen schön zu sein, hatte sie doch ein so liebliches Kindergesichtchen, mit einem so herzgewinnenden Lächeln, daß ihr niemand widerstehen konnte, am wenigsten der Vater, der seine Herzensfreude an ihr hatte. Wenn Klein-Änncheu auf des Vaters Schoß saß, schwieg gewöhnlich jede Unterhaltung; alle folgten mit Vergnügen den Plaudereien der Kleinen, die der Vater so hübsch auszuspinnen verstand. Nur wurde das Kind oft durch die zu lauten Ausbrüche der Heiterkeit ihrer Geschwister gestört, und nicht immer vermochten die mahnenden Blicke des Vaters einen schützenden Damm dagegen zu

bilden. Dieses Mal sollte das Vergnügen nicht von langer Dauer sein; grüßende Stimmen erschallten vom Hause her, und auf den Arm ihres Sohnes gestützt, erschien die Regierungsrätin Merk auf der Gartentreppe.

2. Kapitel.

Der Kirchgang.

Merks gehörten zu den wenigen Familien, mit denen Wolters noch verkehrten, und da sie nahe Nachbarn waren, die sich fast täglich sahen, hatte ihr Erscheinen zu so früher Morgenstunde nichts Befremdendes und die Frau Doktorin bewillkommnete sie mit Herzlichkeit.

„Bertha!" rief Auguste erschrocken, „wir sollten ja heute mit ihnen in die Kirche gehen und haben es ganz vergessen; nun kommt die alte Dame selbst, uns abzuholen; ist das nicht schrecklich?"

„Wir müssen uns gleich entschuldigen," erwiderte Bertha, ihre Blumen zurückschiebend, und beide Mädchen näherten sich der alten Dame. Sie mußten jedoch eine geraume Zeit warten, bis sie ein Wort anbringen konnten. Mit großer Lebhaftigkeit ergoß sich die Regierungsrätin über das Vergnügen, die ganze Familie, den lieben Doktor mit eingerechnet, bei einander zu finden und noch dazu an diesem reizenden Plätzchen; dann über den herrlichen Sommertag und endlich über die Annehmlichkeit, ihren lieben Sohn jetzt bei sich zu haben und von ihm sich auf der Straße führen zu lassen. Endlich sank sie erschöpft von der langen Rede und wohl auch dem Gange, der sie trotz seiner Kürze bei ihrer Kurzatmigkeit ermüdet hatte,

auf einen Stuhl nieder, um auszuruhen, und Auguste benutzte den Augenblick um zu beginnen:

„Wir müssen uns sehr entschuldigen und Sie bitten, uns nicht zu zürnen — —"; da trat Emil Merk hinzu und rief in aufgeregtem Tone — —

„Wie? Sie sind doch nicht anderen Sinnes geworden, Sie wollen doch nicht von der Kirche fortbleiben?"

Es war damals gerade die Zeit religiöser Wiedergeburt über Deutschland aufgegangen, und viele junge Leute hatten von der Universität eine aufrichtige Erweckung mitgebracht, die sie hernach auf ihre Familien übertrugen, die das reine Wort Gottes oft entgegennahmen wie ein dürres Erdreich den erquickenden Frühlingsregen. Auch Emil Merk hatte mit glühendem Bekehrungseifer, wie er nur bei unreifen Christen sich entwickeln kann, die Universität verlassen und war in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er die Rechtslaufbahn ergriff. Hier war er auf seine Mutter eingestürmt, die in blinder Bewunderung für den einzigen Sohn sich leicht zur Annahme einer Menge kleiner religiöser Äußerlichkeiten bewegen ließ, ohne daß ihr jedoch wirklich der Geist des Christentumes aufgegangen wäre. Nächst dieser Bekehrung lag Emil Merk diejenige Augustens besonders am Herzen.

Von seiner Kindheit an hatte er an Auguste mit glühender Bewunderung gehangen und als sie ihr zwölftes Jahr erreichte, war er darüber mit sich einig geworden, daß sie seine Erwählte sein solle und hatte sie seitdem nie mit anderen Augen betrachtet. Es war ihm dabei niemals in den Sinn gekommen, daß sie vielleicht anders denken könnte und sein ganzes Bestreben war jetzt, sie zu einer christlichen Jungfrau heranzubilden.

Vor kurzem war in der Stadt ein neuer Geistlicher angestellt worden, ein trefflicher Kanzelredner und ein

warmer Christ. Wolters waren schlechte Kirchengänger; daher hatte Emil Merk es nicht an Ermahnungen fehlen lassen, bis die jungen Mädchen zugesagt hatten, diesen Sonntag mit ihnen in die Kirche zu gehen, und deshalb durchfuhr es ihn auch sofort mit heißer Angst, als er Augustens Entschuldigungsworte hörte. Er heftete einen durchdringenden Blick auf diese, der aber leider seine Wirkung verfehlte, weil der junge Mann entsetzlich schielte und daher an Auguste vorbei in die Ferne zu blicken schien.

Auguste aber, ohne ihn zu beachten fuhr fort sich zu entschuldigen. „Wir haben garnicht bemerkt, daß es schon an der Zeit sei, wir hatten die feste Absicht, zu Ihnen hinüberzugehen, um Sie abzuholen, und jetzt müssen Sie wieder das ganze Stück zurückgehen, das ist uns so leid!"

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind" — rief die freundliche Frau, mit kräftigem Griffe Augustens Hand freundschaftlich schüttelnd — „es ist noch gar nicht so spät; ich habe mich nur so frühe von Hause fortgemacht, weil ich Ihren lieben Eltern eine Bitte vorzutragen habe, bei der ich auf Ihre Unterstützung, meine lieben Mädchen, rechne. Ja, meine lieben Freunde, Sie müssen schon heute mir zu Gefallen von ihren Gewohnheiten abstehen und mit ihren Kindern meine Gäste auf Rosenheim werden. Oberförster Ritter ist mit Frau und Tochter auf einige Tage in die Stadt gekommen, und wir möchten ihnen gern einen heiteren Abend bereiten. Wenn sich genug Jugend zusammenfindet, wird auch ein wenig getanzt werden. Nicht wahr, Sie sagen nicht wieder nein! Nun, Mädchen, helft mir doch bitten! Lieber Herr Doktor und Sie, Frau Doktorin, können Sie diesen bittenden Augen widerstehen? bedenken Sie doch nur, Sie können die Kinder doch nicht immer unter Schloß und Riegel halten. Und dann noch etwas: Frida Ritter ist gerade von Johannas Alter und wünscht

dringend ihre Bekanntschaft zu machen. Nun, was sagen Sie? Nicht wahr Sie hängen einmal Ihre Grundsätze an den Nagel und sagen mir zu Liebe: ja!"

Das war ein unerwarteter Sturmlauf; die Doktorin blickte beängstigt auf ihren Mann.

„Ach, ich kann unmöglich fort; das Kindermädchen ist ins Dorf gegangen und kommt erst morgen zurück. Lassen Sie uns, wo wir sind; solche Feste passen nicht für unsere Mädchen."

„Nun warum nicht gar, die haben doch die Kinderschuhe schon ausgetreten! Gerade für dieses Alter passen solche Vergnügungen. Und was die Kleinen anbetrifft; Ihr Lenchen ist ja so verständig; die bringt sie wohl einmal allein zu Bette. Nein, nein; ich lasse keine Ausreden gelten und will einmal durchaus meinen Kopf durchsetzen! Lieber Herr Doktor, Sie sind ein so liebevoller Vater; Sie werden es nicht über das Herz bringen, Ihren Kindern ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen!" Dabei begab sich die runde, bewegliche Frau um den Tisch herum, setzte sich neben den Doktor und redete mit halblauter Stimme lebhaft in ihn hinein.

„Es wäre höchstens wegen Entweihung des Sonntages" — sagte Emil Merk mit seinen schielenden Augen, an Auguste vorübersehend, — da es aber ein ganz ländliches Vergnügen sein soll, so könnte man sich darüber hinwegsetzen." Während er so sprach, legte er die linke Hand flach auf seine Brust, so daß die große Warze, die er auf dem Daumen trug, deutlich hervortrat. Bis dahin hatte er gesucht, diese den Blicken zu entziehen; doch seit einiger Zeit hielt er es für seine Pflicht seine Eitelkeit zu kasteien und sich seiner kleinen körperlichen Schäden nicht zu schämen. Armer Junge! er war sich nicht bewußt, nur eine Eitelkeit mit der anderen zu vertauschen, und

die, welche ihn jetzt sahen, waren weit davon entfernt, den Spruch zu beherzigen: „Die Schwachen sollt ihr tragen."

Auguste blinzelte zu Leo hinüber und tupfte sich dreimal mit dem Finger bedeutungsvoll an die Nase; dann sagte sie leichthin:

„Über den Sonntag wollte ich mich schon hinwegsetzen; aber so gar kindlich brauchen die Vergnügungen gerade nicht zu sein, die uns geboten werden; wir sind keine Kinder mehr."

„Ein kindliches Gemüt ziert jeden Menschen, besonders ein junges Mädchen" — — begann Emil feierlich, mußte aber abbrechen; denn eben hatte der Vater, der die ganze Zeit dicke Rauchwolken in die Luft geblasen hatte, seine Einwilligung gegeben. Die Mädchen jubelten auf und flogen ihm an den Hals: dann eilten sie fort, um Johanna zu rufen und sich zum Kirchgange bereit zu machen.

Die Regierungsrätin strahlte vor Freude über den errungenen Sieg; doch die Doktorin war sichtlich von peinlichen Gedanken gefoltert, sie wechselte wiederholt die Farbe und vermochte kaum in den heiteren Ton des Mannes einzustimmen.

In heller Freude stürmten die Schwestern die kleine Treppe hinan, die zu dem Zimmer führte, das sie gemeinschaftlich mit Johanna bewohnten. Im Eifer zu gleicher Zeit redend verkündeten sie dieser die große Neuigkeit, und Auguste war so von Freude und Erwartung hingenommen, daß es ihr garnicht einfiel zu triumphieren, als sie Johanna in tiefe Gedanken versunken wirklich vor einem kleinen Toilettenspiegel sitzen fand. Diese verharrte auch regungslos in ihrer Stellung und erst, als die Anderen das Zimmer mit dem Zurufe, sie solle sich eilen, verlassen hatten, kam Leben in ihre Gestalt. Von allem, was die Schwestern

erzählt hatten, schien sie nichts gehört zu haben; jedenfalls aber waren ihre Gedanken nicht bei Lust und Freude. Ihre Brust hob sich unter einem schweren Seufzer und ihre kräftige Gestalt hoch sich aufrichtend, rang sie die Hände über ihrem Haupte: „O, daß ein schnelles Siechtum meinem Leben ein Ende machte!" — rief sie mit schmerzgepreßter Stimme — „o daß ich noch so jung, so kräftig bin! Erst siebzehn Jahre alt; wie lange, ach wie lang kann für mich noch der Weg durchs Leben sein!" Wie erschöpft ließ sie die Arme sinken; dann, sich erinnernd, sagt esie leise: „sie warten" und ging schnell daran, sich mit dem Nötigen zu versehen. Sie setzte einen tief herabgehenden Hut auf und schlang einen langen, weißen Schleier dergestalt um den Rand desselben, daß er hinten gekreuzt wurde, worauf sie ihn vorn in einen Knoten zusammenband. Dann warf sie ihr Sommermäntelchen um, nahm Handschuhe und Gesangbuch und eilte hinab in den Garten. Am Eingange desselben begegnete sie den Brüdern, fühlte einen brüderlichen Rippenstoß und hörte Leo's Stimme ihr zuraunen: „Bist du verrückt geworden, Hanna, mitten im Sommer dich so zu verpacken?"

Ohne ein Wort zu erwidern ging Johanna weiter und begrüßte Merks. Die Regierungsrätin wechselte einen schnellen Blick mit der Doktorin, welche Johanna halb erstaunt, halb besorgt anblickte; dann hing sie sich an den Arm des Sohnes, der vergebens versuchte, die Gedanken seiner Begleiterinnen von der Abendgesellschaft ab und auf die zu erwartende Predigt zu lenken, und der kleine Zug trat den Weg zur Kirche an.

Als sie in dieselbe eintraten, schlüpfte Johanna an den Andern vorbei und trat zuerst in den Kirchenstuhl, den sie gewöhnlich einnahm. Diese Bank erreichte mit dem einen Ende die Wand; der letzte Platz auf derselben wurde

von einer Säule völlig beschattet. Hierher flüchtete sich Johanna und lüftete dann ihren Schleier etwas von der Seite, die sie der Wand zukehrte. Sie blätterte im Gesangbuche, als ob sie das Lied suchte, dessen Nummer sie nicht kannte, da sie sich nicht entschließen konnte, sich nach der Tafel umzukehren.

Als das Hauptlied gesungen wurde, flüsterte Auguste Bertha zu: „Ich glaube, Johanna erstickt vor Hitze; sie trocknet sich immer und immer wieder die Stirn, welch ein Einfall, den dichten Schleier umzuhängen."

Arme Johanna, wären es doch nur Schweißtropfen, gewesen, die sie zu trocknen hatte! Wer aber könnte die Qualen einer jungen Seele beschreiben, der plötzlich die Augen über ein großes, unabwendbares Leid aufgegangen sind, dem sie völlig wehrlos gegenübersteht. In rationalistischen Anschauungen erzogen, dann genährt mit dem Edelsten und Besten, was die Litteratur der alten Klassiker uns bietet, war sie weit davon entfernt, da Trost und Stütze zu suchen, wo sie diese allein hätte finden können. So verhallten auch die glaubensvollen Worte der Predigt ungehört vor ihren Ohren; ihre ganze Seele war nur von einem Gedanken erfüllt.

Auguste erging es nicht anders, nur aus ganz anderem Grunde. Ihr Herz floß über von Jubel und ihre Augen wanderten rastlos umher, ihre Bekannten aufzusuchen und herauszufinden, wen sie wohl von all' den Personen, die sie umgaben, diesen Abend wiedersehen würde. Ihr Blick wurde von einem lieblichen Angesichte gefesselt, dessen strahlende Augen sich keinen Augenblick von den Lippen des Predigers abwandten. Neben ihr saß eine Dame mit völlig weißem Haare und ein großer, stattlicher Herr, dessen Haupt dichtes graues Haar bedeckte. Wer mochten sie sein? sie hatte diese Personen noch nie gesehen. Doch alle Drei

folgten mit dem Ausdruck einer so freudigen Aufmerksamkeit der Predigt, daß auch sie sich bewogen fühlte, die Augen der Kanzel zuzuwenden und für einige Minuten aufzumerken.

Bertha bedurfte keiner solchen Aufforderung; sie besaß ein tiefes Gemüt und ihr Herz war bereit, die Botschaft des Heils zu empfangen. Sie war eines jener Wesen, deren Abwesenheit man mehr empfindet, als man ihre Gegenwart bemerkt, so unausgesetzt und so zartfühlend waren die Dienste, die sie ihrer Umgebung erwies. Ein sanftes, liebevolles Gemüt trieb sie dazu; doch es war nicht ein unbewußtes Handeln geblieben. Einst war ihr Brentanos schönes Lied in die Hände gefallen, das mit den Strophen beginnt:

Bleib' nur stille
Gottes Wille,
Hat ja dich auch ausersehn;
Alle Armut,
Alle Fülle
Wird auch dir vorübergehn.

Dieses hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und wenn die Demut ihres kindlichen Herzens es ihr auch verbot, die folgenden Strophen auf sich anzuwenden, so setzte sich diese erste in ihrem Herzen so fest, daß sie die Richtschnur ihres Handelns wurde; d. h. sie bestärkte sie in einem steten Stillehalten, einem unausgesetzten Dienen in der Liebe und führte sie dadurch zu einem hohen Grade von Selbstlosigkeit. Zugleich schöpfte sie aus diesen Zeilen einen süßen Trost, der ihre Freudigkeit aufrecht erhielt und sie mit stiller Hoffnung erfüllte: sagten sie ihr doch, daß auch sie ausersehen sei, daß alle Armut auch ihr vorübergehen würde, und sie fühlte sich oft recht arm Johannas Begabung und Augustens sprudelnder Lebendigkeit gegenüber. Es war wunderbar in jenen rationalistischen Zeiten,

wie tiefe Naturen sich oft an einen Strohhalm der Wahrheit klammerten, und wie ein Tropfen vom Wasser des Lebens oft bis in den Grund ihres Herzens durchsickernd einen Keim wach rief, der bei dem ersten Hauche der neu erwachenden christlichen Erkenntnis zu herrlicher Entwickelung kam.

Die Hände fest über das Gesangbuch gefaltet saß jetzt Johanna da; sie weinte nicht mehr; sie war zu einem Entschlusse gekommen. Noch heute, gleich wenn sie heimkam, mußte sie mit dem Vater sprechen; seit Tagen schon rang sie mit diesem Entschlusse; jetzt fühlte sie sich stark genug dazu. — „Wie lange heute die Kirche dauert, wird sie denn niemals enden?" dachte sie bei sich. Gottlob das letzte Lied — und jetzt steht alles auf. Sie zog hastig den Schleier herab; es war ihr peinvoll, sich unter so vielen Menschen zu sehen, sie blieb deshalb etwas zurück und verließ als eine der letzten die Kirche.

Sie traf ihre Schwestern im Begriffe, sich von Merk's zu verabschieden. Emil wollte durchaus wissen, was Auguste aus der Predigt behalten habe; doch diese unterbrach ihn mit der Versicherung, es gäbe noch zu viel für den Nachmittag zu besorgen, um auch nur eine Minute verlieren zu können, und die Schwestern gingen mit schnellen Schritten ihrem Hause zu. —

Sobald die Kirchgänger dem Doktor den Rücken gekehrt hatten, rückte er seinen Stuhl zurecht und zündete sich eine neue Pfeife an. Die Störung war ihm nicht nach Sinn gewesen und er wollte sich gern wieder in die frühere Stimmung des Behagens zurückversetzen. Seine Frau hatte die Weggehenden bis an die Gartenthüre begleitet; jetzt eilte sie zurück, und auf ihren Stuhl niedersinkend schlug sie die Hände mit dem Ausrufe zusammen:

„O Leopold, was hast du gethan!"

„Wieso?“ fragte der Doktor, der sich stellte, als verstände er sie nicht.

„Die arme Johanna! wie soll, wie kann sie unter so viele fremde Menschen gehen, und welchen Grund könnte man ihr angeben, um es ihr begreiflich zu machen, daß sie daheim bleiben solle, wenn die Schwester hingehen?“

Es kommen bisweilen Augenblicke eines unbeschreiblichen Leichtsinnes selbst über ältere und sehr verständige Menschen; sie sind dann im Stande, Errungenschaften jahrelanger Mühe und Sorgfalt aus ganz unwesentlichen Gründen aufs Spiel zu setzen und das sogar mit dem Gefühle, sehr folgerichtig, sehr weise zu handeln. Vielleicht war es der köstliche Sonntagmorgen mit seinem tiefblauen Himmel, seinen Kirchenglocken, seinem Feierstündchen im Garten, umgeben vom Dufte der Lindenblüte und dem Summen der Bienen, was den klugen Doktor auf den Wogen eines so herzbeglückenden Optimismus einwiegte, daß er die Sache nicht so ernst zu nehmen vermochte und zu seiner erregten Gattin sagte:

„Rege dich nicht auf, liebe Elise! Johanna ist kein Kind mehr, und wir dürfen außerdem die Töchter nicht immer unter der Glasglocke halten. Schließlich muß sich Johanna selbst ihre Stellung zum Leben bilden, und ein Mädchen von ihrem Geiste und Charakter wird das vortrefflich verstehen; verlaß dich darauf. Einmal muß doch auch sie mit anderen Personen als den Gliedern unseres kleinen Kreises in Berührung kommen.“

„Aber doch nicht gleich mit so vielen Menschen auf einmal; und wenn sie es doch soll, dann lieber hier im Hause selbst als da draußen,“ rief die Doktorin wenig überzeugt.

„Im Gegenteil; gerade eine solche Gelegenheit ist zu einem derartigen Versuche die passendste. Die schattigen

Alleen und Laubgänge in Rosenheim gewähren ihr die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und der Menge auszuweichen, wenn sie es wünscht. Hat man aber jemand einmal ins Haus gezogen, dann kann man ihn nicht wieder hinauswerfen; auf diese Weise bleibt es ihr hernach unbenommen, sich wieder in die Stille des Hauses zurückzuziehen, wenn sie Anstoß an dem Umgange mit der Gesellschaft nehmen sollte."

Elise schüttelte den Kopf. Zum erstenmal wollte es ihr fast scheinen, daß ihr geliebter Leopold nicht ganz das Richtige getroffen habe. Freilich mußte sie ihm darin beistimmen, wenn er meinte, daß die Mädchen nicht immer so verborgen gehalten werden dürften; das hatte sie sich selbst schon oft gesagt. Auguste und Bertha hatten zu Ostern die Schule verlassen und waren seit mehr als zwei Jahren konfirmiert; sie waren so hübsche Mädchen, mußten unter die Leute gebracht, auch an ihre Zukunft mußte gedacht werden. Und Johanna! daß dieser Augenblick einst kommen würde, hatte sie ja immer gewußt, immer gefürchtet. Sie hatte aber jetzt keine Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, ihre eigene und die Toilette der Töchter gaben ihr vollauf zu thun. Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, wie um ihre Gedanken zu sammeln und begann, das Kaffeegerät zusammenzustellen. Lenchen sprang vom Ende des Gartens herzu, um dabei zu helfen; der Doktor aber entfaltete seine Zeitung, fest entschlossen, ferner keinem störenden Gedanken Eingang zu gewähren.

3. Kapitel.

Vater und Tochter.

Länger als eine Stunde war still vergangen, der Schatten der Linden ward immer kürzer und der Tag begann heiß zu werden. Auch im Schatten wurde es schwül und der Doktor stand auf, um sein kühles, nach Norden belegenes Studierzimmer aufzusuchen. Im Hausflure traf er mit den heimkehrenden Töchtern zusammen. Auguste und Bertha frugen nach der Mutter und eilten zu ihr, Johanna aber legte die Hand auf den Arm des Vaters und fragte ernst:

„Hast du Zeit für mich? Ich habe mit dir zu reden, Vater."

„Nun, nun meine kleine Gelehrte", erwiderte er scherzend, „was giebt es denn wieder? Ist es ein mathematisches Problem, das so große Eile hat, gelöst zu werden oder hapert es an einer lateinischen Übersetzung?"

„Das Leben legt uns schwerer zu lösende Probleme vor als die Wissenschaft", sagte sie mit einem Klange so trostloser Bitterkeit in der Stimme, daß der Vater erschrak. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, öffnete er das Studierzimmer und Johanna eilte hinein. Sie warf schnell Hut und Handschuhe auf den nächsten Stuhl und sich dann gegen den Vater wendend, der mit unsicher fragendem Blicke näher trat, rang es sich wie ein Wehruf von ihren Lippen:

„O, sieh mich an, Vater, sieh mich an!" — und dicht an ihn herantretend, rief sie noch einmal: „Sieh mich an und sage mir, — habe ich ein menschliches Gesicht?"

Es war gut, daß sie jetzt verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht schlug; es war gut, daß sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, so sah sie nicht den Blick namenlosen Kummers und Mitleides, mit welchem das Auge des Vaters auf ihr ruhte, hörte nicht den Seufzer, der sich einem Stöhnen gleich aus seiner Brust rang und bemerkte nicht, wie furchtbar er unter dieser Frage litt. Was sollte er ihr antworten? Seit Jahren lag diese Frage im Grunde seines Herzens; doch nie hatte er es gewagt, sie sich so klar vorzulegen. Gewohnt, sie täglich zu sehen, hatte er es sich eingeredet, daß ihr Gesicht nicht ganz so absonderlich wäre und da die Veränderung mit demselben nur nach und nach eingetreten, so daß alle im Hause daran gewöhnt waren, so hatte er aufgehört, es mit prüfendem Blicke zu betrachten, daß es wirklich kaum mehr menschenähnlich sei, das trat ihm erst jetzt bei der so entschieden gestellten Frage der Tochter klar ins Bewußtsein.

Nicht seit ihrer Geburt trug Johanna dieses Antlitz; sie hatte einst ein liebliches Kindergesicht gehabt, wie Änuchen; doch als Kind von drei Jahren war sie beim Spielen gefallen und hatte mit der Stirne gegen den scharfen Rand einer steinernen Stufe geschlagen. Die hochaufgelaufene Beule wurde nach damaliger Sitte mit einem silbernen Löffel zurückgedrückt und niemand dachte an einen ernstlichen Schaden. Nur ein feiner bläulicher Strich, der links von der Nasenwurzel hinauf über die Stirne lief und sich im Haar verlor, erinnerte an den Vorfall und stellte sich später als ein Sprung heraus, der den ganzen Schädel teilte. Während ihrer Kinderjahre war wenig Fremdartiges in ihrem Gesichte wahrzunehmen, und wie das gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, nahmen Fernerstehende früher eine Abnormität in der Entwickelung desselben wahr, als die Nächsten. „Wie sonderbar", sagte

man, „das Gesicht dieses Kindes wächst nur von der einen Seite.“ Daß nach und nach das linke Auge kleiner blieb, als das rechte und eine sonderbare Lage erhielt, sah auch die Mutter: „Johanna wird nie schön werden“, seufzte sie bisweilen, wenn sie mit ihrem Manne allein war.*)

„Was braucht sie Schönheit“, erwiderte er wegwerfend, „glaube mir, was sie in ihrem Kopfe hat, ist so viel wert, daß wir uns wohl darüber trösten können, wenn die Larve nicht ganz so glänzend ausfällt, als unsere Eitelkeit es wünschen möchte.“

Johannas Anlagen waren so bedeutend, daß sie während des Schulbesuches ihre wachsende Häßlichkeit ganz in den Schatten stellten. Wie im Fluge durchlief sie die Schule, fast in jedem Semester vorrückend. Mit vierzehn Jahren schon hatte sie den Kursus beendet, und gern hätten sich die Lehrer ihrer weiteren Ausbildung unterzogen; doch der Vater wies alle noch so ehrenvolle Vorschläge zurück: es sei ihm eine Freude, der Tochter ferneren Unterricht in die eigene Hand zu nehmen. Daß es ein ganz anderer Grund war, der ihn bewog, Johanna den Händen ihrer Lehrer zu entziehen, sagte er nicht einmal seiner Frau. Er hatte an verschiedenen Anzeichen wahrgenommen, daß sich eine Krankheit entwickelte, die ihn mit der größten Sorge erfüllte. Wie bisweilen nach starken Verletzungen ein Arm oder Bein verdorrt, so begann Johannas Gesicht zu verdorren und die furchtbare Verbildung des Schädels trat immer sichtbarer zu Tage.

Für den Augenblick war dieses nur noch für sein Auge erkennbar, aber wie, wenn es für jeden Menschen sichtbar würde, wenn jeder einzelne mit indiskreten Fragen

*) Die ganze Geschichte von Johannas Unglück wie auch die Hauptmomente ihres Schicksales und viele kleine Züge sind aus dem Leben nacherzählt.

ihr nahen könnte? War sie da noch ein vollständiges Kind, unvermögend, diesem Geschicke die Stirne zu bieten und bis jetzt von allen verwöhnt und bewundert? Wie würde sie es ertragen? War es nicht zu befürchten, daß ihr Gemüt geknickt und verbittert würde und die schönen Anlagen ihres Geistes dadurch gar nicht zur Entwickelung kämen?

Johanna war ihm auch als Arzt unendlich interessant geworden; es war ihm unbegreiflich, wie bei einer derartigen Verbildung des Schädels ihre Geisteskräfte in keiner Weise gelitten hatten. Hierauf baute er nun seine Hoffnung; er wollte bei ihr das intellektuelle Leben zu einer solchen Höhe und Selbständigkeit bringen, daß sie, die Welt der Gedanken weit über die äußere Welt stellend, ihr Unglück mit Gleichmut und Standhaftigkeit zu tragen vermöchte. Um dieses zu erreichen, hielt er es für notwendig, sie so lange als möglich über sich selbst zu täuschen und darin fand er sich von seiner Frau so vollständig unterstützt, daß er wohl erkennen mußte, wie das Herz der Mutter nicht weniger klar sah, als er mit seinem ärztlichen Scharfblicke. Welche liebevolle unausgesetzte Sorgfalt von beiden Eltern ausgeübt werden mußte, um ihren Zweck zu erreichen, konnte keiner ermessen, der es nicht selbst mit erlebte. Verwandte und Freunde mußten in diese Atmosphäre der Vorsicht mit hereingezogen werden, und wer sich dem nicht anschloß, mußte das Haus meiden. Mit den Kindern war es nicht so schwer; ihnen wurde unter vier Augen in vertrauter Stunde gesagt, daß die arme Johanna am Schwind leide, wie diese Krankheit in der dortigen Gegend genannt wurde; sie sollten aber nicht davon reden, um sie nicht zu betrüben. —

Ein Nimbus von etwas Unantastbarem verbreitete sich in Folge dessen für die Geschwister um Johanna, der

noch mehr wuchs, als ihre männlichen Studien ihnen eine aufrichtige Achtung für die Schwester abnötigten.

Dabei war sie selbst von heiterem, gleichmäßigen Charakter und sehr liebevoll für alle. So wurde sie im Hause eben so sehr geliebt, wie bewundert.

Um ihr so viel als möglich die Gelegenheit zu nehmen, Vergleiche zwischen sich und anderen anzustellen, drang die Mutter darauf, daß die Spiegel aus dem Hause entfernt würden; der Vater willigte ein, den großen Spiegel im Wohnzimmer über dem Sopha durch ein Ölgemälde — Rebekka am Brunnen — ersetzen zu lassen; doch mußten Toilettenspiegel bleiben.

„Es ist notwendig", sagte er, „daß sie sich täglich sieht und weiß, wie sie aussieht, damit sie nicht einst vor ihrem eigenen Bilde erschrickt."

Leider mußte sie hernach erfahren, daß man sich täglich sehen kann und doch nicht wissen, wie man gestaltet ist. Die Studien mit der Tochter wurden für Dr. Wolter bald seine Lieblingserholungsstunden. Die große Leichtigkeit, mit der Johanna lernte, die Lebhaftigkeit, mit der sie die Meisterwerke der alten Klassiker auffaßte, waren für ihn eine Quelle stets neuen Genusses. Bald zog er auch die Mathematik in den Kreis ihrer Beschäftigungen und für den Augenblick hatte er seinen Zweck erreicht; Johannas Gedanken waren ganz ausgefüllt, ihr Geist vollständig beschäftigt von der Welt der Wissenschaften, in die er sie eingeführt.

Drei glückliche Jahre gingen so dahin und keiner von ihnen dachte an eine Veränderung; der Vater meinte den festen Grund gelegt zu haben, auf dem die Tochter ihr weiteres Leben fortbauen könnte; denn eine äußerlich gesicherte Lage und eine schöne Unabhängigkeit hatte er, der vermögende Mann, ihr durch sein Testament gesichert; sie aber kannte

nichts als das Haus und verlangte nicht darüber hinaus. Nur die Mutter sah mit Sorge die Töchter heranwachsen und fragte sich bange: „Wie wird sich alles gestalten? So bleiben kann es nicht."

Mit Merk's war man stets in regem Verkehr geblieben. Der Regierungsrat war ein Universitätsfreund Dr. Wolters, der mit reger Teilnahme den Studien folgte, die Vater und Tochter betrieben. Er hatte ihnen seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung gestellt, die er mit Vorliebe pflegte und stets mit dem Neuesten und Besten, was auf dem Gebiete der Wissenschaft erschien, vermehrte. Eines Tages vermißte Johanna bei ihrer Arbeit ein Werk, das sie sich erinnerte, im Bücherschranke des Regierungsrates gesehen zu haben. Sie ging deshalb in das Nachbarhaus hinüber und, gewohnt, hier frei ein- und auszugehen, legte sie ihren Hut ab und trat, ohne anzuklopfen ins Wohnzimmer. Auf dem Sofa neben der Regierungsrätin saß eine junge Frau, die zu Besuch gekommen war; bei dem ersten Blicke, den sie auf Johanna warf, stieß sie einen lauten Schrei aus und wandte sich, die Augen mit der Hand bedeckend, schaudernd ab, während Frau Merk Johanna mit lebhafter Geberde winkte, das Zimmer zu verlassen. Erstaunt und erschrocken trat diese in das Vorzimmer zurück, wobei sie die Thüre in ihrer Verwirrung halb offen ließ. Sie konnte sich nicht erklären, was vorgefallen war; es mußte aber etwas Entsetzliches sein; denn sie hörte die junge Frau immer wiederholen: „O, wie ich erschrocken bin, ich bebe an allen Gliedern!" Dann rief Frau Merk nach Zuckerwasser.

Die junge Frau begann von neuem: „aber wer war das? war das ein Mensch? warum läßt man sie frei umhergehen?"

Und nun hörte sie ihren Namen nennen und ihre eigene Geschichte erzählen. Der Kopf begann ihr zu

schwindeln; sie mußte sich an dem Tische festhalten, um nicht umzusinken; aber die Worte der jungen Frau, die ihre Ansicht der gutmütigen Frau Merk gegenüber geltend machen wollte, daß ein solches Wesen nur bei Nacht oder mit einer Maske das Haus verlassen dürfe, rüttelten sie wieder auf; sie vermochte nicht länger zuzuhören und, sich den Hut ins Gesicht drückend, eilte sie über die Straße nach Hause und auf ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß.

Hier warf sie den Hut ab und lief an den Spiegel; fast hätte auch sie aufgeschrieen: zum erstenmale erkannte sie sich in ihrer wahren Gestalt. Die ganze linke Seite des Kopfes war im Wachsthume stark zurückgeblieben, wogegen die rechte die Proportionen erreicht hatte, die mit ihrer wohlgebildeten, kräftigen Gestalt übereinstimmten. Der feine blaue Strich, den man in ihrer Kindheit auf der Stirne wahrnahm, war zu einer starken blauen Ader geworden, die an der linken Seite der Nasenwurzel wie in einem Graben lief; denn die rechte Seite der Stirne trat um starke zwei Fingerbreiten über die linke hervor, eine scharf markige Stufe bildend. Das rechte Auge war schön groß und dunkelblau, aber die fleischlose knöcherne Umgebung nur von einer zarten Haut bedeckt, ließ es nicht schön und die Braue darüber ungewöhnlich stark erscheinen. Diese Seite der Stirn war kreidig weiß, wogegen die linke Seite von roten und blauen Äderchen bedeckt war. Das linke Auge lag schräg nach der Schläfe zu und der Augapfel trat an der einen Seite stark hervor, wenn sie nach rechts hinsah. Die stark entwickelte Nase senkte sich scharf gekrümmt und völlig fleischlos über die schmalen Lippen, und das nur von der rechten Seite entwickelte Kinn hob sich in eigentümlicher Weise der Nase entgegen, so daß dadurch der Eindruck des geöffneten Schnabels eines Raubvogels hervorgebracht wurde.

Wie oft hatte sie dieses Gesicht im Spiegel gesehen ohne darauf zu merken, sie wußte daß sie häßlich war, doch glaubte sie es nicht mehr zu sein, als Tausend andere.

Von diesem verhängißvollen Tage an verbrachte sie oft Stunden vor dem Spiegel und verglich ihre Züge mit denen ihrer Schwestern. Oft auch versenkte sie sich im Anschauen des schönen Gemäldes im Wohnzimmer, um dann noch erfüllt von Rebekkas Schönheit vor den Spiegel zu treten und vor ihrem eigenen Bilde zurückzuschaudern.

Die Frage, „sehe ich aus, wie ein Mensch?" folterte sie Tag und Nacht und immer fester setzte sich bei ihr die Überzeugung fest: „Nein, ich habe kein menschliches Gesicht, ich allein unter allen Menschen habe nicht, was der Allerärmste, der Allerverachteste besitzt — ein menschliches Angesicht!" Ein namenloses Mitleid mit sich selbst überkam sie zu gleicher Zeit mit einer tiefen Scham. Nur nach schwerem Kampfe entschloß sie sich am Morgen, unter die Ihrigen zu treten, und mehr als je vergrub sie sich in ihre Studien, wenigstens scheinbar; denn wie oft saß sie da, den Kopf auf beide Hände gestützt und starrte ins Buch, ohne ein Wort zu lesen. — Der Schlaf floh ihr kummervolles Lager und während ihre Schwestern an ihrer Seite sich einer ungestörten Ruhe hingaben, rang sie in der Verzweiflung ihres Herzens mit Gedanken, die sie zu Boden drückten. Sie sagte sich, daß sie nicht nur ein Schreckbild für jedes fremde Auge, sondern auch ein Gegenstand des Kummers für ihre Eltern sei. Endlich kam ihr der Gedanken, ob ihr nicht doch noch zu helfen wäre. Ihr Vater war ein so geschickter Arzt, er hatte so vielen geholfen, vielleicht wußte er auch für sie Rat. Jeder Operation wollte sie sich mit Freuden unterziehen, alles ertragen, wenn es sie nur von diesem Banne erlöste, sich von der Menschheit ausgeschlossen zu fühlen. Dennoch vergingen

Tage, ehe sie es über sich gewinnen konnte, diese Frage an den Vater zu richten, schien es ihr doch unmöglich, über ihr Unglück zu sprechen.

Und nun war er da dieser gefürchtete und doch ersehnte Augenblick; die erste Frage war gethan und sie fühlte, daß mit ihren Thränen zugleich ein großer Teil ihres Kummers dahinfloß; denn nichts ist bitterer, als ein großes Leid so verborgen im Herzen zu tragen, daß keiner es sehen soll; in diesem Falle ist jede Mitteilung schon an sich eine Erleichterung.

Und der Vater? Der ganze Druck, der Johannas Herz verließ, legte sich mit doppeltem Gewichte auf das seine. Hatte er denn nicht alles gethan, um ihr und sich diese Stunde zu ersparen? Hatte er sie nicht mit Umsicht und Weisheit so hoch zu heben gesucht, daß ihr das Äußere gleichgültig werden mußte; war sie dennoch nicht so weit gekommen? Er suchte nach einer Antwort; noch konnte er von seinem Systeme nicht lassen. Die nackte Wahrheit ihr zu bieten und sie zu ermahnen, ihr Kreuz auf sich zu nehmen, das kam ihm nicht in den Sinn. —

Johanna faßte sich zuerst; sie trocknete ihre Augen und blickte fragend zu ihm auf, die gefalteten Hände auf die Brust gedrückt.

Endlich begann er mit bewegter, unsicherer Stimme: „Ein Wesen, das nach Geist und Gemüt so reich ausgestattet ist, sollte vor der Frage verschont bleiben, ob es — menschlich ist."

Fast gekränkt über dieses absichtliche Mißverstehen ihrer Frage fuhr sie auf: „Nicht das ist es, was ich dich frage, Vater; daß ich ein Mensch bin, sagt mir mein Herz und Verstand nur zu klar; aber ein Mensch sein und nicht die Züge eines solchen tragen — das ist schrecklich. Nicht meinem Spiegel will ich trauen, von dir will ich es hören,

der du mich siehst; sage es mir!" Ihre Stimme klang flehend, und angstvoll blickte sie zu ihm auf.

Noch immer konnte er sich zu keiner positiven Antwort entschließen und zögernd begann er:

„Im Laufe der letzten Jahre hat sich dein Gesicht wohl sehr verändert, jedoch" — — —

Johanna wandte sich mit einer hoffnungslosen Geberde ab: Ich frage nicht mehr; mir ist Antwort geworden! Aber dieses Eine sage mir noch: muß es so bleiben? Kann nichts geschehen, es zu ändern? Könnte vielleicht eine Operation? — ich wollte alles dulden."

„Die Chirurgie vermag nicht, zurückgebliebene Entwickelung zu ersetzen, noch verdorrten Blutgefäßen neues Leben zu verleihen," erwiderte düster der Vater, endlich erkennend, daß hier nur volle Wahrheit am Platze sei — „wäre auf diesem Wege etwas zu erreichen gewesen, schon lange wäre es geschehen."

So muß ich zeitlebens unglücklich bleiben! rief Johanna, deren Thränen neu hervorbrachen, händeringend aus.

Der Vater richtete sich auf; er hatte sich endlich zurecht gefunden: Unglücklich? Nein das brauchst du nicht zu sein. Wärest du taub, blind, verwachsen, dann wollte ich dich unglücklich nennen; diese Übel brächten große Einschränkungen über dein geistiges, große Beschwerden über dein physisches Leben mit sich; doch jetzt mußt du dich glücklich, hochglücklich schätzen, daß du im Vollbesitze deiner Geisteskräfte geblieben bist, ich möchte fast sagen unbegreiflicher Weise bei so tiefgehender Störung des Organismus."

„Es ist mir durchaus nicht klar, ob ich dieses als eine Wohlthat ansehen soll, erwiderte Johanna bitter, zu was nützt mir Klarheit des Urteils als nur dazu, mein Elend tiefer zu erkennen; wäre nicht eine glückliche Stumpfheit des Geistes für mich erwünschter? Könnte mir

der Gartenzaun schon als die Grenze der Welten erscheinen, könnte ich mich schon dann zufrieden fühlen, wenn mein Tag mit stricken, jäten, nähen ausgefüllt wäre und könnte ich jedes Ding, ohne zu prüfen, ohne zu vergleichen hinnehmen, wie es ist; dann und nur dann würde mir das Leben noch eine Lust sein."

„Johanna! besinne dich, du sprichst im Traume!"

„O nein, ich lebte im Traume und bin jetzt erwacht!"

„Wie ist es möglich, daß du den Wert der Studien unterschätzen kannst, die diese letzten Jahre ausgefüllt haben?"

„Das Studium der letzten Jahre? ich will dir sagen, was es mir gebracht hat: du weißt es; du selbst hast mich darauf aufmerksam gemacht, wie das ganze griechische Altertum erfüllt ist vom Kultus des Schönen. Die Beschäftigung damit hat auch in mir ein tiefes Gefühl für das Schöne zum Bewußtsein gebracht. O, Schönheit! Besonders Menschenschönheit! Wie ein harmonischer Strom das Ohr berührt, so berührt wahrhaft Schönes das Auge; der Eindruck dauert fort so lange der Blick auf den vollendeten Formen ruht, und erquickt wendet er sich wieder zu dem minder Schönen, das uns umgiebt. Mit dieser Erkenntnis des Schönen fühle ich mich als einen Mißton in der Harmonie der Erscheinungswelt. Das hat mir das Studium der alten Griechen gebracht; ist das ein Glück? Wie soll ich weiter leben mit diesem Bewußtsein?!"

Die Arme über der Brust verschränkt schritt Johanna erregt im Zimmer auf und nieder, während der Vater, auf sein Pult gestützt, die Augen mit der Hand bedeckte. Er sah es, sie war im Fieber und mußte sich aussprechen; darum hemmte er sie mit keinem Worte, obgleich sein Herz blutete.

Johanna fuhr fort: „Und was sagen mir die Römer? Welche Bilder führen sie mir vor? Um nichts anderes

dreht sich all' ihr Denken und Forschen als um den Menschen; um nichts anderes als um ihn all' ihre Studien, ihre Philosophie und ihre Rechtswissenschaft. Sein Treiben, Denken, Fühlen, seine Schicksale, Kämpfe und Siege füllen ihre Schriften und eben dieses, das Menschenleben ist es, was mir ewig fremd bleiben wird. Nie werde ich in sein Leben hineinschauen dürfen, nie in der Menschen Augen die Gedanken lesen, die der That vorhergehen oder ihr folgen, nie Zeuge seiner Arbeit sein. Mit Entsetzen und mit Grauen wird sich jedes Auge von mir wenden, nichts werde ich um mich sehen als Furcht und Schrecken, und mitten auf der Erde lebend wird sie mir unbekannt bleiben wie der entfernteste Stern!"

Der Paroxismus hatte seinen Höhepunkt erreicht; ein Brustkrampf machte ihren Worten ein Ende und sie sank, nach Luft ringend auf den nächsten Stuhl nieder. — Der Doktor hatte diesen Augenblick kommen sehen; jetzt trat er an seinen Schrank, nahm ein Fläschchen heraus und gab in der ruhigen, sicheren Weise, durch die er so beruhigend auf seine Patienten wirkte, die Tropfen, die den Krampf alsbald lösten. Willenlos ließ sich Johanna jetzt zum Sofa führen, auf dem er sie mit liebevoller Sorgfalt bettete, ihr die Polster zurecht legte und ihre Stirn mit Kölnischem Wasser badete. Dann setze er sich zu ihr, nahm ihre Hand zwischen die Seinen und streichelte sie leise, wie man es mit einem kleinen Kinde thut. — Johannas Thränen flossen allmählich sanfter; sie war ruhiger geworden; endlich sagte sie traurig: „Ach Vater, warum haben wir Protestanten keine Klöster mehr; wie gerne möchte ich mich in einer Zelle verbergen!"

„Ein neuer Beweis, wie gut es ist, daß wir keine mehr haben," — lächelte der Vater — „daß nicht jedes Mädchen in einer krankhaften Aufwallung des Gefühles

sich einem Lose hingeben kann, das sie hernach weit schwerer drücken würde, als alles, was sie flieht."

Auch Johanna lächelte jetzt und da er sie nun für fähig hielt, der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken, befragte er sie über die Veranlassung, die sie zu diesen Grübeleien über sich selbst gebracht. Sie erzählte ihm alles und diese ruhige Besprechung that ihr mehr wohl, als alles Übrige. Er suchte ihren Mut zu heben, ihr das innere Gleichgewicht wieder zu geben und ihr eine Lebenssphäre zu zeigen, in der sie sich glücklich fühlen könnte. Da es ihm nicht gelungen war, sie ohne ihr Wissen in derselben fest einzubürgern, wollte er dieses edle Ziel nun durch ihre bewußte Mitwirkung erreichen.

„Dein Gesicht, Johanna" — sprach er — „zieht Klostermauer und Zelle um dich. Auf dich wird es nun ankommen, diese Zelle so auszubauen, daß sie eine reiche Welt um dich wird. Weit davon entfernt, Welt und Menschen nicht kennen zu lernen, bleibt dir die Zeit, sie in ihren Tiefen zu studieren. Die Besten aller Nationen sind durch die Werke ihres Geistes die Genossen aller Zeitalter geworden; erwähle dir diese zu deinem Umgange und du wirst in einem Kreise leben, um den dich Könige beneiden können. Um dich in den Ahnensaal der Voreltern unserer Geistesbildung einzuführen, lehrte ich dich die alten Sprachen kennen; die modernen wirst du dir nun leicht aneignen und dann sind dir die Schatzkammern erschlossen, in denen die ganze Menschheit ihren besten Besitz niederlegte. Meinst du, daß ein Menschenleben genügt, um diese Reichtümer zu durchforschen? Deine Zeit wird kaum hinreichen, nur das Edelste und Beste aller Nationen kennen zu lernen, durchzukosten, zu vergleichen; und zwei Dinge wirst du dabei voll genießen; das Glück des Denkens und die Lust am Urteile. Du bist vielleicht noch zu jung, um mich

ganz zu verstehen; das aber wirst du wohl begreifen, wie wenig du berechtigt bist, dich für absolut unglücklich zu halten. Wie wenig du es deines Gesichtes wegen zu sein brauchst, zeigt dir ja schon der Umstand, daß du mitten in einem zahlreichen Familienkreise vollkommen zufrieden und ungekränkt gelebt hast bis zu dem Tage, wo die Indiskretion einer Fremden den Schleier vor deinen Augen zerriß."

Zum ersten Male wandte Johanna den Blick rückwärts in die Vergangenheit; sie gedachte der schönen reichen Stunden, die sie mit dem Vater verbracht, der heiteren Tage, der befriedigten Stimmung, in der sie gelebt und wie ein Strahl blendenden Lichtes berührte sie die Erkenntnis der unvergleichlichen Liebe und Sorgfalt, deren Gegenstand sie immer gewesen und die sie geschirmt und getragen bis zu dieser Stunde. Sie sprang auf, und sich mit Wärme gegen den Vater wendend rief sie aus:

„Vergieb mir, mein Vater! Du hast recht; ich sprach im Fieber! Ich will alle bösen Gedanken von mir weisen, und den Faden meines glücklichen Daseins wieder aufnehmen, wo er mir zerrissen wurde. Deiner Leitung will ich jetzt bewußt vertrauen, wie ich mich ihr früher unbewußt überließ, und diesen schönen Gewinn trage ich aus dem schweren Kampfe dieser Tage davon, zu wissen, welch' einen liebreichen, unvergleichlichen Vater ich habe."

Auf jedem anderen, auch dem unschönsten Gesichte hätte dieser Augenblick schöner Erregung eine Spur von Liebreiz hervorgerufen; aber in diesen traurigen Zügen war der Ausdruck ein so peinlicher, daß der Vater sein armes Kind in die Arme schloß und ihr Gesicht an seiner Brust barg, während zwei große Thränen aus seinen Augen in ihr blondes Haar rollten.

Johanna verließ das Zimmer des Vaters, um ihr eigenes aufzusuchen. Im Wohnzimmer begegnete sie Änuchen;

sie kniete nieder und die Kleine an sich ziehend sagte sie: „Hab' mich lieb, Änncheu!" Das Kind sah sie etwas erstaunt an, doch gewohnt, die Liebkosungen der Geschwister entgegenzunehmen und zu erwidern, schlang sie ihre Ärmchen um der Schwester Hals und sagte mit dem weichen Schmeicheltone ihrer Stimme: „Lieb' lieb' Hannchen!" — Ahnte Johanna, daß ein schlagendes Herz nicht unter abgeschiedenen Geistern zu leben vermag, daß Leben Leben um sich bedarf, um nicht zu verkümmern? Bewußt war es ihr gewiß nicht; dennoch küßte sie die Kleine mit leidenschaftlicher Wärme und ging dann auf ihr Zimmer. Sie fühlte sich todmüde und warf sich auf ihr Bett, um noch eine Stunde vor dem Essen zu schlafen.

Während dessen saß Dr. Wolter an seinem Schreibtische den Kopf in die Hand gestützt. War das derselbe Mann, den wir am Morgen gesehen? Ein grauer Schatten hatte sich über sein Gesicht gelagert; es war, als sei er mit einem Male älter geworden. Ihm war wie einem Meister, dem sein liebstes Kunstwerk, an das er Jahre seines Lebens gewandt, unter den Händen zerbrochen. Er hatte wohl versucht, die Stücke wieder zu leimen; aber er glaubte selbst nicht an die Dauerhaftigkeit dieser Arbeit; ja er zweifelte sogar an der Richtigkeit seiner ganzen Berechnung. Hatte nicht in Johannas aufgeregten Worten doch viel Wahres gelegen, viel innerlich Erfahrenes? Aber was dann, wenn sich dieser Weg als unzureichend erwies? Und er begann zu fühlen, daß es ein trauriges Ding war, wenn er als Ersatz für das volle Menschenleben Johanna das Glück des Stubengelehrten pries. Eine unendliche Leere breitete sich vor seinen Augen aus und der glückliche, zufriedene Mann, der ausgesprochene Optimist fühlte sich zum ersten Male mit dem Leben zerfallen. —

4. Kapitel.

Was ist Schönheit der Seele?

Johanna erwachte nach kurzem traumlosen Schlafe mit dem Gefühle, als sei ihr eine schwere Last vom Herzen genommen. Sie hatte mit dem Vater gesprochen; er hatte sie so schön, so liebevoll getröstet; er hatte ihr gesagt, sie habe keinen Grund, sich unglücklich zu fühlen; sie glaubte es ihm aufs Wort und erhob sich glücklich und getröstet von ihrem Lager. Als sie aber vor den Spiegel trat, ihr Haar zu ordnen, da fühlte sie wieder den Druck der Sklavenkette, die sie trug.

„Der Vater weiß nicht, was das heißt, ein solches Gesicht, wie ich es besitze, stets mit sich herumtragen zu müssen" — seufzte sie — „wie wäre es denn möglich, daß ich mit nach Rosenheim ginge wie die Schwestern?"

Sie wußte, es sollte dort getanzt werden; als Kind hatte sie oft getanzt und hernach auch mit den Geschwistern zum Spiele der Mutter in der Dämmerstunde; aber jetzt! Sie stellte den Spiegel aufrecht an die Wand, und machte einige Tanzbewegungen, den Kopf hin- und herwendend ohne ihr Bild im Spiegel aus den Augen zu verlieren. „Entsetzlich!" — rief sie aus, das Gesicht in den Händen verbergend. — „Wenn die Sitte es wenigstens erlaubte, so einherzugehen!" — setzte sie mit einem schnell aufkeimenden Gedanken hinzu und löste ihr volles Haar, das Einzige, was sie an Schönheit besaß. Sie ordnete es mit dem Kamme und ließ es nach vorn und über den Rücken

gleich einem Schleier herabfallen; so war ihr Gesicht völlig verdeckt und durch die Haare hindurch betrachtete sie sich im Spiegel.

„Nein, auch so geht es nicht" — seufzte sie — so sieht mein Kopf ganz spitz aus; ich bin eben durch und durch ein Scheusal, eine Vogelscheuche, nur fliehen leider vor mir nicht Vögel sondern Menschen; Wesen wie ich selbst, die meinen Anblick hassen."

Traurig begann sie ihr Haar wieder zu ordnen und ihre Gedanken kehrten zu ihrem Gespräche mit ihrem Vater zurück. Sie sah es ein, daß Einsamkeit, vollkommene Zurückgezogenheit ihr Lebenslos war; doch ihr Vater schien das nicht für ein Unglück anzusehen.

„Was ist denn Unglück?" — fragte sie sich und gab sich selbst die Antwort: — „Dasjenige ist ein Unglück, das uns in einen Seelenzustand versetzt, der es uns unmöglich macht, uns heiter und zufrieden zu fühlen; der Vater meint also, daß ich mich trotz meines Gesichtes heiter und zufrieden finden könnte. — Kann ich es sein, ausgeschlossen von der Welt? — Was ist — Welt? — Ist das nur die Welt, wohin sich die Schwestern heute begeben werden? Gehört nicht die ganze Natur auch der Welt an? Und liegt nicht auch in den Geistesprodukten der Denker, der Forscher, der Poeten ein Teil der Welt und zugleich der beste? Nein, ich bin nicht ausgeschlossen vom Leben der Welt; aber ich muß anders leben als alle anderen Menschen; der Vater hat Recht; ich muß mir eine eigene Welt schaffen. Haben nicht alle Weisen die Zurückgezogenheit hoch gerühmt? Sie stellen alle die Schönheit der Seele weit über äußere Schönheit. Was ist Seelenschönheit? Edle Gesinnung, Abscheu vor dem Gemeinen, ein sich Erheben zu hohem geistigen Genusse; die Seele schmückt sich durch die Kenntnisse des Geistes wie mit kostbaren Juwelen;

Seelenschönheit läßt uns unter Sternen wandeln und mit Verachtung herabblicken auf das Getriebe des gewöhnlichen Lebens. Ich will nach Seelenschönheit streben; der Vater nennt mich reich begabt; es muß mir gelingen, das geistig zu erringen, was mir äußerlich versagt ist; ohne einen Gedanken des Bedauerns will ich den weltlichen Freuden entsagen, Seelenschönheit erlangen wir nur durchs Studium, und der Vater sagt, ein Menschenleben reicht nicht hin, um alles zu erschöpfen, was vor uns gedacht ward."

Ihr Herz schwoll in glücklichem Stolze; was hatte sie denn gemein mit den Bestrebungen der Schwestern, lagen ihre Ziele nicht weit höher? Sie trat wieder vor den Spiegel, um ihre Zöpfe aufzustecken, und legte sie mit Sorgfalt also, daß ihr Kopf eine rundere Form erhielt. Wie lang und dürr ihr Hals war; die Krankheit hatte sich auch über ihn ausgebreitet und in erschreckender Weise das Muskelspiel blosgelegt; sie hatte bisher nicht darauf geachtet; jetzt schien es ihr zum Beginne der Seelenschönheit notwendig zu sein, diesen schrecklichen Hals zu verbergen. Sie nahm zwei Tüllstreifen aus ihrer Kommode und nähte sie zu einer breiten Tüllkrause zusammen; jetzt erst ging sie hinab. — Sie hatte das Gefühl, als sei sie eine ganz andere geworden, was sich auch deutlich in Gang, Haltung und Sprache bekundete; wären nicht Mutter und Schwestern so sehr von den Vorbereitungen für den Abend hingenommen gewesen, es hätte nicht unbemerkt bleiben können. So wie die Dinge waren, setzte sie sie nur in großes Erstaunen, als sie ruhig und fest erklärte, daß sie zu Hause bleiben würde. Erschrocken sah die Mutter auf: „Johanna, wie kommst du zu diesem Entschlusse?"

„Dadurch, daß ich in den Spiegel geblickt und gesehen habe, daß ich in keine Gesellschaft passe."

Sprachlos stand die Mutter da; ja Johanna war klug, sehr klug; das, was sie selbst nicht gewußt wie ihr klar zu machen, ohne sie zu kränken, das hatte sie selbst erkannt und ohne zu schwanken das Richtige erwählt. Sie umarmte sie mit Thränen.

„Ach Kind, du hättest ein besseres Los verdient, so jung schon allen, allen Rechten der Jugend entsagen zu müssen, das ist hart."

„Ich frage nichts nach solchen Vergnügungen" — erwiderte Johanna sich hoch aufrichtend und sich im Bewußtsein ihrer höheren Aufgabe fühlend — „ich habe ein reicheres Leben daheim und bleibe lieber hier."

Die Schwestern sahen sie mit traurigen teilnehmenden Blicken an, sie aber ging gehobenen Hauptes in das Zimmer des Vaters und wählte sich einen Band des Äschylus zur Lektüre für den Nachmittag aus. Des Vaters liebevolles Eingehen auf ihre Wünsche that ihr wohl; er half ihr bei der Auswahl des Buches und sagte mit einem halben Seufzer:

„Hinge es von mir ab, ich bliebe auch lieber daheim; es würde aber die Regierungsrätin kränken, ich habe es ihr fest versprochen zu kommen; es muß schon sein."

Diese Worte bestärkten in Johanna die Überzeugung, daß sie das bessere Teil erwählt habe und drängte das bittere Gefühl der gezwungenen Entsagung zurück. Aber als die beiden Schwestern vor ihr standen in ihren leichten mit eingewebten Rosenknospen übersäten Musselinkleidern selbst zwei Rosenknospen gleichend, als sie so froh und glücklich aus dem Zimmer eilten von Lenchen und den Brüdern unter Scherz und Lachen hinausbegleitet, um ihren Platz in dem ihrer harrenden Wagen einzunehmen, da lehnte Johanna ihren Kopf an den Thürpfosten des Wohnzimmers und weinte bittere von niemand gesehene Thränen.

Fast wäre die Mutter wieder aus dem Wagen gesprungen, denn gerade im Augenblicke der Abfahrt erklang ein jammervolles Kindergeschrei vom Hofe her; doch des Doktors feste Hand verhinderte dieses.

„Du bleibst ruhig sitzen, Elise," sagte er entschieden, „wer so schreien kann, ist noch nicht am Tode; zudem ist Johanna da, sie wird schon für alles sorgen."

Der Wagen rollte davon und selbst der besorgt zurückschauende Blick der Mutter blieb ohne Antwort.

Aber auch an Johannas Ohr war das Wehgeschrei vom Hofe her gedrungen und hatte sie aus ihrem Kummer aufgeschreckt; die Eltern waren fort; zum ersten Male im Leben trat die Anforderung an sie heran, selbst einzugreifen; erschrocken eilte sie hinaus. Es waren natürlich die kleinen Störenfriede Willi und Billi; der eine war auf das Regenfaß geklettert und hineingefallen, und der andere war, um ihn zu retten, nachgesprungen; nun standen sie Beide mit den Köpfen über den Rand des Fasses hinausguckend und schrieen aus Leibeskräften. Johanna hob sie schnell heraus und mußte dann doch lachen, als sie die kleinen Unglückspitze dem Hause zutraben sah. Auf der Schwelle desselben empfing sie Lenchen mit einem Gusse von Scheltworten und Weisheitslehren, die aber an ihnen ebenso glatt abflossen als die Ströme Regenwassers, mit denen sie ihren Weg bezeichneten. Aber was war jetzt zu thun? Die Kindermagd war nicht zu Hause, Johanna mußte sich selbst entschließen, die Durchnäßten zu trocknen, abzureiben und neu anzukleiden; ja sie fühlte es wohl, daß sie jetzt nichts wichtigeres thun konnte, als sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Aber ach, wie ungeschickt war sie dabei; sie mußte sich förmlich schämen, daß Lenchen weit besser Bescheid wußte was geschehen müsse, und als sie die blassen vor Schreck und in Folge des kalten Bades zähneklappernden

Bübchen ansah, da begann sie zu fühlen, daß das, was sie die niederen Beschäftigungen des Lebens nannte, nicht so unwesentlich sei, daß sogar Leben und Gesundheit davon abhänge, und sie nahm sich daher mit aller Sorgfalt der ungewohnten Aufgabe an. „Ob solche Dinge wohl der Schönheit der Seele schaden können?" fragte sie sich dabei. „Erhaben ist es nicht, sich mit nasser Wäsche abzukramen, aber was ist zu thun, die armen Kinder frieren so! Ich werde morgen anfangen, nach meinem erhabenen Ziele zu streben, heute muß ich den Kindern leben; sie sind ohne Aufsicht und es könnte noch ein Unglück geschehen." „Weint doch nicht mehr, meine Herzchen," sagte sie, sie zärtlich liebkosend, „ihr seid ja starke Buben und hernach sollt ihr warmen Kaffee haben."

„Aber Johanna," flüsterte Lenchen, „das hieße ja ihre Unartigkeit noch belohnen, das geht nicht an!"

„Laß' nur," erwiderte diese lachend, „heute ist es zum ersten Male, daß ich mit euch allein zu Hause bin, und das muß gefeiert werden."

Es war über sie eine eigene Stimmung gekommen, eine Lust, sich selbst die Zügel schießen zu lassen, mit den Kindern Kind zu sein und, indem sie sie durch ihre Gegenwart vor Unheil schützte, sich ihres kindlichen Frohsinns selbst zu freuen. Es war ihr als nippe sie dabei an dem ihr verbotenen Becher irdischen Glückes; sie sann darauf, die Kleinen zu vergnügen und vergnügte sich selbst. Kinder sind so dankbare kleine Wesen; sie hingen sich mit stürmischen Liebesversicherungen an ihre Kleider und Arme, sie aber küßte ihre blühenden Gesichtchen und hatte auf Stunden, ohne es zu ahnen, ihr Leid vergessen. Der Abend war da, ehe sie es gedacht und vom Spielen müde, baten die Kinder: „Komm' hinauf in die obere Laube und erzähle uns eine Geschichte."

Die sogenannte obere Laube lag auf einem kleinen Anberge auf der einen Seite des Gartens; von hier aus hatte man einen weiten Blick über die ganze Gegend, die dem Auge ein gar liebliches Landschaftsbild darbot. Den Horizont begrenzte ein Höhenzug, dessen bewaldete Kuppen oft coulissenartig hinter einander hervortraten, tiefe Thaleinsenkungen teils zeigend, teils erraten lassend. Hier und da zog sich die Waldung bis zum Fuße des Berges hinab, gleichsam als habe dieser einen dunkelgrünen Mantel umgeworfen, der sich in weitem Umfange um ihn lagerte. Freundliche Dörfer hatten sich an freier belegenen Stellen im Schutze der Berge angesiedelt und ihre roten Dächer bildeten eine angenehme Abwechselung für das Auge. Je näher der Stadt, desto belebter und mannigfaltiger ward das Bild: Felder und Baumgärten lagen um wohlgebaute Gehöfte, die in der nächsten Nähe der Stadt zu Landhäusern und hübschen Villen wurden. Dazwischen zog sich die Chaussee, deren regelmäßige Allee von italienischen Pappeln sich so weit mit dem Auge verfolgen ließ, bis sie sich zwischen den Bergen verlor. Im Vordergrunde lag die große Stadtwiese, die sich rechts bis an den Stadtweiher zog, dessen anderes Ufer wie von einem Kranze von Villen und Gärten umgeben war und auf der linken Seite von dem schönen Eisengitter des Stadtgartens begrenzt ward. Jenseits der Wiese, etwas nach links lag der Schützengarten mit seinem hübschen Hause und dem freien Platze davor, wo das Schützenfest jährlich abgehalten wurde und den einzelne prachtvolle Baumriesen zierten. Die Sonne war im Untergehen und warf ein magisches Licht über diese lachende Gegend, überkleidete die Berge mit rosigem Scheine und verbreitete über alles diesen Zauber der Anmut, den der Abschiedblick der Sonne allein zu geben vermag.

Johanna war wie bezaubert von diesem Bilde; doch

unwillkürlich wandte sich ihr inneres Auge wieder auf sie selbst zurück und mit wahrem Schmerzgefühle empfand sie sich als einen Mißton in dieser allgemeinen Harmonie der Schöpfung, die ihr überall in wahrer Schönheit entgegenstrahlte. Es ward ihr peinlich, die erwartungsvollen Blicke der Kinder auf sich gerichtet zu fühlen und fast unfreundlich sagte sie zu ihnen:

„Nehmet eure Bänkchen und setzt euch so, daß ihr die Sonne ansehen könnt."

Die Kinder gehorchten etwas erschrocken durch den strengen Ton der Stimme, nur Ännchen meinte schüchtern: „Wenn Mutter mir eine Geschichte erzählt, seh' ich ihr immer ins Gesicht."

„Nun ja," erwiderte Johanna, „das ist gut, wenn man im Zimmer ist; aber wenn die Sonne so schön untergeht, paßt es sich nicht, ihr den Rücken zu drehen. Auch du, Lenchen, setze dich vor die Laube, so siehst du es auch besser, hören könnt ihr mich ganz gut, ich bin ja dicht bei euch."

So hatte sie sich von den Blicken der Geschwister befreit; ihr Herz war voll von den Eindrücken des Tages; sie sann ein Weilchen nach, dann begann sie wie folgt:

„Es war einmal ein großer schöner Wald, der war so schön, daß, wer einmal hineinging, sich gar nicht mehr von ihm trennen wollte. Nirgend sah man herrlichere Bäume als hier, nirgend reizendere, duftendere Blumen, und das war auch ganz natürlich; denn es war ein Zauberwald und er gehörte einer schönen Fee, die mitten im Walde in einem unsichtbaren Schlosse wohnte. Sie war es, die den Wald so lieblich schmückte; sie hatte auch allen Tieren in demselben die Sprache verliehen, so daß sie reden konnten wie die Menschen. Der König des Landes wußte es aber nicht, daß dieser Wald der Fee gehörte; denn ihr Schloß

war unsichtbar; er hatte einen Forstwart dahin gesetzt, der in einem kleinen Thale wohnte, das sich in den Wald hineinzog. In dessen Grunde stand eine Hütte, die bewohnte er mit seiner Frau und mit seinen vielen Kindern. Er hatte aber sehr wenig zu thun, denn die Fee schützte schon selbst ihren Wald, so daß kein Wilderer und kein Holzdieb abzufassen war: daher erhielt er auch niemals Fanggeld und hatte es sehr schwer, seine Familie das Jahr hindurch zu ernähren. Der König war ärgerlich auf ihn; man glaubte, daß er ein schlechter Forstwart sei; denn wenn man einmal in diesem Walde jagte, fand man niemals ein Wild. Die Fee verblendete den Jägern die Augen, daß sie nicht sahen, wie sich das Wild dicht neben ihnen im Grase niederkauerte und den Hunden nahm sie den Geruchsinn oder leitete sie irre, so daß sie nie ein Wild aufspürten. So meinte denn der König, der Forstwart tauge nichts und man ließ ihn nur auf seiner Stelle, weil man Mitleid mit seinen vielen kleinen Kindern hatte, die unversorgt gewesen wären, wenn man ihn fortgeschickt hätte. Und auch er wollte den Ort nicht verlassen, um sich eine bessere Stelle zu suchen; denn der Zauberwald hatte es ihm angethan. Wenn er am Morgen traurig und sorgenvoll aufstand und in den Wald ging, das Holz für den Winter zu schlagen, ward er ruhig und heiter sobald er in den Wald trat, und kam er dann heim, dann hatten seine Kinder auch fröhliche Gesichter aus dem Walde mit nach Hause gebracht und sie saßen dann bei ihrem kargen Mahle so fröhlich beisammen, als wenn sie die feinsten Speisen vor sich hätten. Es schmeckte auch alles so gut, weil sie alle tüchtig arbeiten mußten. Der Vater mit den Söhnen hatten ein kleines Feld umzugraben, das bestellt werden mußte; die älteren Mädchen mußten die Kleinen warten, zwei Ziegen mußten gehütet werden und die Mutter hatte mit Nähen und Waschen

alle Hände voll zu thun. Nur die älteste Tochter arbeitete niemals und lebte wie eine Prinzessin; das einzige was sie that, war, daß sie im Walde Kräuter sammelte, die die Mutter hernach trocknete und in der Stadt verkaufte.

Sie hieß Bella und war so schön, so wunderschön, daß ihr niemand widerstehen konnte. Bisweilen wenn alle Kinder schliefen, sprachen der Vater und die Mutter zusammen und sagten: „Das geht nicht länger so; Bella muß auch arbeiten; gleich morgen muß sie anfangen."

Wenn aber der Morgen kam und Bella sprach:

„Gieb mir den Korb, Mutter, ich will in den Wald gehen, Kräuter zu sammeln."

Dann sah die Mutter sie an, wie sie so wunderschön vor ihr stand und sie konnte nicht anders, sondern sagte gleich:

„Ja, ja geh mein Kind," und reichte ihr den Korb.

Ging sie dann zum Vater und sagte: „Nimm mich mit, Vater, ich will in den Wald, Kräuter zu sammeln," dann schaute er sie an und dachte, wie sie so herrlich anzusehen sei, konnte nicht widerstehen und sagte nur: „Ja, komm mit, mein Kind!"

Aber im Walde fiel es Bella nicht ein beim Vater zu bleiben; sie ging ihre eigenen Wege; denn sie wußte sich im Walde wohl zurechtzufinden und lief nicht Gefahr sich zu verirren. Im Gegenteil, sie fühlte sich hier so recht zu Hause und wie in ihrem Königreiche; denn sie beherrschte alles durch ihre gewaltige Schönheit.

Betrat sie den Wald, dann riefen die Vögel einander zu: „Sie kommt, sie kommt," hörten auf zu singen und guckten durchs Laub zu ihr hin. — Die Turteltauben drehten sich hin und her und gurrten: „Schöne Bella, schöne Bella!" Die kleinen Eidechsen hemmten ihren Lauf und erhoben sich auf den Hinterfüßchen, um sie besser zu sehen, Häschen und Igel saßen zu beiden Seiten auf

ihrem Wege und machten ihre Männchen, sie zu begrüßen und selbst der Maulwurf, der doch in der Erde lebt und Regenwürmer frißt und nichts von Schönheit weiß, hob sich mit halbem Leibe aus seinem Bau und blinzelte ganz geblendet zu ihr hin, wenn sie vorüberging.

Durch den Wald floß ein schöner Bach an dessen Ufern die schönsten Blumen wuchsen; der bildete an einer Stelle einen allerliebsten Wasserfall. Hier war Bellas Lieblingsplatz, da setzte sie sich ins weiche Moos und stellte ihren Korb neben sich hin; da kamen dann die Tiere des Waldes und sprachen mit ihr und erzählten ihr allerlei, daß ihr die Zeit nicht lang wurde; sie flocht sich dann Blumen in ihr Goldhaar und sang dabei mit einer wunderlieblichen Stimme, daß alle schwiegen, um ihr zuzuhören und der Wald sie mit leisem Rauschen begleitete, das wie Harfentöne klang. War sie hungrig so brachten ihr die Vögel die schönsten reifen Beeren und nach Kräutern brauchte sie nicht zu suchen: denn die trugen auf ihren Befehl die kleinen Waldtiere zusammen, bis der Korb ganz voll war. — Wenn sie sich recht schön mit Waldblumen geschmückt hatte, stand sie auf, um sich im Bache zu besehen, und sobald sie sich über den Rand beugte, ward das Wasser ganz still und eben wie ein Spiegel; es wagte nicht einmal zu beben, um ihr Bild nicht zu verderben und die Cicaden sangen dazu im Schilfe:

„Schön ist der Sonnenstrahl
Schön ist der Wasserfall
Doch schön vor allen ist Bella im Thal'."

Das gefiel Bella wohl, und weil ihr alles huldigte und sie bewunderte, alle ihr ungebeten dienten, ohne je einen Dank zu verlangen, so glaubte sie, die wichtigste Person auf der Welt zu sein und bildete sich ein, daß

alles nur zu ihrem Vergnügen und Nutzen da sei. Ihr Herz wurde hart und unbarmherzig; sie fühlte mit keinem Geschöpfe Mitleid; gleichgültig trat sie die armen kleinen Käfer tot, die starr vor Staunen über ihre Schönheit auf ihrem Wege stehen blieben, und was noch ärger war: wenn es ihr einfiel, fing sie die hübschen kleinen Vögel, die sich ihr so zutraulich auf Arm und Schulter setzten, drehte ihnen die Köpfe um, brachte sie heim zur Mutter und sagte mit ihrer süßen Stimme: „Lieb Mütterchen, mach' mir einen schönen Braten daraus," und die Mutter konnte ihr nicht widerstehen und that wie sie wollte, und wenn die Mutter einmal fragte:

„Wo bekommst du denn die armen Tierchen her? es ist doch schade um die schönen Vögelchen," dann antwortete sie: „Ach was, die dummen Tiere fliegen mir von selbst zu, und es giebt ihrer so viele, daß ich alle Tage Braten essen kann und doch nicht zu kurz käme."

So kam es, daß Bella wie eine Prinzessin lebte, während ihre Geschwister nur Brot und Kartoffeln hatten.

Da geschah es eines Tages, daß ein schlankes Reh aus dem Dickicht trat und aus dem Bache trank; als es den Kopf erhob, sah es Bella im Grase sitzen und es ging ihm nicht anders, als den kleinen Tieren: es kam freundlich an sie heran, legte sich neben ihr ins Gras und schmiegte seinen Kopf an ihre Schulter. Sie aber schlang beide Arme um seinen Hals und da sie den Vater in der Nähe glaubte, rief sie:

„Vater, Vater komm geschwind mit dem Beile; ich habe ein Reh gefangen, das giebt Braten für viele Tage!"

Erschrocken sprang das Rehchen auf; sie aber gab es nicht frei, sondern ließ sich mit in die Höhe ziehen und hielt seinen Hals mit den Armen fest umklammert. Doch des Rehleins Hals schwand plötzlich aus ihren Armen hinweg

und vor ihr stand hochaufgerichtet mit erzürntem Angesichte — die Fee des Waldes!

Bella wußte gleich wen sie vor sich sah; alle Tiere hatten ihr von der Fee erzählt, und sie glaubte im ersten Augenblicke, auch sie sei gekommen, sie zu bewundern. Wie aber ward ihr, als diese mit strengem Tone sagte:

„Zu mir sind die Klagen meiner Tiere über dich gedrungen. Ich habe mich selbst überzeugen wollen, ob du wirklich so falsch und schlecht bist, wie es die armen Waldvögelchen klagen und habe gesehen, wie du die Gabe mißbrauchst, alle Herzen zu gewinnen. Zur Strafe nehme ich dir deine Schönheit und deine bezaubernde Stimme; wie sich bis jetzt jedes Wesen zu dir hingezogen fühlte wegen deiner Schönheit, so soll dich von nun an jedes fliehen, entsetzt durch deinen Anblick."

Bei diesen Worten berührte die Fee Bellas Stirn mit einem Zauberstabe und verschwand. In demselben Augenblicke entstand ein raschelndes Geräusch um sie her, alle Tiere im Laube der Büsche und Bäume und im Grase zu ihren Füßen, die immer einen Hofstaat um sie gebildet hatten, wohin sie auch ging, flohen entsetzt von dannen. Sie war plötzlich ganz einsam und allein im Walde und es fing ihr an graulich zu werden. Die Worte der Fee brausten ihr noch vor den Ohren, ohne daß sie deren Sinn ganz verstanden hätte. Sie wollte sich im Bache spiegeln; es konnte doch nicht möglich sein, daß sie ihre Schönheit wirklich verloren hatte; sie beugte sich über den Rand desselben, wie sie oft gethan hatte; aber der Bach trieb recht wie mit Absicht so krause Wellchen, daß sie nichts unterscheiden konnte. Voll Ärger spuckte sie hinein und ging bis zu einer Stelle, wo er ruhig floß. Aber was erblickte sie da? sie schrie auf vor Entsetzen; sie war so häßlich geworden, so häßlich wie — wie, nun

so häßlich wie die Nacht und war doch so schön gewesen, wie der Tag!

Verzweifelt riß sie die Blumen aus ihrem Haare, das nun auch kein Goldhaar mehr war, warf sich auf den Boden und weinte bitterlich, zum ersten Male in ihrem Leben. Lange konnte sie sich nicht entschließen nach Hause zu gehen, da aber trotz ihres Rufen, Schelten, Bitten kein Vogel, kein Häschen ihr nahte, ihr Korb auch nur halb gefüllt blieb, sah sie wohl ein, daß ihr kein längeres Weilen im Walde nützen könnte und schlich betrübt nach Hause.

Sie trat in die Hütte und wollte den Eltern ihr Leid klagen; aber weder die Eltern noch Geschwister erkannten sie; sondern sie wurden sehr zornig über sie, sagten, sie sei ein fremdes Mädchen, das Bellas Kleider gestohlen habe, griffen nach den Stöcken und jagten sie davon. Darnach suchten sie überall nach ihrer schönen Tochter und trauerten sehr um sie.

Bella aber lief in den Wald hinein soweit ihre Füße sie nur tragen konnten; die Thränen, die sie jetzt weinte, waren noch viel bitterer als die ersten, und sie wußte sich vor Traurigkeit nicht zu lassen. Alle Tiere flohen vor ihr; eine große Angst ergriff sie und sie lief immer weiter, sie wußte selbst nicht, wohin. Endlich sank sie erschöpft auf einen Mooshügel und legte ihren brennenden schmerzenden Kopf darauf; da sah sie wie aus einem Erdloche dicht neben ihr eine große Kröte herauskroch und eilig davon ging.

„Ach, auch du willst vor meiner Häßlichkeit fliehen," rief Bella traurig aus, „und bist doch selbst so garstig!"

Da blieb die Kröte stehen, drehte sich schwerfällig auf einem Fuße um und erwiderte: „Vor deiner Häßlichkeit fliehe ich nicht; weil du uns aber immer getreten oder mit dem Fuße fortgestoßen hast, so lange du schön warst, fürchte ich mich vor dir."

„Du weißt also, wer ich bin, woher kommt es, daß du allein von allen Wesen mich erkennst?"

„Wir Kröten wissen vieles, was andere sich nicht träumen lassen: wir sind nicht vergnügungssüchtig, wie die Vögel; den Tag über sitzen wir in unsern Höhlen und gucken nur heraus; da sehen wir, wie es in der Welt zugeht und haben Zeit nachzudenken; am Abend gehen wir spazieren, da hören wir so mancherlei; denn am Abend geht jedem das Herz auf und er sagt seine tiefsten Gedanken dem, der sie hören will. Weil sie aber alle sprechen wollen, hört keiner dem andern zu, als nur wir Kröten allein; daher werden wir auch allein klug, denn sehen, hören und nachdenken macht klug. Du hättest auch besser gethan, auf uns zu hören, wo du noch schön warst, als den luftigen Geschichten der Vögel zu lauschen, dann wäre es dir vielleicht nicht so schlimm ergangen."

„Ach, liebe Kröte," bat Bella, „wenn du so klug bist, dann sage mir, was ich thun soll. Mein Vater und meine Mutter erkennen mich nicht mehr, die Tiere des Waldes fliehen mich; ich werde verhungern müssen, wenn sich keiner meiner annimmt und mir hilft."

„Aha!" lachte die Kröte, „jetzt heiße ich liebe Kröte und bisher konnte man mich nicht vor den Augen leiden! Doch so elend kommst du mir gar nicht vor; du bist gesund und stark, so hilf dir doch selbst."

„Ach, wie soll ich das anfangen!" rief Bella, die Hände ringend, „mein Lebtag habe ich nichts gethan, als spielen, immer sorgten andere für mich; ich werde verschmachten, wenn du mir nicht hilfst; schon jetzt bin ich kraftlos vom Hungern."

„Nun denn, wenn du mir folgen willst, so werde ich dir meinen Rat nicht vorenthalten. Setze mich auf den Zipfel deines blauen Tuches, wir Kröten lieben diese Farbe, und

trage mich vorsichtig, damit du mir nicht weh thust; ich will dir sagen, wohin du gehen sollst, wenn du mich trägst kommen wir schneller von der Stelle."

Bella überwand den Ekel vor der Kröte, war sie doch jetzt ihre einzige Freundin. Sie breitete den Zipfel ihres Tuches auf der Erde aus, setzte die Kröte darauf und trug sie vorsichtig zwischen beiden Händen wie in einer Wiege.

So geleitete sie die Kröte an eine Stelle, wo reife Himbeeren standen, zeigte ihr auch saftige Wurzeln, und als sie ihren Hunger gestillt hatte, einen trockenen Platz, wo sie schlafen konnte, sie selbst aber schlief in Bellas Schoße.

Von dem Tage an blieben Bella und die Kröte immer beisammen, und bald erkannte sie, daß sie wirklich nicht Hungers zu sterben brauchte, wenn sie nur fleißig nach Nahrung suchte. Sie wunderte sich, daß das gar nicht so langweilig war, wie sie geglaubt hatte. Sie fragte sich oft: „Wo habe ich meine Augen gehabt?" wenn sie jetzt so viel Schönes im Walde sah, was sie früher gar nicht bemerkt hatte. Sie mußte sich zugestehen, daß sie damals sehr dumm gewesen sei und daß der nur wenig habe, der nur schön sei; zugleich bekam sie große Achtung vor der Kröte und merkte aufmerksam auf jedes ihrer Worte. Bald kannte sie alle Kräuter im Walde, ihren Wert und Nutzen, auch alle Tiere, die dort lebten, wußte ihre Lebensart und ihre Gewohnheiten und wurde nicht müde, den Worten der Kröte zuzuhören.

Ex bibl. univ. Tart.

Bisweilen war aber die Kröte verdrießlich wie es schon alle Kröten manchmal sind; dann spottete sie über Bella, weil sie früher so stolz gewesen war und jetzt ihre Magd sein und sie in ihrem blauen Tüchlein hintragen mußte, wohin es ihr gefiel. Bei solchen Reden kochte wohl Bella das Blut und es kam ihr die Lust an, sie an den nächsten

Baum zu schleudern, daß sie alle vier Füße von sich strecken müßte und ihre böse Zunge für immer schwiege. Aber dann dachte sie wieder daran, daß ja die Kröte ihre einzige Freundin wäre, bezwang ihren Zorn und weinte nur heimlich blutige Thränen und die hatte sie bisher auch noch nicht gekannt.

So verging der Sommer, und als der Winter kam, geleitete die Kröte Bella in eine geräumige Höhle, die war ganz mit Moos gefüttert und kalt wurde es darin nie; denn eine warme Quelle sprang hier aus dem Boden und erwärmte die Luft recht angenehm.

In dieser Höhle lebten noch viele andere Kröten und wenn die dann zusammen kamen und einen rechten Krötenklatsch hielten, dann wurde es Bella ganz schwül zu Mute, denn endlich kam es doch immer darauf hinaus, daß sie von ihr sprachen aus der Zeit, wo sie noch schön war. Jede wußte etwas Böses von ihr zu erzählen! und jeden Tag etwas Neues. Oft fädelten sie es so fein ein, daß sie nicht merkte, wie von ihr die Rede war, dann plötzlich erinnerte sie sich der ganzen Geschichte und es überlief sie siedend heiß vor Scham und Reue, daß sie einst ein so schlimmes Mädchen gewesen. Sie trauerte nicht mehr um ihre Schönheit, sie erkannte sogar, daß die Fee es im Grunde gut mit ihr gemeint hatte, wurde sanft, geduldig und freundlich und wünschte nur, ihr früheres Unrecht gut machen zu können.

Das Frühjahr kam und sie trug wieder die Kröte im blauen Tüchlein spazieren. Eines Tages waren sie recht weit gegangen, da hob plötzlich die Kröte ihr Haupt und rief: „Sieh' dich vor, ich höre den König des Waldes, den großen Hirsch daherbrausen; er ist im vollen Laufe; überrennt er uns, dann ist es um mich, vielleicht auch um dich geschehen!"

Bella trat hinter eine große Eiche und sah den Hirsch daherbrausen; das Geweih in den Rücken geworfen drückte er Büsche und junge Bäume zur Seite und flog in großen Sätzen daher, niederbrechend und knickend was sich nicht biegen ließ. Hinter ihm flogen Blätter und Äste, und heftig bewegten sich die Bäume, die sein Geweih gestreift hatte. Der Boden dröhnte, als er vorbei raste und Bella schmiegte sich angstvoll an die Eiche.

„Du brauchst dich nicht mehr zu fürchten," sagte die Kröte, „die Gefahr ist vorbei, laß uns aber die Straße hinunter gehen, die der Hirsch gebrochen hat."

Mit Bedauern sah Bella die Verheerung an; da lag ein Vogelnest herabgefallen, fünf kleine halbnackte Vögelchen waren auf dem Boden ausgestreut. Mitleidig sammelte Bella sie auf und legte sie in das Nest zurück; doch einmal aufgeschreckt, wollten sie nicht darin bleiben. Bella band ihr altes Halstüchlein darüber und nahm sie mit: „Vielleicht kann ich sie aufziehen," sagte sie.

„So ist es, wenn die Großen der Welt daher stürmen; du wirst noch mehr Opfer finden als diese."

Die Kröte hatte recht, noch manches Nestchen und zerbrochene Eier lagen auf dem Boden von den Bäumen herausgeschüttelt und dort lag ein armer, blutender Igel. Auch den hob Bella auf:

„Wir wollen an den Bach gehen und seine Wunde waschen, vielleicht wird er wieder munter," sprach sie. Sorgfältig wusch sie seine Wunde, sie war aber tief und an schlimmer Stelle gleich hinter dem Ohre; das arme kleine Tier zuckte noch einige Male, dann war es tot. Bella war sehr traurig, sie hätte es so gern gerettet. Mit der größten Sorgfalt pflegte sie die kleinen Vögel, fing ihnen Fliegen und suchte ihnen zarte Würmchen, als wenn sie selbst deren Mütterchen wäre; aber der Sturz vom

Baume hatte ihnen zu sehr geschadet; eines starb nach dem andern und Bella wurde sehr traurig; als sie das letzte begraben hatte ging sie zur Kröte, um es ihr zu klagen; aber wie sehr erschrak sie; die Kröte lag da und rührte sich nicht. Sie hatte in ihrer Sorge um die Vögelchen gar nicht bemerkt, wie die Kröte jeden Tag schwächer geworden war. Sie atmete wohl noch, aber sie schien sie weder zu hören noch zu sehen. — Da ergriff große Angst Bellas Herz und sie rief:

„O du gute Fee des Waldes, komme doch noch einmal zu mir Armen; ach, daß ich keinem helfen kann und in meinen Armen alle sterben!"

Da rauschte es im Walde und die Fee trat hervor, aber dieses Mal sah sie nicht zürnend, sondern sehr wohlwollend und freundlich aus und gütig sagte sie:

„Du bist nicht so verlassen, wie du glaubst; ich habe dich nicht aus dem Auge verloren. Mit Freuden habe ich gesehen, daß du dein Herz geändert hast und jetzt so mitleidig und selbstvergessen geworden bist als du früher grausam und hochmütig warst. Willst du, daß ich dir deine frühere Schönheit wiedergebe?"

„Ach nein," rief Bella, „was sollte die mir nützen; aber willst du das Maß deiner Wohlthaten füllen, denn ich habe schon lange erkannt, daß deine Strafe meine Rettung war, dann gieb mir drei Sachen: gieb mir Hände, die Leid heilen können, eine Sprache, der man Glauben schenkt, und Füße, die nie ermüden."

„Du hast gut gewählt," sprach die Fee, „ich sehe, du bist bei uns im Walde nicht nur gut, du bist auch weise geworden und wirst die Gaben zu nützen wissen, die ich dir hiemit gebe."

Darauf berührte sie sie mit dem Zauberstabe und verschwand.

Da wandte sich Bella voller Freuden zu ihrer lieben Kröte und nahm sie liebevoll, ohne Ekel in die Hände und rief: „Nun kann ich dir das Gute erwidern, daß du mir gethan und mit meinen Händen dein Leid stillen."

Da that die Kröte die Augen auf und sprach:

„Das Ende meiner Tage ist gekommen, gesund werde ich nicht werden aber Dank deiner Berührung leide ich nicht mehr. Trage mich an die Sonne, wenn sie untergeht, werde ich auch einschlafen."

„Ach ich möchte mit dir einschlafen," sprach Bella, „was thue ich hier ganz allein!"

Du wirst nicht immer allein bleiben; ich bin nur eine Kröte und ein häßliches Tier und du hast mich doch lieb gehabt, wie viel lieber werden dich die Menschen haben, denn du bist ja auch ein Menschenkind. Warte in Geduld, deine Stunde wird kommen."

Am Abend schlief die Kröte ein, wie sie gesagt hatte, und am andern Morgen trug Bella sie zu der Quelle, an der sie die Fee zum ersten Male gesehen hatte, begrub sie und pflanzte einen grünen Rosenstrauch auf ihr Grab. Als sie gegen Abend durch den Wald ging, um Beeren zu suchen, hörte sie ein leises Stöhnen. Das war kein Tier, das so stöhnte; sie ging dem Tone nach; da sah sie einen Mann auf der Erde liegen, der hatte sich beim Holzfällen tief in den Fuß gehackt und lag nun hülflos in heftigen Schmerzen da. Wie groß war aber ihr Schreck, als sie herantrat und ihren Vater erkannte. Sie warf sich neben ihn auf den Boden und nahm den kranken Fuß in die Hand, da stockte das Blut, und die Schmerzen hörten auf.

„Ich will euch stützen, guter Mann," sagte sie „und auch nach Hause führen."

„Mein Haus ist weit," antwortete der Vater, „ihr werdet auf halbem Wege ermüden, gutes Mädchen."

„Meine Füße ermüden nicht" sagte sie und half ihm aufstehen und führte ihn, bei jedem Schritte ihn stützend. Wenn er ermüdet war, ließ sie ihn sich auf einen alten Baumstumpf setzen, holte ihm Wasser und Beeren, ihn zu erquicken und ruhte keinen Augenblick bis sie die Hütte erreicht hatten.

„Wie heißt du, gutes Mädchen, und wie sollen wir dir danken?" sprachen die Eltern.

„Ich bin Bella, euere Tochter," erwiderte sie und erzählte ihnen alles, ihre Worte aber waren so beweglich, daß sie glauben finden mußten. Da breiteten die Eltern ihre Arme gegen sie aus und empfingen sie mit Freuden. Bella aber weinte, und solche Thränen hatte sie noch nie geweint, denn es waren Freudenthränen und die sind süß. Von nun an blieb Bella im Hause der Eltern; wenn sie aber von einem Leiden hörte, dann ging sie mit ihren unermüdlichen Füßen hin, um Trost und Hülfe zu bringen; sie brauchte ihre Häßlichkeit nicht zu scheuen, denn alle ihre Worte erweckten Vertrauen; so wurde sie von allen sehr geliebt und war sehr glücklich.

Johanna schwieg; sie hatte eigentlich mehr sich selbst erzählt, als den Kindern. Sie hatte sich vergegenwärtigen wollen, wie geistige Schönheit den Wert der leiblichen weit übertreffe und war erstaunt, dabei in einen Zwiespalt geraten zu sein. Getreu ihrem eigenen Lebensprogramme wollte sie Bella im Wissen, in Erforschung der Natur glücklich werden lassen, sie sollte sich von der Fee Augen erbitten, die bis auf den Mittelpunkt der Erde blickten und des Nachts die fernsten Sterne erschauen konnten; doch bei Schilderung der Kröte wurde ihr klar, daß Wissen und geistige Überlegenheit wohl Macht, doch nicht Schönheit giebt. Sie fühlte es deutlich: Güte allein giebt Schönheit und so ließ sie Bella glücklich werden in Ausübung von Liebeswerken.

Der Abendstern funkelte im rosigen Abendrote; träumerisch schaute Johanna ihn an, war er nicht das Bild des Weisen dieser Welt, allein schimmernd im köstlichen Lichte, auf eine Welt herabsehend an der er keinen Teil hatte, unberührt von ihr und unverstanden, strahlend, doch nicht wärmend, aber fest, sicher und klar in sich? „Mein Stern," dachte Johanna, „dahin muß meine Seele streben, im Reiche der Gedanken über der Erde zu schweben. Bellas Trost kann nicht der meine sein."

„Ist die Geschichte aus?" fragte Willi, als Johanna fortfuhr zu schweigen."

„Ja, sie ist zu Ende."

„Ach nein, sie muß noch den Königssohn gesund machen, der muß sie heiraten und am Hochzeitstage kommt die Fee, klopft ihr mit ihrem Stäbchen auf den Kopf und sie ist wieder schön; erzähle so, Johanna, das ist so hübsch."

„Das nächste Mal wirst du uns eine Geschichte erzählen, Willi, da du sie so schön auszudenken weißt," lachte Johanna, „für dieses Mal ist sie aber aus." „Aber du hast kein richtiges Ende gemacht," begann jetzt Billi, „du mußt noch sagen: und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute."

„Nein," sagte Johanna gedankenvoll, „das sagt man bloß, wenn man ein Märchen erzählt."

„Ist denn die Geschichte wahr", riefen die Kleinen wie aus einem Munde, „giebt es denn Feen?"

„Feen?, sagte Johanna träumerisch, und sie dachte an den Zauber, den ein geistig und körperlich schön und harmonisch entwickeltes Wesen auf ihre Umgebung ausüben muß und sagte zerstreut: „vielleicht!"

„Aber Johanna," rief Lenchen entrüstet, „wie kannst du den Kindern so etwas sagen! Nein," wandte sie sich belehrend an diese," es giebt keine Feen, keine Hexen,

keinen Spuk und keine Erscheinungen; das ist alles dummes Zeug; das hat man sich nur ausgedacht!"

Unwillkürlich fiel Johanna das Wort ein: „Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt."

Es war ihr so eigen zu Mute; wie war dieser Tag so anders geworden als alle vorhergehenden. Bisher war sie dem Leben der Menschen nicht ausgewichen; es war aber von ihr zurückgetreten, ohne daß sie es wahrgenommen; jetzt, wo sie aus einer glücklichen Unbefangenheit erwacht war, jetzt erst fühlte sie, wie sehr es ihr ferne lag und heute, wo sie sich entschlossen hatte, sich ganz in sich zurückzuziehen, heute gerade trat es mit direkten Anforderungen an sie heran. Bisher waren immer Hände dagewesen, um für alles im Hause zu sorgen, nur heute nicht, und doch hatte sie das Gefühl, als sei dies ein reicher Nachmittag gewesen.

Zum ersten Male fühlte sie einen Widerstreit in sich. Ihre Ausbildung, ihr Verstand und ein gewisser Eigendünkel, den die Erziehung des Vaters unbewußt hervorgerufen hatte, zogen sie zu einem Leben, ganz abstrakten Studien geweiht; aber etwas regte sich in ihr, das erst heute Nahrung erhalten hatte und ihr noch nicht klar ins Bewußtsein trat, was diesem widersprach; es war eine Stimme, die von Grund ihres Herzens flüsterte: „Leben läßt sich nicht in eine Schachtel sperren, Leben will sich ausleben; es ist sein Recht, seine Bestimmung, ja seine Pflicht." Die Gedanken stürmten auf sie ein; sie war froh als die Köchin kam und die Kleinen zum Abendbrote holte; Lenchen ging mit, sie hernach zu Bette zu bringen und Johanna blieb allein.

Sie stützte ihren Kopf in die Hände und begann zu denken: „Was ist das Leben? Warum sind die Menschen

auf der Welt? Und besonders, warum bin ich? War ich von Ewigkeit bestimmt, ein Schreckbild unter den Menschen zu sein? Ob ich die Gaben besitze, welche die Menschen zu Einsiedlern machten? Diese zogen sich aber zurück, weil sie entweder große Verbrechen begangen hatten, die sie unter der Mönchskutte verbargen, oder des Treibens der Welt überdrüssig waren; ich aber habe nichts böses gethan und die Welt kenne ich nicht. Manche zogen sich auch aus reiner Gesinnung zurück, um den Himmel zu verdienen; aber der Himmel ist so weit und ich bin noch so jung. — Wie unheimlich muß es sein, immer allein zu sein, mit niemand seine Gedanken austauschen zu können, Fragen zu thun und keine Antwort zu erhalten und rund um sich her immer dieselbe Stelle, wie unheimlich!" Sie hatte sich selbst gruseln gemacht; jetzt stand sie schnell auf unwillkürlich hinter sich blickend und ging ins Haus.

„Ich möchte nicht einsam leben, vielleicht dann, wenn ich hervorragende Seelenschönheit erlangt habe, vielleicht dann kommen die Menschen doch zu mir trotz meines abschreckenden Gesichtes!"

Dies waren die letzten Gedanken, mit denen sie einschlummerte, mit stillerem und friedvollerem Herzen als seit Wochen.

5. Kapitel.

Frida.

Mehr als zwei Stunden hatte Johanna geschlafen, als die Heimkehr der Schwestern sie erweckte, welche noch unerfahren in den Rücksichten, die man Zuhausegebliebenen schuldet, geräuschvoll ins Zimmer traten: „Ach es war herrlich," rief Auguste, „wir haben soviel getanzt, ich

kam fast nicht zum Sitzen. Und in den Pausen wurden Erfrischungen herumgereicht: da waren Früchte, Kuchen, Limonade, Bonbons. Ich sage dir, es war reizend; du kannst es dir gar nicht vorstellen, wie schön. Die Flügelthüren nach dem Garten zu standen alle weit offen, die Musik spielte auf der Terrasse und in den längeren Pausen promenierte man im Garten, immer ein Herr und eine Dame; es war so amüsant!"

„Nun, Gustchen, das kannst du nicht sagen; wir waren fünf Mädchen beisammen und kein Herr; wenn man eine zum Tanze holte, kehrten wir nachher immer wieder in unsere Ecke zurück.

„Nun ja, du und deine Schulfreundinnen," aber wir anderen!"

„Elsa Behring mit ihrem Bräutigam und Bergheim, der mit seiner jungen Frau eben von der Hochzeitsreise heimgekommen, promenierten natürlich Arm in Arm; außer ihnen sah ich nur Milla Brandt und dich mit einem Herrn gehen!"

„Nun, dann hast du nicht aufgepaßt," erwiderte Auguste geärgert, „aber ich bin todmüde und will jetzt schlafen, gute Nacht."

Damit kehrte sie ihr Gesicht der Wand zu und bald verkündeten ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge, daß sie in Schlafes Armen lag.

Doch Johanna konnte den Schlaf nicht so schnell wiederfinden. Ihre Phantasie war durch die Bilder mächtig angeregt, welche die Worte der Schwestern in ihr hervorgerufen; das waren Klänge aus der fernen, ihr verschlossenen Welt, welche Gefühle erweckten, die sich nicht so schnell zur Ruhe sprechen ließen. Ein leises Rascheln neben ihrem Bette ließ sie aufsehen, im nächsten Augenblick fühlte sie

sich von zwei weichen, jugendlichen Armen umschlungen und Berthas sanfte Stimme flüsterte an ihrem Ohr:

„Arme, arme Johanna!"

Beide Schwestern hielten sich eine Weile, leise weinend, fest umschlungen, dann sagte Johanna:

„Weine nicht, Bertchen, ich werde mich daran gewöhnen und alles wird wieder gut sein."

„Das wirst du gewiß, aber der Anfang ist doch sehr, sehr schwer. Ich wollte, die Einladung wäre gar nicht gekommen, dann wäre es noch wie sonst."

„Einmal mußte es ja doch kommen," erwiderte Johanna, „da ist es doch gleich, ob heute oder in einigen Wochen."

„Es war dort wohl sehr hübsch, aber der Gedanke, daß du nichts davon hättest, störte mich so! Immer wünschte ich, du säßest in einer der dunklen Lauben und hörtest auch die schöne Musik und sähest die geputzten Menschen im Mondlicht durch den Garten gehn; das war eigentlich das Hübscheste von allem. Aber weißt du, wenn ich recht nachdenke, so sehr viel verlierst du nicht. Es sind doch nur sehr kurze Augenblicke; jetzt ist schon alles vorüber und kommt so bald nicht wieder. Und dann giebt es ja so viele Personen, die auch solche Vergnügungen nicht haben können, die noch dazu im Bette liegen müssen und Schmerzen haben; und das hast du doch nicht, du bist gesund und stark und kannst im Hause alles thun, was du willst."

Es war Johanna sonderbar, sich in solcher Weise von der stillen, schüchternen Schwester trösten zu hören; war sie denn nicht stark geblieben bis zum Augenblicke, da die Schwestern das Haus verlassen hatten?

„Aber Bertha, warum glaubst du denn, daß ich mir soviel aus solchen Sachen mache, die sind mir ganz gleichgültig."

Bertha schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ja, siehe, ich urteile nur nach mir selbst, wenn es mir gegangen wäre wie dir, dann hätte ich auch gesagt, „ich mache mir nichts daraus"; aber im Herzen hätte es mir doch sehr wehe gethan, euch zu einem Feste gehen zu sehen und nicht mit zu dürfen."

Etwas sträubte sich in Johanna, zuzugeben, daß Bertha gerade so fühlen könne wie sie, und sie erwiderte daher: „Das sind ja nur Kleinigkeiten, auf mir lasten ganz andere Dinge; mein Leben muß sich auch anders gestalten, als das der übrigen Menschen, ich habe nach ganz anderen Zielen zu streben als sie, und vor mir liegt ein dornenvoller Weg."

„Johanna," sagte Bertha mit Innigkeit, „Eines bleibt dir doch und das kannst du vielleicht noch besser, als wir anderen, die von so vielen Dingen zerstreut werden; ich meine das Liebhaben. Es ist so schön, von ganzem Herzen lieb zu haben, und du hast doch so viele, die du lieben kannst."

„Nun ja, das versteht sich ja ganz von selbst, euch werde ich ja immer lieben; aber glaubst du denn, daß mich das über das Bewußtsein hinwegheben kann, für alle, selbst für euch ein Schreckbild zu sein. Die Liebe gehört eigentlich zu den niedrigsten Trieben der Seele; der Hund liebt seinen Herrn, die Katze liebt ihre Jungen; danach brauchen wir nicht zu streben, das kommt ganz von selbst. Ich aber trage ein außergewöhnliches Leid; in keinem Werke, weder der alten noch neuen Zeit, habe ich von einem derartigen gelesen, und gerade weil es so ungewöhnlich ist, verschlagen die Trostmittel bei mir nicht, die für andere gelten."

„Einer hat doch noch schwerer getragen als du," beharrte Bertha mit der Zuversicht, die tiefe Überzeugung

verleiht, „und der hat die Liebe sehr hoch gestellt; ich meine den Heiland selbst; zu ihm mußt auch du aufblicken."

„Ach Bertha" erwiderte Johanna, die sich nun einmal nicht trösten lassen wollte und am wenigsten von der sanften, stillen Schwester, die sie so weit übersah, „du kannst es ja gar nicht verstehen, wie es mit mir steht. Jesus Christus stand mitten im Leben; die Menschen stürmten ihm zu; sie hingen an seinen Blicken. Was er litt, war etwas ganz anderes als mein Leiden, wie kann er mir als Trost, als Vorbild vorschweben; nein, ich muß mir meinen Weg allein suchen, ich habe kein Vorbild, keinen Wegweiser, ich kenne aber das Ziel und werde nicht nachlassen in meinem Streben bis ich es erreicht."

Johanna hatte mit steigender Wärme gesprochen; sie glaubte ihre moralische Kraft in sich wachsen zu fühlen; es war ihr, als wenn ein Strahl von Seelenschönheit schon jetzt auf ihr ruhte; selbst Bertha schien es zu fühlen, denn sie schwieg wie überwunden. Aber Bertha schwieg nicht, weil sie sich überwunden fühlte, sie war betrübt, daß es ihr nicht gelingen wollte, die Blicke der Schwester dahin zu wenden, wo sie meinte, einen Quell unversiegbarer Freude gefunden zu haben, der wohl für jedes Leid reichen Trost bringen mußte, selbst für das der Schwester wie ungewöhnlich es auch war; ihr fehlten aber die Worte es so auszudrücken, wie sie es wünschte. Endlich kam ihr ein Gedanke. „Johanna," sagte sie wieder in ihrer innigen Weise, „darf ich dir einen Vers sagen, der mich schon oft getröstet hat, vielleicht giebt er auch dir Trost:

Bleib' nur stille,
Gottes Wille
Hat ja dich auch ausersehn;
Alle Armut,
Alle Fülle
Wird auch dir vorübergehn."

Johanna traten die Thränen in die Augen; wie rührend war doch dies treue Schwesterherz, das sich nicht abweisen ließ: „Ich danke dir, du lieber Trostengel," sagte sie, Bertha umarmend, ja wohl, vorübergehen! Alles Leid, aller Kummer wird vorübergehn; ewig ist nur das Gute, das Wahre, das Schöne, das geistig Schöne. Ich danke dir, mein Schwesterchen! doch nun geh' schlafen, du bist ganz kalt geworden so auf dem Boden knieend."

Noch einige liebevolle Worte flüsterte Bertha, dann wünschte sie der Schwester gute Nacht, zog ihre Betttücher und Kissen zurecht und schlüpfte dann in ihr eigenes Bett.

Diese kleine Scene ließ ein Gefühl stillen Friedens in Johannas Seele zurück, der ihr auch bald den Schlaf wiederbrachte, den der Eintritt der Schwestern verscheucht hatte. Aber wer hat nicht schon erlebt, daß die erste ruhig durchschlafene Nacht nach einer Reihe von schlaflosen uns nicht die Erquickung bringt, die wir erwartet haben? Es ist, als ob die Nerven nur mehr Kraft gewonnen hätten, sich fühlbar zu machen, und so erwachte auch Johanna recht spät am Morgen mit dem Gefühle, als ob ihr alle Glieder zerschlagen seien.

„Ach Johanna" — rief Auguste sich im Bette dehnend, „ich habe ganz vergessen, dir zu sagen, daß Frida Ritter dich grüßen läßt."

„Frida Ritter? ich kenne sie ja gar nicht!"

„Weißt du, sie ist die Tochter des Oberförsters Ritter und die Gesellschaft war eigentlich ihr zu Ehren; sie ist wirklich ein sehr hübsches Mädchen, nur etwas zu hoch aufgeschossen. Sie erinnert mich immer an eine junge Akazie."

„Ach ja, an eine weiße Akazie, wenn sie in Blüte steht; sie ist ganz reizend" — rief Bertha aus — „und so freundlich."

„Sie hat es sehr bedauert, daß du nicht gekommen bist," fuhr Auguste fort, „sie wünscht sehr, dich kennen zu lernen und will heute herkommen, dich zu besuchen."

„Mich besuchen!" rief Johanna erschrocken, „das ist ja unmöglich; hast du ihr nicht gleich gesagt, daß das nicht angeht?"

„Nein, das habe ich nicht gesagt," erwiderte Auguste gereizt durch Johannas heftigen Ton, „ich sehe auch gar nicht ein, warum das nicht angehen sollte; die Eltern haben gewiß nichts dagegen, daß sie kommt, und es war auch sehr freundlich von Frida und ich konnte gar nicht sagen, daß sie nicht kommen solle."

„Mir aber ist es schrecklich und du hättest mir wohl auf irgend eine Art die Qual ersparen können; wenn ich den Menschen aus dem Wege gehe, brauchen sie sich mir nicht aufzudrängen." Bei diesen Worten drehte Johanna ihr Gesicht der Wand zu und weinte vor Ärger.

Bertha, die zuerst aufgestanden war, verließ still das Zimmer; aber Auguste nahm sich Zeit und reizte Johannas Nerven aufs Höchste, indem sie sich langsam und umständlich ankleidete, ohne ein Wort zu sprechen und nur durch besonders starkes Plätschern mit dem Wasser und häufiges Anstoßen an die Möbel ihre Empfindlichkeit wegen der ungerechten Vorwürfe der Schwester kund zu geben suchte.

Johannas Zornesthränen hatten sich schon lange in Reuethränen verwandelt: Wo waren ihre guten Vorsätze geblieben? Heute sollte doch ein ganz neues Leben beginnen! Zorn paßte nicht zur Seelenschönheit! Sie dachte auch an ihre Geschichte, an Bella, die alle Spöttereien der Kröte ertrug, weil sie sich sagte: „Sie ist doch meine einzige Freundin, und waren denn diese, die sie umgaben, nicht auch die einzigen Freunde, die sie hatte und haben würde? Wie viel mehr mußte sie geduldig sein, um sich die Liebe

der Ihrigen zu erhalten. Daß es auch noch einen anderen Grund giebt, gegen unsere Umgebung sanft und liebevoll zu sein als dieser feine Eigennutz, das wußte sie damals noch nicht.

Dennoch gewann sie es nicht über sich, sich umzuwenden und an Auguste ein freundliches Wort zu richten, sondern begann erst sich anzukleiden, nachdem diese, eine Polkamusik summend, das Zimmer verlassen hatte.

O, dieses unselige Gesicht! das war die Quelle all' ihrer Leiden; wie sehr hätte sie sich auf Frida Ritters Besuch gefreut; aber so! Sie kleidete sich so dunkel und einfach als möglich an. Sie soll wenigstens gleich sehen, daß ich nicht zu ihnen gehöre und nicht glauben, daß man an mich denselben Maßstab legen kann, wie an die anderen jungen Mädchen. Ich werde auch mein lateinisches Heft und das aufgeschlagene Buch auf den Schreibtisch im Wohnzimmer hinlegen und die Sternkarte an die Wand lehnen, dann sieht sie gleich, daß ich mich mit ernsten Dingen beschäftige und nicht daheim die Erbsen aus der Asche lese, wie das Aschenbrödel. Mit diesen Gedanken betrat sie das Wohnzimmer, wo noch der gedeckte Kaffeetisch stand, obgleich alle anderen schon lange gefrühstückt hatten. Wie erstaunte sie aber, als sie hier Buch und Karte schon vorfand. Auf ihre Frage, wer diese hergebracht, erklärte ihr die Mutter, daß sich eine Dame zur Konsultation gerade auf die Stunde angesagt habe, in welcher gewöhnlich Johanna in des Vaters Zimmer zu arbeiten pflege; daher habe er, um sie nicht später stören zu müssen, ihre Bücher und Hefte hergelegt. Es schien Johanna, daß sich der Vater sehr geeilt habe, ihre Person aus dem Wege zu räumen; er mußte doch wissen, daß sie sich sicher selbst bei Zeiten zurückgezogen hätte; aber so zu pointieren, wie sehr ihm daran lag, ihren Anblick seinen Patienten zu ersparen,

das wäre nicht nötig gewesen. Sie preßte die Lippen zusammen und sagte nur möglichst ruhig: „Ich kann ja auch hier arbeiten.“ Dann nahm sie die leere Kaffeekanne und wollte in die Küche gehen, um sich ihren Kaffee zu holen; die Mutter aber hielt sie zurück:

„Warte einen Augenblick, ich werde dir selbst den Kaffee holen; die neue Magd ist gekommen, die bei unserer Rettel das Kochen noch besser lernen soll, damit sie im Herbst ihre Stelle vertreten kann, wenn diese heiratet; es ist noch ein ganz junges Ding und müßte doch vorbereitet werden, ehe sie mit dir zusammentrifft.“

Damit nahm sie die Kanne aus Johannas Händen und ging hinaus.

Johanna biß die Zähne zusammen. Gestern erschien es ihr wie eine Wohlthat, daß das Eis gebrochen war und sie mit den Ihrigen frei über ihre Stellung in der Welt sprechen konnte; aber heute behandelte man die Sache doch zu unzart; das hatte sie nicht von den Eltern erwartet, daß sie es bei jedem Schritte zu hören bekäme. — Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich nach dem Kaffee an ihre Bücher. Aber der Kopf war ihr schwer; sie hatte Mühe, ihre Gedanken zu sammeln, Mühe, dem Gelesenen ein Interesse abzugewinnen. Im Nebenzimmer bügelte Auguste ihr Kleid und sang dabei die Polka, die ihr von gestern im Ohre geblieben war. In Johanna fing etwas an sich zu regen wie verhaltene Lebenslust; auch sie hätte sich gern im Rhythmus dieser Melodie bewegt, das müßte köstlich sein, so dahin zu fliegen. Gestern hatten die Brüder zu ihr gesagt: „Mach' dir nichts draus, geh' ruhig durch die Menschen hin; erschrecken sie, so ist's ihre Sache, was wirst du dich wegen fremder Menschen absperren!“ — Wie gern wäre sie diesem Rate gefolgt und wäre trotz der Blicke der Menschen durch Feld und Wald dahingestreift, das hätte

ihrem schmerzenden Kopfe wohlgethan. Ach, daß sie ein Mann wäre! als solcher hätte sie sich schon Bahn brechen können; aber jetzt, nein jetzt war es unmöglich. — Sie griff wieder nach ihrem Virgil; es war ihr aber heute keine Freude, die lateinischen Strophen zu entziffern; sie sah einen Band von Göthes Werken auf dem Nebentische liegen, sie holte ihn; es war der Faust, öffnete das Buch und las:

So hab' ich nun Philosophie,
Naturwissenschaft, Medizin
Und leider auch Theologie
Hindurch studiert mit vielem Bemühn
Da sitz' ich nun, ich armer Thor
Und bin so klug als wie zuvor.

Wie ein Stich fuhr es ihr durchs Herz; vernichteten diese Worte nicht ihren ganzen Lebensplan; hatte sie denn nicht auch studieren wollen, studieren, wie es noch kein Mensch gethan? Sie hatte gedacht, sich dadurch auf eine geistige Höhe zu erheben, in der sie eine noch nicht geahnte Fülle des Genusses und der Befriedigung finden würde, und nun ließ Göthe, dieser große Geist, dessen Einsicht sie nicht anzuzweifeln wagte, den vom Studium übersättigten Faust also sprechen! Mit brennender Seele las sie weiter und es war ihr als ersticke sie selbst in der dumpfen Studierstube an dem sich anhäufenden Bücherstaube um sie her.

„Heißt das leben?" rief sie und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen; sie fühlte sich tief unglücklich und leise sprach sie vor sich hin: „Käme er zu mir, dieser kluge, vielvermögende Mephisto, mit welcher Freude würde ich mich ihm übergeben, wollte er nur mein Gesicht umwandeln in eines Engels Angesicht. Aber nicht für eine Minute des Glückes nur, nein, für ein Leben voll Glückseligkeit und Freude wollte ich mich ihm verschreiben. Aber fortführen sollte er mich von hier, wo sie mich kränken und kein Ver-

ständnis für mich haben und mich nur aus dem Wege räumen wollen," — und mit selbstquälerischem Behagen redete sie sich so recht in Zorn gegen die Ihrigen hinein; von Liebhaben war jetzt in ihrer Seele keine Spur, auch nicht von Stillesein. Alles in ihr war in Aufruhr. —

Da erklang die Hausglocke; das mußte Frida sein; Johanna sprang erschrocken auf. Wäre sie wirklich so unglücklich gewesen, wie sie es glaubte, dann wäre ihr jede Unterbrechung eines absolut einförmigen Lebens willkommen gewesen, jetzt aber litt sie ja nur im Gedanken an eine zukünftige Vereinsamung und bedurfte noch keiner Veränderung ihres Lebens; daher kehrte ihre ganze Scheu sich sehen zu lassen augenblicklich wieder und verdrängte jedes Verlangen nach Welt und Menschen. Gern wäre sie fortgeeilt und hätte sich in ihrem Zimmer verborgen; aber es war zu spät; schon hörte sie einen schnellen, jugendlichen Schritt sich der Thüre rasch nähern, bebend stand sie da wie eine Verbrecherin, die Thüre flog auf und — fast wäre Johanna ein Ausruf der Bewunderung entfahren; ein Wesen trat ein, so harmonisch schön in seiner ganzen Erscheinung mit einem so lichten Ausdrucke von Liebe und Güte, daß es Johanna war, als sähe sie vor sich das feenhafte Wesen, das sie gestern gedacht. Frida aber ging, ohne zu zögern auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte:

„Wir brauchen uns einander nicht vorzustellen, ich hatte mich durch Ihre Schwestern ansagen lassen und Sie haben mich wohl erwartet."

„Und ich," erwiderte Johanna nicht ohne Bitterkeit, „bin nicht zu verkennen!" Dann aber, sich ermannend, fügte sie hinzu:

„Es ist sehr freundlich, mich aufzusuchen, ich begreife es aber doch nicht ganz, warum Sie gewünscht, mich zu sehen, ich will nicht glauben, daß vielleicht Neugierde —"

Frida schloß ihr den Mund mit einer Umarmung: „O Johanna, wie konnten Sie so etwas glauben! Haben Sie es nie empfunden, daß Sie sich zu Jemand hingezogen fühlten, von dem Sie viel gehört, ohne ihn gesehen zu haben? Ich habe durch Merks viel von Ihnen gehört und schon lange gewünscht, Sie kennen zu lernen, daher war ich ganz betrübt, daß Sie gestern nicht da waren und beschloß sogleich, Sie heute zu besuchen."

Wie war nur das: jetzt gerade, wo Johanna beschlossen hatte, auf ihrer geistigen Höhe allein zu leben, wo sie darnach rang, dort Fuß zu fassen, gerade jetzt drang ein warmer Herzenston nach dem anderen zu ihr und sie thaten ihr so wohl, wie der Hauch des kühlenden Westwindes dem verdorrenden Erdreiche. Dennoch wollte sie sich nicht so schnell aus der Festung ihrer gedachten Seelenschönheit herausbringen lassen, sie mußte ja Frida zeigen, daß sie die gewöhnlichen Vergnügungen verachte, und sich aus deren Umarmung aufrichtend fragte sie:

„Wie konnten Sie aber erwarten, mich gestern in einer Gesellschaft zu treffen? ich gehe nie aus und habe ein weit reicheres Leben daheim."

„Das glaube ich Ihnen," erwiderte Frida mit Wärme, „und ich stimme Ihnen vollkommen bei, auch für mich war es die erste größere Gesellschaft, es war ja sehr hübsch und ich habe mich sehr gut dabei unterhalten, aber ein Haken ist doch dabei, ich glaube, wenn man oft in Gesellschaft käme, die Eitelkeit könnte sehr angeregt werden, besonders bei Personen, die solchen Gefühlen zugänglich sind; von Ihnen aber hatte ich gehört, daß dergestalt Ihre Gedanken von höheren Interessen absorbiert wären, das Sie sich gar nicht bewußt — —" Frida stockte und errötete, Johanna aber senkte den Kopf und sagte halblaut: „Erst vor Kurzem bin ich mir dessen bewußt geworden."

„O und Sie glauben nicht, wie ich ein solches Freisein von aller Eitelkeit, einen solchen Mangel an Selbstbeschauung bewundert habe. Ich erwartete, Sie unter uns umhergehen zu sehen, völlig erhaben über alles das, was Welt und Menschen sagen würden."

„Hätten Sie das groß gefunden?" fragte Johanna.

„Sehr groß!" rief Frida mit dem ganzen Verlangen zu bewundern, das jungen Mädchen so eigen ist, „und ich weiß es gewiß, daß ich es in gleicher Lage nicht gekonnt."

„Aber wäre es auch recht gewesen? Ich hätte doch viele Personen erschrecken können!"

„Also aus Rücksicht für Ihre Mitmenschen halten Sie sich so verborgen; wie viel Kraft und Selbstverleugnung besitzen Sie! Aber freilich, wer einen so schweren Weg geführt wird, muß dadurch früh gereift sein, ach wie viel hätte ich von Ihnen zu lernen!" rief die enthusiastische Frida, Blicke voll Bewunderung auf Johanna heftend. Diese aber errötete und schlug die Augen nieder; sie mußte an ihre gestrigen Versuche vor dem Spiegel denken, an ihre bittere Stimmung des ganzen Morgens und schämte sich vor sich selbst.

Frida ahnte nicht, was in Johannas Seele vorging, und in der Besorgnis, ihre große Bescheidenheit verletzt zu haben, ging sie zu anderen Dingen über. Endlich fragte sie sie, warum sie in der heißen Stube sitze, sie habe doch gehört, daß sie einen so sehr hübschen Garten hätten. Johanna erwiderte, daß eine neue Magd im Hause sei, die sie noch nicht gesehen habe und daß sie, um in den Garten zu gelangen, an der offenen Küchenthür vorbei müsse.

„Wie," rief Frida, „selbst im Hause müssen Sie sich solche Beschränkungen auferlegen? Können wir da nicht Rat schaffen? Wir sind gleich groß; gehen wir dicht beisammen; ich halte den Schirm aufgeschlagen dicht

über uns und so schlüpfen wir schnell an der Küchenthüre vorbei."

Gesagt, gethan; der Vorschlag ward gleich ausgeführt und eine Minute später standen sie im hübschen Wolterschen Garten, der für einen Hausgarten ungewöhnlich groß war. Von allen gemeinsam gepflegt war dieser eine Quelle nie sich erschöpfender Freude für die ganze Familie. Mit wahrem Stolze führte Johanna ihren Gast umher und zeigte ihre Lieblingsblumen, die sie selbst gepflanzt und gepflegt hatte. Der vordere Teil des Gartens war für Blumenpartieen reserviert worden, die sich zwischen Rasenplätzen hinzogen, auf welchen kleine Obstbäumchen verstreut standen; weiter hinunter lagen Gemüsebeete, die aber durch einen dichten Laubengang gedeckt waren. Eine dichte Haselnußhecke schied den Garten von dem Fußwege, der längs der Stadtwiese hinführte; ein Pförtchen in derselben hatte es Johanna stets gestattet, bei den Spaziergängen mit dem Vater das freie Land zu erreichen, ohne die Stadt zu berühren. In einer Ecke des Gartens befand sich ein altes Gartenhaus, das schon seit etlichen Jahren den Lieblingen der Kinder, einer Schar munterer Kaninchen überlassen war. Was aber dem Hause zu einer besonderen Zierde gereichte, war ein mächtiger Weinstock, der die ganze Wand bekleidete, ja dessen Ranken sich auch noch an der Seitenwand des Hauses hinzogen, welche der Morgensonne zugewandt war.

Fand nun Frida auf Schritt und Tritt etwas zu preisen und zu bewundern, so ging Johanna dahin, ohne das Auge von ihr zu wenden. Ihr für Schönheit so empfänglicher Sinn war bezaubert von Fridas Erscheinung; sie folgte mit den Augen jeder ihrer anmutigen Bewegungen und ihre Blicke hingen an jedem freundlichen Lächeln, jedem strahlenden Blicke dieser großen stillen Augen, die noch eine ganz andere Sprache zu reden schienen als die Lippen, die

von Bewunderung überströmten über alles was Johanna betraf und umgab. Endlich erreichten sie die obere Laube und jetzt traten Fridas Worte und Augen in vollen Einklang; sie begann sich zu geben wie sie wirklich war. Auf das schöne Landschaftsbild vor sich blickend begann sie: „Finden Sie nicht auch, daß uns nichts so lebendig die Liebe Gottes zu uns Menschen empfinden läßt, als wenn wir so recht gewahr werden, wie schön er die Erde für uns geschmückt hat.? Sehen sie diese Berge, diese Wälder, jenes blaue Wasser, das aussieht wie ein großes, aufgeschlossenes Auge, hier hat freilich auch die Menschenhand viel geschaffen, aber wie verschwindend klein ist es gegen diese Natur und für uns ward es so schön gemacht!"

„Für uns?" fragte Johanna, der dieser Gedanke fremd war, „ich denke die Natur ist für sich selbst da."

„Wie wäre das möglich!" erwiderte Frida mit tiefer Überzeugung, „ist doch die ganze Natur dem Tode geweiht und wir allein sind ewig. Für das erste Menschenpaar geschah ja noch mehr; es heißt doch: Und er pflanzte einen Garten in Eden; dahinein wurden die ersten Menschen gebracht und als sie sich dieses Aufenthaltes unwürdig gemacht, und ausgewiesen wurden, da schmückte der Herr doch die Erde für die fort und fort sündige Menschheit mit unbeschreiblicher Schönheit all überall, um uns die Wartezeit erträglicher zu machen, trotz unserer Unwürdigkeit; ist das nicht überschwängliche Liebe?"

Johanna schwieg; in dem, was Frida gesagt, war für sie so viel Unerwartetes, so ganz anderes, als sie gewohnt war zu denken und zu fühlen, daß sie nicht wußte was sie erwidern sollte.

„Ich drücke mich schlecht aus," sagte Frida traurig, „Sie hätten das, was ich sagen wollte gewiß viel besser ausgedrückt; aber Sie haben mich gewiß verstanden."

„Ich fürchte, ich hätte weder zu denken noch zu sagen verstanden, was Sie eben ausgesprochen," erwiderte Johanna, schwermütig ihren Kopf in ihre Hand stützend, „ich bin nie mit jungen Mädchen meines Alters zusammen gewesen seitdem ich die Schule verlassen; ich fürchte, meine Gedanken und Vorstellungen sind ganz andere als diejenigen der jungen Mädchen, die im vollen Leben draußen stehen; ich führe die Existenz eines Schaltieres."

Frida sah sie erschrocken an: „O Johanna, Sie sagten doch, daß sie ein so reiches Leben im Hause haben, daß Sie nichts vermissen; aber jetzt scheint es mir wirklich als wenn Sie nicht glücklich wären." „Nun ja," rief Johanna leidenschaftlich, „ich leide; ich leide tief darunter, ausgeschlossen zu sein von allem Leben der Welt, in Grenzen gebannt zu sein, die mich erdrücken. Den ganzen Tag hindurch ringe ich damit, mein Herz zu stillen, meine Wünsche zu mäßigen. O, ich bin sehr unglücklich!"

„Sie würden es nicht mehr sein, wenn Sie den Schatz kennten, der unser Herz füllen kann," sagte Frida leise, und nach kurzem Besinnen setzte sie hinzu: „Wäre Ihnen nicht eine kleine Abwechselung angenehm, könnten Sie nicht vielleicht auf einige Wochen zu uns kommen? Wie wäre das hübsch! Wir würden zusammen durch den Wald streifen, lesen, arbeiten. Zu Hause erzogen, weil ich zu kränklich war, um eine Pension beziehen zu können, kam auch ich nie mit Mädchen meines Alters zusammen und habe nie eine Freundin gehabt. Lassen Sie uns Freundinnen sein und „du" zu einander sagen!"

„Wie gerne, wie gerne!" rief Johanna, Fridas dargereichte Hand mit ihren beiden umfassend. „Aufs Land hinaus; ach wie schön würde das sein; aber die Deinigen, werden sie nicht vor mir erschrecken?"

„O, Johanna so kannst du nur sprechen, weil du meine

Eltern nicht kennst; sie werden dich um so lieber haben, weil ein bitteres Kreuz auf dir lastet, das wir alle dir tragen helfen müssen!"

„Ach ja, wenn meine Eltern einwilligen, werde ich kommen," stimmte Johanna freudig ein.

„Ich hole dich dann in unserem Wagen ab, wie werde ich mich freuen, dir mein Haus zu zeigen!"

In dieser Weise plauderten sie noch lange fort; die Freundschaft kam bald in Fluß, und als sie sich trennten, hatte jede die Andere so warm ins Herz geschlossen, daß sie sich reich und hochbeglückt dadurch fühlten. Frida ging nicht ins Haus zurück; sie erreichte die Straße durch den Hof; Johanna aber blieb in der Laube mit dem Gefühle sitzen, als sei die Fee, von der sie gestern träumte, wirklich dagewesen und habe über ihr Dasein einen Reiz gebreitet, von dem sie bisher keine Ahnung gehabt.

Auguste kam, sie zu Tische zu rufen; freundlich sagte sie zu ihr: Vergieb mir, Gustchen, ich war heute morgen böse auf dich, weil du Fridas Besuch nicht verhindert hattest, und jetzt bin ich dir so dankbar dafür. Wir sind Freundinnen geworden und wirklich, ich habe es nicht gewußt, daß es so schön ist, eine Freundin zu haben."

„Ich habe auch eine Freundin: Milla Brandt," erwiderte Auguste ganz stolz.

„Milla Brandt? die ist ja älter als du!"

„Um so mehr Ehre für mich!" meinte Auguste.

Bei Tisch erzählte Johanna freudig erregt von Fridas Besuch und der Einladung, die sie erhalten hatte; bereitwillig erteilten die Eltern ihre Zustimmung zu dem Plane. Namentlich war der Vater für seine Johanna hoch erfreut über diese Bekanntschaft.

Das muß ein prächtiges Mädchen sein, diese Frida, wie sie sich die Bekanntschaft mit dir erzwungen hat!

Ritters leben sehr zurückgezogen, es sind brave, geachtete Leute, sie gehören zu den Stillen im Lande."

„Die Stillen im Lande, das klingt hübsch und sympatisch, was versteht man darunter?" fragte Johanna, die bereit war, alles hübsch zu finden, was Ritters betraf, aber die Mutter erwiderte etwas scharf:

„Im Grunde sind die Stillen im Lande gar keine angenehmen Leute, sie sind alle aufgeblasen und hochmütig und halten sich für besser als andere."

„Ob sie diesen Fehler haben, weiß ich nicht; das ist aber gewiß, daß ich die geduldigsten Patienten stets in diesen Häusern gefunden habe, und man es sich wohl wünschen könnte, dereinst so sterben zu können, wie ich es bei ihnen gesehen."

Der Doktor hatte ernst und nachdenklich gesprochen, aber seine Frau erwiderte ihm schnell:

„Aber lieber Leopold, ich sage ja nicht, daß es alle schlechte Charaktere sind, es mögen ja ganz vortreffliche Leute unter ihnen sein, ich sage nur, daß sie nicht angenehm sind, sie wollen einem immer ihre Ansichten aufdrängen."

„Ach!" rief Auguste, „dann gehört Emil Merk am Ende auch zu den Stillen im Lande!"

„Aber Auguste, sage mir doch," wandte sich jetzt der Vater an diese, „wie kam es nur, daß ich dich gestern mit dem Assessor Kern Arm in Arm promenieren sah, du kannst ihn doch erst gestern kennen gelernt haben? Ich fuhr mit Merk früher nach Hause als ihr, so kam ich nicht dazu, dich zu fragen."

„O, das kam ganz einfach," lachte Auguste, „wir standen im Garten zusammen, Milla Brandt und ich, da kam Löffler zu uns, bot Milli seinen Arm und sie gingen beide in die Allee, da sah ich aus der Ferne Emil Merk auftauchen und fürchtete, er würde sich wieder an mich

hängen, daher bat ich Assessor Kern, mir seinen Arm zu reichen und den anderen zu folgen, um Emil Merk zu entgehen."

Der Vater sah etwas verdutzt drein, die Mutter aber rief: „Auguste, wie unpassend! wie konntest du so etwas thun!"

„Liebe Mutter, Herr Kern war gar nicht böse darüber, er erzählte mir so viele komische Geschichten, es war so amüsant, daß es mir leid war, als die Musik wieder begann."

„Ich hörte dich aus der Entfernung lachen; auch ein so lautes Wesen ist unpassend", sagte mit etwas verweisendem Blicke der Vater. — „Glücklicher Weise ist Kern ein verständiger Mann, der in dir den Kiek-in-die-Welt erkannt und dir die böse Nachrede erspart haben wird. Daß du aber Emil Merk nicht geschont hast, muß ich ernst rügen. Er ist der Sohn meines besten Freundes, und die Glieder meiner Familie dürfen ihn nicht dem Gelächter fremder Menschen aussetzen."

Mit diesen Worten hob der Vater den Tisch auf; doch als die Eltern das Zimmer verlassen hatten, rief Auguste weinerlich:

„Das kommt davon, wenn man eingesperrt wie im Käfige leben muß, kommt man dann einmal heraus, weiß man nicht, was sich paßt oder nicht. Nächstes Mal sitze ich da wie ein Stock und thue den Mund nicht auf."

6. Kapitel.

Die Stillen im Lande.

Frida hatte es nicht bei dem einen Besuche bewenden lassen; so lange ihre Eltern in der Stadt weilten kam sie täglich zu der neugewonnenen Freundin und nach der Heimkehr der Familie des Oberförsters entspann sich ein eifriger Briefwechsel zwischen den jungen Mädchen. Keine Woche verging, in der die Botenfrau aus Wiesbach nicht in der Wohnung des Dr. Wolter erschienen wäre, auch wurde der Plan für Johannas Besuch bei Ritters bald in Erinnerung gebracht und der Tag, an welchem Frida sie abholen sollte, festgesetzt.

Ein erster, selbständiger Ausflug, wie gering die Entfernung auch sei, ist für ein junges Mädchen immer ein Weltereignis, wie viel mehr war es ein solches für Johanna, welche so selten die Grenzen von Haus und Garten überschritten hatte. Lange vor der festgesetzten Stunde saß sie schon zur Reise gerüstet im Wohnzimmer, umgeben von kleinen und großen Gepäckstücken, die sie mitnehmen sollte. Auch alle ihre Geschwister hatten sich versammelt, um ihrer Abreise beizuwohnen und die Mutter saß ihr gegenüber, den Kopf sorgenvoll in die Hand gestützt.

„Ich ließ bisher noch keine von euch von mir fort und jetzt gehst du für so lange Zeit von Hause so ganz allein unter fremde Menschen."

„Frida ist mir ja nicht mehr fremd und dann ist es ja auf dem Lande, wo ich keinem Menschen begegnen werde als höchstens braven, gutmütigen Bauersleuten, vor diesen

fürchte ich mich nicht, und das ist mir gerade ein so lieber Gedanke, daß ich dort nach Herzenslust werde umherstreifen können, wie es mir eben in den Sinn kommt."

Die Mutter schaute etwas zweifelhaft drein, dann sagte sie:

„An die Begegnungen, die du dort haben könntest, habe ich eigentlich nicht gedacht, das liegt mir nur auf der Seele, daß du dort niemand haben wirst, dich zu beraten."

„Aber Mütterchen," lachte Johanna, „ich bin doch kein Kind mehr!"

„Aber du hast bisher nie für dich selbst sorgen müssen," seufzte die Mutter und wiederholte nochmals alle eingeschärften Verhaltungsregeln.

Der Vater trat ins Zimmer und sogleich die Hand auf einen Pack wohlbekannter Bücher legend, der neben dem anderen Reisegepäcke lag, sagte er in seiner entschiedenen Weise:

„Diese hier gehen nicht mit, auf dem Lande wird nicht Latein studiert, sondern das Leben der Natur, das ist ein Buch, dessen letzte Seite noch keiner umgeschlagen und das wert ist, gelesen zu werden: dort bist du an der Quelle, koste sie aus; — die Gelehrsamkeit ist gut für die Stadt."

„Aber was soll ich anfangen wenn Besuch kommt, den ich nicht sehen will, und ich an mein Zimmer gefesselt bin?"

„Nun, du bleibst dann nicht auf deinem Zimmer, sondern gehst in den Wald, der ist groß genug, um lästigem Besuche bequem ausweichen zu können. Willst du aber doch lesen, nun, dann wähle dir ein Buch, das die Gedanken nur halb fesselt, das du jeden Augenblick aus der Hand legen kannst, um ein Vögelchen, eine Biene, einen Käfer zu beobachten, ohne den Faden eines langen Gedankenganges zerreißen zu müssen. Du wirst solche Bücher dort im Hause sicherlich vorfinden."

Jetzt hielt der Wagen vor der Thüre, und über Johanna kam die Wehmut des Abschiedes; sie warf sich in die Arme der Eltern, und die Mutter war es nun, die ihr Mut zusprechen mußte.

„Nehmt die Sachen, Kinder, laßt Fräulein Ritter nicht warten," rief der Vater, und wenn er der Treibende war, ging es immer schnell. In zwei Minuten saß Johanna im Wagen, zwischen Begrüßen und Abschiednehmen brachte man ihre Reiseeffekten in dem mit Körben und Schachteln schon ziemlich angefüllten Wagen unter. Johanna zog ihren Schleier für die Fahrt durch die Stadt dicht zusammen und der Wagen rollte davon.

Es war ein herrlicher Sommerabend; ein leichter Gewitterregen hatte den Staub gelöscht, die Luft gekühlt und Johanna atmete mit Wonne den würzigen Duft ein, der ihr von den frischgemähten Wiesen, an denen sie vorüber fuhren, entgegenwehte. Alles, was sie erblickte, interessierte sie, über jede Sache wollte sie Auskunft haben, besonders darüber, was die Menschen, deren sie ansichtig wurde, thaten und trieben. Das Menschenleben, von dem sie absichtlich so fern gehalten worden war, zog sie eben aus diesem Grunde so mächtig an und schien ihr der Höhepunkt des Interessanten zu sein. Frida sah sie lächelnd an:

„Ist es möglich, daß du noch nie die Mädchen Wasser aus dem Ziehbrunnen schöpfen, Heuerinnen Gras wenden und Männer Steine klopfen oder die Gräben putzen gesehen hast?"

„So nahe sah ich es nie, es ist nur schade, daß wir so schnell vorüberfahren und daß ich nicht sehen kann, was daraus wird —"

„Ich bin diese Dinge gewohnt, sie bleiben sich auch immer so ziemlich gleich, daß ich darauf gar nicht so recht merken kann. Ich habe mir ein Gedankenspiel angewöhnt,

mir die Zeit zu kürzen, wenn ich allein fahre, was recht oft geschieht, da meine Mutter so kränklich ist. Ich stelle mir den Weg in die Stadt als einen Lebenslauf vor; so lange ich im heimischen Thale fahre, dauert die Kindheit und erste Jugend; da ist die Welt so eng und begrenzt und doch so lieb und vertraut: dort ist mir alles bekannt, jeder Baum, jeder Strauch und doch giebt mir die Beleuchtung, das Wetter, die Jahreszeit Gelegenheit, mir jedes Mal ein anderes Bild zu gestalten, bald heiter, bald trübe. Alles, was mir dann auf dem Wege begegnet, gestaltet sich zu einer Lebensepisode. An einer Stelle durchschneidet ein Gebirgsbach den Weg, das Wasser desselben ist so klar und lebendig, er kommt vom Berge herab, kleine Wasserfälle und Strudel bildend. An beiden Ufern stehen die großen Tannen so ernst und feierlich da, es wird einem ordentlich andächtig zu Mute, wenn man da hinaufschaut. Diesen Bach nenne ich das Lebenswasser und die Brücke darüber die Konfirmationsbrücke, dann kommt bald die Landstraße und die ist dann natürlich der ernste Weg des erwachsenen Menschen durchs Leben."

„Und auf welcher Strecke wandelst du selbst?" fragte Johanna.

„Jedenfalls noch da, wo ich wirklich lebe, noch im Thale meiner Kindheit," erwiderte Frida lachend. „Das ist wenigstens sicher, so lange uns noch das Vaterhaus beschirmt, können wir auch innerlich nicht auf der großen Landstraße wandern oder wir müßten uns diesem Schutze absichtlich entziehen."

„Wenn du das Wandern auf der Landstraße mit dem schweren Kampfe durchs Leben vergleichst, so will mir's scheinen, daß manchmal ein Stückchen Landstraße auch durchs Elternhaus gehen kann. Aber wie reich und voll muß das Leben vor dir liegen, daß du allem eine Bedeutung bei-

legen kannst. Ich sehe mir jedes Ding noch immer mit der Frage an, was ist das? Es sagt mir noch nichts und dabei habe ich sowohl Verlangen als Furcht, dem Unbekannten näher zu treten. Wie habe ich mich z. B. auf diesen Besuch gefreut und jetzt packt mich förmlich unüberwindliche Scheu, den Deinen entgegenzutreten. Nenne mir doch die Personen eures Familienkreises."

„Es ist kaum ein Kreis zu nennen; für den Augenblick sind nur die Eltern und ich zu Hause, mein Bruder Hubert studiert in Bonn, er wird wohl bald nach Hause kommen, doch wissen wir noch nicht den Tag."

„Hast du nur einen Bruder? Seid ihr nur zwei Geschwister?"

„Jetzt wohl; meine Eltern haben viele Kinder verloren, wir wohnten früher in einer sehr ungesunden Gegend, die meisten meiner Geschwister sind als kleine Kinder gestorben. Meine Mutter war dort auch immer leidend, nur Hubert allein, der von Natur aus sehr kräftig gewesen sein soll, hat es ausgehalten. Wir sind erst seit zehn Jahren hier und man sagt, es sei hohe Zeit gewesen, daß wir jene Gegend verließen, sonst hätte sich die Mutter nicht mehr erholen können. Mich brachte man als ein kränkliches, schwächliches Kind mit zusammengezogenen Gliedern hierher, die Waldluft hat mich geheilt, aber ein Schwesterchen, das drei Jahre älter war als ich, starb noch in demselben Winter an der Auszehrung, im Herbste waren wir hergezogen. Ich kann mich ihrer nur wenig erinnern, ich war selbst so elend, daß ich kaum gehen konnte, auch glaube ich in der geistigen Entwickelung muß ich sehr zurück gewesen sein. Meine Erinnerungen sind erst klar von einem schrecklichen Ereignis ab, damals war ich zehn Jahre alt. Alles was vordem geschehen, ist mir nur dunkel erinnerlich und wie in Nebel gehüllt."

Frida schwieg und versank in Nachdenken.

„Was war dieses Ereignis?“ fragte Johanna nach einer Weile.

„Es ist mir alles erinnerlich, als wenn es gestern geschehen wäre. Du mußt wissen, wir waren vier Geschwister als wir hierherzogen: Hubert, Agnes, Heini und ich. Agnes starb noch in demselben Winter, wie ich dir sagte; aber Heini erholte sich gleich mir im nächsten Frühjahre, scheinbar sogar besser als ich. Er war ein schöner Knabe, nur sehr zart und klein für sein Alter; er hatte große blaue Augen und blondes Haar.

Meine Mutter liebte so sehr dieses Haar zu sehen, daß es jedesmal einen Kampf kostete, wenn Vater es gestutzt haben wollte. Er war sehr munter und beweglich und seine zartrosigen Wangen konnten an völlige Gesundheit glauben lassen; aber der arme Kleine hatte einst ein Gehirnfieber durchgemacht, und davon war ihm die Anlage zu einem Krampfübel geblieben, welches sich nach und nach so sehr verschlimmerte, daß er von uns getrennt werden mußte und mit einer Wärterin im oberen Stocke lebte, von wo er nur an gesunden Tagen zu uns herunterkam. Eines Tages war er auch nicht heruntergekommen, weil er am Vormittage einen seiner bösen Zufälle gehabt hatte, nach welchen er immer sehr lange schlief. Am Nachmittage kam ich aus dem Garten mit der Schürze voll Sommeräpfeln, die ich aufgelesen hatte. Da hörte ich plötzlich Heinis lustige Stimme über mir und als ich hinaufsah, erblickte ich ihn, wie er sich lachend über die Brüstung des Balkons hinüberbeugte und mir zurief, ihm Äpfel hinaufzuwerfen. Er durfte eigentlich den Balkon nicht betreten; seine Wärterin aber, in der Überzeugung, daß er noch lange schlafen würde, war hinunter gegangen. Der Kleine war erwacht und sich allein

sehend, wahrscheinlich um seine Selma zu suchen, auf den Gang getreten und hatte sich, da er nach den Anfällen jedes Verbot vergaß, sich auf den Balkon hinausbegeben, dessen Thüren im Sommer offen standen.

Ich war noch zu dumm, um ihn an das Verbot der Eltern zu erinnern, warf ihm Äpfel hinauf, die er auffing, und wir lachten beide. Ich setzte mich auf eine der steinernen Stufen der Gartentreppe und er auf die Sandsteinbrüstung, die den Balkon umgab. Ich sehe ihn noch, wie er sich über die Brüstung beugte und lachend zu mir heruntersah. Plötzlich verstummte sein Geplauder und ich hörte einen eigentümlichen Laut; ich sah hinauf und erblickte Heini sich mit sonderbaren Bewegungen auf die Brüstung legend; sein Kopf sank rückwärts über die Brüstung, das lange Haar hing herab, große Flocken weißen Schaumes tropften aus seinem Munde auf die Steinfließen und ich stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus. Hubert, der gerade zu Hause auf Ferien war, flog mit langen Sätzen aus dem Garten in das Haus, die Stiege hinan — er kam zu spät. Heini, der bei jeder Zuckung weiter über die Brüstung rückte, warf sich mit einem Rucke herab und lag blutend, zerschmettert, aber noch immer vom Krampfe geschüttelt nicht weit von mir. Mein fortgesetztes Schreien hatte meinen Vater herbeigerufen, noch ehe Hubert die Treppe wieder herabeilen konnte. Beider bleiche, verstörte Gesichter machten mich verstummen; sie hoben Heini auf eine Matratze und trugen ihn hinein; den Aufschrei meiner Mutter, die ihnen entgegenkam, werde ich nie vergessen! Aber nur diesen einen Schrei habe ich von ihr gehört, sonst keine Klage. Ohne eine Thräne that sie alles, was zur Pflege des armen Heini nötig war. Man hatte ihn im Wohnzimmer in ein schnell herbeigebrachtes Bett gelegt; Vater litt es nicht, daß man ihn in das Schlafzimmer trug, das sollte für den Augenblick frei bleiben,

in dem die Mutter der Ruhe bedürfen würde; sie aber saß am Bette und legte Eisumschläge auf Heinis armen zerschlagenen Kopf. Sie war sehr bleich aber ganz ruhig; ja sie fand noch Worte der Ermutigung für die trostlose Wärterin, die am Fußende kniete und verzweiflungsvoll schluchzend die Hände rang. Heini kam nicht mehr zu sich, er wimmerte nur bisweilen. Hubert hatte sich auf ein Pferd geworfen und war davongejagt, um einen Arzt zu holen. Ich saß auf Mutters Fußbänkchen im Erkerfenster und sah, wie der Vater hin und herging, Eis brachte und der Mutter leise zusprach. Wenn Heini wimmerte, mußte ich weinen und verbarg dann den Kopf auf dem Sitze von Mama's Lehnstuhle. So muß ich endlich eingeschlafen sein; ich weiß nur noch, daß mich Hubert aufhob und in mein Bett trug und daß die Köchin mir Milch und Brot ans Bett brachte. Auch am anderen Morgen war es die Köchin, die mich ankleidete und mich nicht wieder ins Wohnzimmer gehen ließ. Der Vater kam bald zu mir, nahm mich in seine Arme, küßte mich und sagte:

„Heini ist hinübergegangen zum lieben Gott in den Himmel, wo die lieben Engel wohnen und wohin alle deine Geschwister vorausgegangen sind."

Ich verstand nur halb. „Hat Heini keine Schmerzen mehr?" fragte ich.

„Nein, Heini ist jetzt sehr glücklich," erwiderte der Vater, „aber hier auf Erden haben wir nur mehr Hubert und dich bei uns; komme jetzt und küsse deine Mutter."

Er führte mich an der Hand in das verdunkelte Wohnzimmer; aus der Helligkeit kommend, vermochte ich nicht recht deutlich zu sehen; aber ich unterschied doch, daß die Mutter noch immer am Bette des Kleinen saß und seine Hand hielt. Ich glaubte, sie habe ein weißes Tuch auf ihren Kopf gelegt; als ich aber näher trat, sah ich, daß

ihr Haar ganz weiß geworden war; denke dir, in einer Nacht — ganz weiß! Und so ist es geblieben. Sie schien mich gar nicht zu bemerken und wandte ihre Augen nicht von Heinis Gesicht. Der Vater beugte sich über sie und küßte ihren weißen Scheitel.

„Hier ist Frida," sagte er.

Da schien sie aus einem Traume zu erwachen, ließ Heinis Hand los und wandte sich zu mir. Ich umschlang ihren Hals mit meinen Armen; sie zog mich auf ihre Kniee und ihr Gesicht an meiner Schulter verbergend, begann sie zu weinen. Sie sagten: zum ersten Male. Der Arzt, der am Fußende stand, sagte ernst: „So ist es gut, jetzt hat sie überwunden."

Und er verließ leise mit meinem Vater das Zimmer. Als aber die Mutter fort und fort weinte, ward mir bange und ich fing auch an zu weinen, nicht still und leise wie sie, nein, laut und stürmisch; da gewann sie gleich ihre Fassung wieder, suchte mich zu beruhigen und zu trösten und sagte mir, daß Heini glücklich sei und daß wir auch einmal in das schöne Land kommen würden, wo er jetzt sei und ihn und Agnes und die Kleinen alle wiedersehen würden. Sie sprach so verständlich zu mir, daß trotz des schrecklichen Vorfalles, bei dem ich selbst beteiligt gewesen war, mir doch alles Todesgrauen fern blieb. Anders bei Hubert; bei ihm hat dieser Vorfall einen inneren Zwiespalt hervorgerufen, der sich noch immer nicht ausgeglichen hat.

Vater kam wieder herein und willig ließ sich jetzt die Mutter von ihm in ihr Zimmer führen wo sie sich niederlegte.

Hubert, der sehr bleich war, nahm mich an die Hand und ging mit mir in den Wald. Wir blieben lange vom Hause fort; er war so gut und lieb gegen mich. Mein Bruder hat immer den Kopf voll Gedanken, die kein anderer hat; er sprach so ernst zu mir darüber, daß ich jetzt die

einzige Freude der Eltern sei und von der Pflicht, es auch zu bleiben, daß ich seine Worte nie vergessen habe. Er ist fünf Jahre älter als ich; wir sind aber seit jenem Tage die innigsten Freunde, und wenn er hier ist, sind wir fast immer beisammen.

Heini sah ich nur noch einmal; er lag im Sarge so reizend geschmückt und ganz mit Blumen bedeckt, daß man nichts von dem Schaden sah, den er erlitten; so still und friedlich lag er da als ob er schliefe."

„Wie schrecklich! Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie man sein früheres Leben wieder aufzunehmen vermag, wenn man solches erlebt hat!" rief Johanna erschüttert von dem Gehörten.

„Während drei Wochen lag die Mutter schwer darnieder; Heinis Wärterin pflegte sie mit der hingebensten Treue."

„Oh, wie konnte deine Mutter die Gegenwart dieser Person nur einen Augenblick ertragen!" Frida dachte nach, dann sagte sie: „Ich denke, meine Eltern denken in diesen Dingen anders als die meisten Menschen. Sie nehmen alles, was ihnen widerfährt direkt aus Gottes Hand ohne Klage, ohne Zweifel. Ich erinnere mich gehört zu haben, wie meine Mutter zu der sich ganz vergrämenden Selma sagte: dein Versehen war klein, wer könnte zu leben wagen, wenn er für alle Folgen seines Thuns sich verantworten sollte? es wird uns oft schwer genug, für die That allein einzustehen, und nimmermehr sollen wir glauben, daß wir zu hindern vermocht, was sein Ratschluß über uns beschlossen. Bei ihm ist deine Schuld getilgt; wie könnte ich sie behalten wollen."

„Welche Seelengröße!" rief Johanna aus.

Frida schien nachdenklich; sie beugte sich vor und schaute eine Weile aufmerksam auf den Weg; dann sagte sie: Es giebt gewiß kein Wort des Lobes und der Bewunderung,

das mir zu hoch scheint, das Wesen meiner Mutter zu bezeichnen; wenn ich aber einen Ausdruck höre, der ihrem Sinne gar nicht entspricht, dann kann ich nicht zustimmen. Wir nennen das nicht Seelengröße, wir nennen es Glaubenskraft, Ergebung in Gottes Willen, sich beugen unter seine Hand. Unser ganzes Streben geht ja auf das Leben in der Gemeinschaft mit dem Herrn hin, den unsere Seele liebt und der uns zuerst geliebt. Ist es da nicht notwendig, ich möchte fast sagen natürlich, daß unser Wille mit dem Seinigen zusammenfällt, wo wir ihn erkennen? Diesen Willen Gottes aber überall und richtig zu erkennen, das ist der Kampf des Lebens. Meine Eltern sind darin gewiß sehr viel weiter, als ich und viele andere, die nach demselben Ziele streben; aber von Seelengröße halten sie nichts und wollen nichts von ihr hören." Frida hatte sich in Eifer gesprochen und mit Erstaunen hörte Johanna ihr zu.

„Welch' merkwürdige, unbegreifliche Menschen ihr seid!" rief sie aus, „aber ich fange an zu verstehen, warum man euch für hochmütig hält. Du sagst immer „wir", als ob ihr andere Wesen wäret als wir anderen."

„Johanna!" rief Frida erstaunt und befremdet. Es ist sehr schwer, sich gar nicht verletzt zu fühlen, wenn man vollständiger Verständnislosigkeit begegnet, auch Fridas Herz zog sich schmerzlich zusammen, doch ein Blick auf Johannas Gesicht genügte, um sie wieder mit ganzer Wärme sich der Freundin zuwenden zu lassen. Wie arm war doch diese innerlich wie äußerlich!

Sie legte ihre Hand auf die Johannas: „So wirst du nicht mehr reden, wenn du uns besser kennst und wer weiß," fügte sie lächelnd hinzu, „vielleicht kommt noch der Tag, an dem auch du mit Freuden sagst „wir." Doch siehe, da ist meine Konfirmationsbrücke und dort kommt der Bach herunter, ist es nicht schön hier?"

„Reizend ist es, wir müssen einmal herkommen, um den Anblick länger zu haben. Aber auch das ganze Thal ist schön und ich begreife, wie sehr du an dieser Gegend hängst."

„Und dort in der Ferne kannst du unser Haus sehen."

„Ist das euer Haus? es sieht ja ganz fürstlich aus."

„Es war früher ein fürstliches Jagdschloß und ist für das gewöhnliche Leben nicht sehr bequem gebaut. Ganz so stattlich wie von hier sieht es in der Nähe nicht aus, und unsere einfache Einrichtung paßt wenig zu den hohen Zimmern und der Stuccatur der Decken. Der große Saal steht fast ganz leer, ich benutze ihn für meine Sonntagsschule. Aber doch lieben wir dieses Haus so sehr; kein Winkel, der nicht für mich und Hubert seine Erinnerung hat."

Johannas Augen ruhten mit Entzücken auf dem anmutigen Landschaftsbilde, das sich vor ihr ausbreitete. Den Grund des Thales bedeckte eine üppig frische Wiese, durch die der Gebirgsbach in weiten Krümmungen floß. Von beiden Seiten des weiten Wiesengrundes erhoben sich bewaldete Anhöhen, auf der rechten Seite, wo die Straße hinlief, war es alter Nadelwald, auf der gegenüberliegenden noch junger aber dichter Laubwald. Das Jagdschlößchen aus grauem Sandstein im Rokokostil erbaut, war ein schöner Schmuck für die Gegend, wie es diese vielgeschmähten Bauten überall sind. Etwas weiter hin sah man den Bach das Rad einer hübsch gelegenen Mühle treiben und im Hintergrunde die ersten Häuser des Dorfes Wiesbach. Eine Biegung des Thales entzog den größeren Teil desselben den Blicken und schloß zugleich die Fernsicht ab. —

Johanna war so im Anschauen des Thales versunken, daß sie darüber den Augenblick der Ankunft vergaß; erschrocken fuhr sie auf, als sie sich dem Hause ganz nahe sah. Hastig zog sie den Schleier herab, hatte sie doch auf

der Freitreppe eine hohe Frauengestalt erblickt, deren völlig weißes Haar sie nicht im Zweifel ließ, wen sie zu begrüßen hätte. Frida winkte ihr schon von weitem zu und sprang leicht wie ein Vogel aus dem Wagen, als dieser hielt; dann aber wandte sie sich gleich zu Johanna zurück, und ihren Arm fassend zog sie die Zögernde die Stufen hinan.

Die Frau Oberförsterin ließ ihr keine Zeit zur Verlegenheit; sie begrüßte ihren Gast mit warmherziger Freundlichkeit, schlug ihren Schleier zurück und umarmte sie herzlich.

Die Erscheinung dieser Frau nahm Johannas ganzes Herz gefangen; aus adeligem Geschlechte stammend, trug sie die stille Ruhe an sich, die ein Privileg derer zu sein scheint, die auf den Höhen des Lebens wandeln. Eine große Herzensgüte durchdrang ihr ganzes Wesen so sehr, daß es jedem wohl wurde, der in ihrer Nähe weilte und Johanna, die schon aus Heinis Geschichte voll Bewunderung für sie war, gab sich ganz diesem Eindrucke hin.

Sie traten in den Hausflur, einen großen Raum, der durch das Gebäude ging und der Hausthüre gegenüber die Thüre nach dem Garten zu zeigte; eine breite Doppeltreppe führte in den oberen Stock. „Diese Stiege eilte Hubert hinan, den Bruder zu retten," dachte Johanna und als sie ins Wohnzimmer trat, erkannte sie auf den ersten Blick das Erkerfenster, der Mutter Lehnstuhl, das Fußkissen. „Wie kann es hier so freundlich aussehen, wo so Schreckliches geschehen," sagte sie zu sich selbst, und als die Oberförsterin ihren Sitz einnahm, Frida sich auf einen niedrigen Stuhl zu ihr setzte und Johanna aufgefordert wurde, in einem zweiten Lehnstuhle, der auch im Erker stand, Platz zu nehmen, that sie es fast mit Widerstreben. — Aber wie hübsch war dieser Erker mit seinen weißen Gardinen, den schönen Blumen auf dem Fensterbrett und dem hübschen Arbeitstische mit dem gestickten Nähsteine und dem Kästchen

darauf; Kinderportraits in Pastellzeichnung schmückten die eine Wand, an der anderen hing ein schöner Christuskopf.

Frida legte der Mutter ihre Einkäufe vor und berichtete über ihre Besorgungen; das Gespräch wurde bald allgemein und Johanna fühlte, wie die düsteren Erinnerungen aus Fridas Erzählung zurückwichen, um ganz anderen Eindrücken Platz zu machen. Eine Stunde später trat auch der Oberförster ins Zimmer, Frida flog ihm entgegen und Johanna begann zu zittern. Die Art seiner Begrüßung kam ihr aber ganz unerwartet. Hatten Frida und ihre Mutter sich den Anschein gegeben, als sähen sie an ihr nichts Befremdliches, so trat der stattliche, ziemlich starke Mann an sie heran, richtete seine großen blauen Augen, die an die Fridas erinnerten, auf sie und reichte ihr die Hand mit den treuherzig gesprochenen Worten:

„Sehr willkommen, Fräulein Wolter." — Dann aber ihre Hand festhaltend, betrachtete er ihr Gesicht aufmerksam und fuhr ungeniert fort: „Der Tausend, dieser Fall auf die Treppe, als Sie drei Jahre alt waren, hat Ihnen schlimm mitgespielt. Nun, nun Sie brauchen darum nicht zu erröten, Sie sind nicht daran schuld und deswegen können Sie noch immer in Gottes Augen schöner sein, als das schönste Weltkind. Solch ein Gesicht ist ein guter Zuchtmeister auf Christus. Halten Sie sich nur fest an seine Gnadenhand und Sie werden noch dazu kommen, für dieses Ehrengeschenk zu danken, mit dem Sie ausgezeichnet worden sind."

„Ich wollte, ich wäre so weit!" rief Johanna aus.

„Wird schon kommen, mit der Zeit, Sie sind noch jung. Keiner beginnt die Wanderschaft durchs Leben auf dem Gipfel des Berges, wenn es nur aufwärts geht und nicht nach rechts oder links ausgebrochen wird, aber das können Sie ja nicht, und das ist das Gute an der Sache.

Nun, Frida, laß sehen, wie du meine Aufträge besorgt hast, da hast du ja schon alles ausgelegt auf dem Tische, du Blitzmädel. Nichts hast du vergessen! Nun komm her und lege Rechnung ab."

Frida eilte an den Tisch und aus dem halb scherzhaften halb ernsthaften Geplauder, das nun begann, konnte Johanna erkennen, wie wohl Frida Huberts Mahnung, die Freude der Eltern zu bleiben, beherzigt und verstanden hatte.

Das Abendbrot wurde im Garten eingenommen, ein ländliches Mahl, bei dem Milch, Eier, im Hause bereiteter Käse, Schinken und Früchte die Bestandteile bildeten. Die Unterhaltung war zwanglos und heiter, und als das Ende der Mahlzeit heranrückte, war Johanna schon so vertraut mit den neuen Bekannten geworden, daß sie durch ihre eigene Lebendigkeit die Heiterkeit des kleinen Kreises noch vermehrte. Als das Abendbrot vorüber war, wünschte Johanna, Frida bei dem Abräumen desselben behülflich zu sein, doch als beide dem Hause zuschritten, blieb Johanna beim Anblicke des oberen Balkons stehen: „War es da?" fragte sie mit einem Blicke des Entsetzens. — „Ja," erwiderte Frida traurig, „dort, etwas nach links saß er und ich auf der Stufe nach rechts, so daß ich bequem zu ihm hinaufsehen konnte."

„Wie ist es nur möglich, daß ihr täglich hier vorübergehen und im Garten so vergnügt sein könnt mit diesem Ort immer vor Augen?"

„O Johanna! Dürfen denn Christen mit Abscheu auf die Stätte blicken, an der sie eine Heimsuchung des Herrn betroffen hat? Mein Vater sagt, mit schmerzlichen Erinnerungen muß man fertig werden, sie aber nicht zu fliehen suchen, den Stachel, der in ihnen liegt, sollen wir uns durch des Herrn Liebe brechen lassen, sonst blutet die Wunde fort, wie viel Asche auch die Zeit darüber hinweht."

„Und du glaubst, deine Mutter spüre den Stachel dieses Schmerzes wirklich nicht mehr? Ich bin überzeugt, sie trägt ihn noch immer im Herzen und vermag nur mit wunderbarem Heldenmute ihn euch zu verbergen."

„O nein!" rief Frida, „der Stachel der Schmerzen ist bei ihr schon lange gebrochen. Das erste Mal als sie nach ihrer Krankheit dort aus der Thüre trat und dieser Stelle ansichtig wurde, wankte sie, doch mein Vater, der sie führte, nahm sie in seine Arme und sagte: „Vergiß nicht, daß der Herr auch hier war, als es geschah." Da blickte sie auf mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde und erwiderte: „Ja ich weiß es! der Herr hat's genommen; Sein Name werde gepriesen!" Seitdem habe ich es nie gesehen, daß sie diese Stelle gemieden, auch spricht sie von Heini, sowie von allen meinen verstorbenen Geschwistern nur wie von Abwesenden, nie wie von Toten; sie weiß ja, daß sie sie wiedersehen wird."

„Welche Frau! ja, das ist Glauben! Aber so habe ich dieses Wort nicht verstanden, in diesem Falle scheint Glaube und Leben zusammenzufallen."

Frida sah sie innig an: „Leben im Glauben, das allein heißt glücklich leben; doch komm, die Glocke zur Abendandacht ruft, wir wollen nicht warten lassen."

„Die Hausleute waren schon versammelt, als sie eintraten und Johanna setzte sich in den Schatten des großen Kamins in der Nähe der Thüre. Frida reichte ihr ein aufgeschlagenes Gesangbuch und nahm dann ihren Platz am Klavier ein. Man sang drei Verse eines Abendliedes, dann las der Vater mit seiner wohltönenden Stimme einen Abschnitt aus der heiligen Schrift und ein kurzes Gebet; stehend sprach man das Vaterunser. Darnach hörte Johanna die Hausleute „Gute Nacht" wünschen und das Zimmer verlassen. Das war alles so einfach gewesen und

doch fühlte sich Johanna tief ergriffen und konnte sich noch nicht entschließen, ihre Ecke zu verlassen; sie stand erst auf als sie den Oberförster auf sich zukommen sah.

„Sie werden wohl an so frühes Schlafengehen nicht gewöhnt sein, Fräulein Wolter," begann er, „aber wir auf dem Lande müssen zeitig aufstehen und uns daher auch bei Zeiten niederlegen. Lassen Sie sich morgen durch das Hundegebell nicht in ihrer Ruhe stören; die Bestien verstehen es nun einmal nicht, ihr Frühstück stillschweigend zu erwarten. Das darf man ihnen aber nicht übel nehmen; es gehört schon ein tüchtiger Grad von Bildung dazu, mit hungrigem Magen still zu halten. Das verstehen die Menschen kaum, wie soll man das von unvernünftigem Vieh erwarten. Aber so etwas wird man bald gewohnt; nur die ersten Tage wird es Sie stören, hernach hören Sie es gar nicht mehr. Und nun wünsche ich Ihnen eine recht angenehme Ruhe!"

Damit drückte er ihr die Hand, küßte Frau und Tochter und verließ das Zimmer.

Johanna trat vor: sie strich sich mit den Händen über Stirn und Augen: „Träume ich oder wache ich?" fragte sie, „mir ist als hätte ich heute drei Jahre gelebt."

„Sie haben einen reichen, empfänglichen Geist, liebes Kind," sagte in ihrer milden Weise Frau Ritter, „und haben sehr zurückgezogen gelebt; daher macht unser einfaches Haus Ihnen einen so tiefen Eindruck."

„Aber welche Fülle bei aller Einfachheit, welcher Friede bei aller Tiefe! Sie alle brauchen das Wort Gottes wie eine tägliche Handhabe, es ist wie ein Licht, das Sie in der Hand halten und damit alles beleuchten, was Ihnen entgegentritt und was Sie erleben, ich habe so etwas in unserer Zeit nicht für möglich gehalten, es ist wie zu der Apostel Zeiten."

„Die Kraft Christi ist nicht kleiner geworden seit der Apostel Zeiten und das Licht der Wahrheit, das er entzündet, ist auch heute noch unseres Fußes Leuchte und das Licht auf unserem Wege und wird es bleiben bis an der Welt Ende."

„Doch Frida ist ganz erschöpft von der heutigen Anstrengung," fügte Frau Ritter hinzu, indem sie die Wange der Tochter streichelte, die ihren Kopf auf der Mutter Schulter ruhen ließ — wir wollen hinaufgehen. Ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen; ich habe Sie neben Frida einquartiert."

Als sich Johanna allein in ihrem Zimmer befand, das klein und einfach, dabei aber so sauber und mit soviel Sorgfalt für sie eingerichtet war, konnte sie sich noch nicht entschließen zur Ruhe zu gehen. Zu viele Gedanken stürmten auf sie ein, nun war sie ja, wie sie es so sehr gewünscht, in einem anderen Hause, nun sah sie in ein Familienleben hinein, so verschieden von dem ihrigen und mit der schnellen, sprungweisen Fassungskraft des Weibes und der Lebendigkeit der Jugend sah sie Horizonte vor ihrem inneren Auge öffnen, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt. Sie löschte das Licht und setzte sich an das offene Fenster; sie suchte ihre Gedanken zu ordnen, aber je mehr sie dachte, um so mehr Gedanken drängten sich ihr auf, sie schaute hinaus auf die mondbeschienene Landschaft: „O Welt," flüsterte sie leise, „wie bist du reich und schön; der Vater hat recht, mir bleibt ein Feld, das zu durchforschen ein Menschenleben nicht hinreicht!"

Lange schaute sie in die stille köstliche Nacht hinaus, nichts regte sich; nur aus der Ferne hörte sie das Rauschen des Mühlrades und bisweilen vom Dorfe her das Anschlagen verschlafener Hunde. Mitternacht war längst vorüber als die Ermüdung sie zwang, sich von diesem Bilde loszureißen, das Fenster zu schließen und ihr Lager aufzusuchen.

7. Kapitel.

Rätsel-Spiel.

Während Johanna im Jagdschlößchen Eindrücke einer anderen, ihr ganz neuen Lebensauffassung erhielt, wollte es Dr. Wolter erscheinen, als ob das Haus sehr leer geworden, er vermißte schmerzlich die Stunden der Beschäftigung mit seiner Tochter. Hätte diese es gewußt, wie nötig ihre Gegenwart zum Glücke ihres Vaters war, würde sie nicht mehr in ihrem Herzen gefragt haben „wozu bin ich auf der Welt?" aber freilich — sie war jung; vielleicht wäre es ihr sehr wenig erschienen, nur für den Vater etwas zu sein. Später kam eine Zeit, wo sie die ganze Welt darum gegeben, den Vater noch zu besitzen und es als ein hohes Glück erachtet hätte, ihm jede Minute ihres Lebens widmen zu dürfen. Für den Augenblick hielt sie sich für sehr arm, sehr verstoßen; ja sie gefiel sich darin, wie es die Jugend so oft thut, sich ihre Last recht auszumalen und zu vergrößern.

Mit Johannas Entfernung hatte sich ein anderer Geist ins Haus gedrängt; der Grund für die bisherige Zurückgezogenheit war geschwunden und Auguste benutzte gern diesen Umstand, um Milla Brand ins Haus zu ziehen. Auf ihre Bitten wurde diese wiederholt von der Doktorin zum Kaffee geladen. Einmal brachte Milla auch ihren einzigen Bruder Richard mit, der von der Universität relegiert worden und zeitweilig im Hause weilte. Emil Merks Herz schwoll vor Eifersucht gegen ihn; er bemerkte nicht, mit welch vollständiger Nichtbeachtung dieser etwas

verkümmerte Sohn der neuesten Zeit auf das hübsche Backfischchen herabblickte und es nicht der Mühe wert hielt, so großes Wesen mit ihr zu machen, wie es seine Schwester that. Milla aber erkannte mit dem feinen Spürsinn der Weltdame in Augustens aufblühender Schönheit eine gefährliche Rivalin für den nächsten Winter und zog sie nur an sich, um sie desto sicherer in ihrem Schatten halten zu können. Der ahnungslosen Auguste konnte kein solcher Gedanke auftauchen; mit dem ganzen Enthusiasmus ihrer sechszehn Jahre bewunderte sie Millas Schönheit, ihren Geschmack, ihren Geist, den sie in deren schlau berechneten Worten zu finden glaubte und war ihr unendlich dankbar für die Freundschaft, deren sie sie würdigte. Milla war verschwenderisch in kleinen Liebkosungen und Gefälligkeiten für Auguste; immer wieder holte sie sie ab zu Spazierfahrten und Ladengängen und führte sie ein in das große Reich der Toilettenkünste, der Anordnung eines kleidsamen Anzuges und der vielen kleinen Ausschmückungen, welche die Mode täglich erfindet. Dadurch erwuchs ein fortgesetzter Verkehr zwischen ihnen; Auguste lernte eine Fülle von Dingen kennen von denen sie keine Ahnung gehabt, sammelte aber auch viele verkehrte Anschauungen und falsche Urteile ein, die ihr wie die Höhe aller Weisheit erschienen. Milla war um so gefährlicher, da sie weder ungebildet noch talentlos war; sie wußte ihr Gespräch dem Geschmacke eines jeden anzupassen, sie hatte sogar recht viel gelesen und mit richtigem Instinkte sich einzelne Phrasen und Stichworte gemerkt, mit denen sie selbst Dr. Wolter in den wenigen und kurzen Gesprächen, die sie miteinander hatten, über den Gehalt ihres Wesens zu täuschen verstand, sodaß er Augustens stets wachsender Vertraulichkeit mit ihr nichts in den Weg legte.

Der Doktorin Wolter war eine schwere Last vom Herzen genommen, als sie sah, wie scheinbar leicht sich Johanna

in ihr Schicksal fügte; auch sie genoß es wie eine neugeschenkte Freude, nun ungehindert mit den jüngeren Kindern in den Stadtgarten zur Musik zu gehen und alte Bekannte wieder zu begrüßen. So waren es denn außer dem Vater nur noch Bertha, welche die älteste Schwester um so mehr liebte, je mehr sie sie bedauerte, und Leo, der niemand hatte, der ihm seine lateinischen Arbeiten durchsah, welche Johannas Abwesenheit wirklich empfanden und ihre Rückkehr mit Ungeduld erwarteten. —

Eines ließ sich Dr. Wolter aber doch nicht nehmen; das waren die Spaziergänge mit seinen Kindern, verbunden mit kleinen naturwissenschaftlichen Forschungen; aber es wurden jetzt die Punkte besucht, die man bisher gemieden hatte, solche, die auch von anderen Bewohnern der Stadt besucht wurden, und Auguste schaute dabei oft mehr nach Bekannten als nach Blumen und Steinen aus. Sie liebte es besonders, wenn ihr Weg sie zu einem der entfernter gelegenen Vergnügungsorte und Kaffeegärten führte und sah ziemlich mißmutig drein, als eines Tages der Vater seine Schritte einem Waldabhange zuwandte, in dessen Nähe kein solcher lag. Langsam schlenderte sie hinter den anderen her, als sie den Wald durchwanderten und freute sich, als sie wieder die Landstraße zwischen den Bäumen auftauchen sah. Sie waren jetzt in die Nähe eines Dörfchens gekommen, das sich Dr. Wolter diesmal als Ziel ersehen hatte, da er hier eine Kranke besuchen wollte; daher gab er seinen Kindern die Weisung, sich in den Schatten einer großen Eiche zu lagern und seine Rückkehr zu erwarten.

„Wie langweilig," rief Auguste aus, „was sollen wir nun so lange hier thun, Vater bleibt gewiß eine Stunde aus."

„Ich habe nichts dagegen, hier eine Weile auszuruhen," meinte Bertha, „ich bin ganz müde geworden vom Umher-

steigen und meine Botanisierbüchse ist recht schwer von Steinen."

„Da habe ich besseres in der meinen," rief Lenchen, „Mutter hat mir Butterbröte für Euch alle eingepackt." Sie teilte jubelnd ihre Schätze aus, die mit allgemeinem Vergnügen begrüßt wurden. Als aber auch die letzten Brocken von dem stets regen Appetite einer jugendlichen Gesellschaft verzehrt worden, meinte Leo, der sich lang im Grase streckte: „Jetzt müßte man ein Schläfchen halten, es ist doch nichts, wenn Johanna nicht da ist, die weiß immer etwas vorzuschlagen; aber so ist es wirklich langweilig."

„Seht, wer kommt dort?" rief Auguste und wies auf die vor ihnen sich senkende Landstraße hinab.

Zwei Herren waren es; in dem einen erkannten sie bald Emil Merk, sein Begleiter war größer, dunkelhaarig, aber auch noch jung.

„Das ist Assessor Kern," sagte sehr vergnügt Auguste, „ach, der ist amüsant, wir müssen sie anhalten und sie hierbehalten, dann gehen wir alle zusammen in die Stadt zurück."

Schon von weitem begrüßten die jungen Wolters die Wanderer mit freudigem Zurufe und Leo sprang ihnen entgegen.

„Schließen Sie sich uns an," rief er, „wir sind heute so wenige; Johanna ist nicht da, es ist viel hübscher, wenn recht viele zusammen sind."

Auguste hatte einen zweiten Plaid unter dem großen Eichbaume ausgebreitet; man lagerte sich, freute sich der Aussicht und prüfte den Inhalt der Botanisierbüchsen. Die Herren ließen sich nicht lange bitten. Emil war entzückt über die unerwartete Begegnung und die Aussicht, ein paar Stunden in Augustens Gesellschaft zu verbringen und Kern war kein Spielverderber, und da der Doktor noch immer verzog und Emil immer einsilbiger wurde, er-

zählte Kern ein paar heitere Anekdoten und regte endlich ein Rätselspiel an durch die geistreiche Frage: „Wie viele Füße setzt man beim Spazierengehen voreinander?“

Lenchen konnte darüber nicht ins Klare kommen und Kern vermehrte durch Zwischenfragen ihre Verwirrung so sehr, daß sie erklärte, ihm nun selbst ein Rätsel aufgeben zu wollen; erst habe sie es nicht thun wollen, um ihn nicht zu ärgern, aber nun sollte er es zur Strafe raten und sie begann:

Er ruht in einer kleinen Wiege,
Ganz eingehüllt von weichem Flaum,
Die Sonne sorgt, daß warm er liege,
Der Zephir schaukelt ihn in Traum.
Von grünem Kleid ist er umgeben
So lange er noch zart und klein;
Er wächst und kündet frisches Leben,
Nun muß die Wiege größer sein.
Sie weitet sich zu schöner Fülle
Und schafft ihm immer größer'n Raum,
Zu blauem Samt ward ihre Hülle,
Jetzt wiegt sie schwer, sie hält sich kaum.
Ein Windstoß kommt und wirft sie nieder,
Ich glaube gar, Du siehst es gern?
Du läufst hinzu und hebst sie wieder,
Beiß nicht zu stark, schlimm ist der . . . .

„Jetzt kommt die Auflösung, wie heißt sie?“ rief die Kleine herausfordernd Kern zu.

„Stein, natürlich Zwetschenstein,“ erwiderte Kern mit Zuversicht.

„Nein,“ jubelte Lenchen, „Kern heißt sie, Kern, gerade wie Sie! Schlimm ist der Kern!“

Die Geschwister lachten, doch Kern erwiderte ruhig: „Unmöglich! Äpfel und Birnen haben Kerne, die Zwetschen gehören zum Steinobste, also ist es Stein. Der Reim hinkt wohl ein wenig, aber die Lösung des Rätsels ist doch richtig.“

Lenchen sagte, sie wolle es ihm nächstens im Buche zeigen, daß es Kern heißen solle, und nun folgte ein Rätsel dem anderen, die alle an Kindlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen und die Heiterkeit des jugendlichen Kreises sehr erhöhten. Die Reihe sollte herumgehen, und als sie an Woldemar kam, fragte er offenbar nach eigener Erfindung: „Auf welchem Felde wird der schlimmste Feind ohne Blutvergießen besiegt?"

Diese Frage erforderte mehr Kopfzerbrechen; endlich sagte Kern: „Auf dem Kornfelde wird der Hunger besiegt."

„Sonderbar," rief Woldemar, „ich dachte, daß diese Frage nur ein Landwirt beantworten könnte."

„Nun, wir auf dem Gerichte haben genug mit diesem Feinde zu thun, um zu wissen, wie schlimm er ist, nur leider besiegen können wir ihn nicht. Nun, Merk, ist es an Ihnen, was geben Sie uns zu raten?"

Emil, der die ganze Zeit wenig mitgeraten und seit einer Weile vor sich hingesehen hatte, blickte auf, und sich ganz an Auguste wendend, begann er:

Es liegt ein Wort im Menschenleben,
Das nicht sein wahres Antlitz zeigt,
Man glaubt es nicht zur Qual gegeben,
Denn sein Gebrauch ist weitverzweigt.
Man nennt es öfters ein Vergnügen,
Erhoffter Freude schönster Teil,
Nur ließ sich keiner daran genügen,
Und niemand rechnet sich's zum Heil.
Doch markverdorrend, herzverzehrend
Wird es in jener bösen Stund,
Wo es, gleich Furcht wie Hoffnung wehrend,
Mit Ungewißheit schloß den Bund.
Du fleh'st die Stunden an, zu eilen,
Du sprichst zum Zeiger: Rücke fort!
Vergebens! — die Minuten weilen,
Denn „warten" spricht das böse Wort.

Er mußte es wiederholen, und jetzt lag die Lösung auf der Hand.

„Nun, so schrecklich ist mir das Warten doch noch nicht vorgekommen," meinte Auguste, „ja, wenn es heißt, man wartet auf dich, besonders wenn wir spazieren gehen sollen und man ruft: Der Vater wartet! da weiß man nicht, was man vor lauter Eile thut, und bekommt zuletzt noch was zu hören; aber wenn wir selbst warten, das macht nichts aus, dafür schilt uns niemand."

Kern, der wohl fühlen mochte, daß Emil mehr Ernst als Scherz in dieses Rätsel gelegt hatte und dem Augustens Schwatzen absichtlich erschien, wollte die Gedanken auf etwas anderes lenken und, die Reihenfolge unterbrechend, fragte er:

Wie heißt das Ding, das auf der Erde
Allein vollendet und vollkommen scheint?
Der Schöpfer sprach sein mächtig „Werde!"
Da ward sie es, mit Tausenden vereint.
So groß ist es, daß du daran mußt glauben,
Obgleich dein Fuß, sogar dein Haus d'rauf steht,
So klein auch, daß ein Hauch es dir kann rauben,
In allen Größen gleiche Form ihr seht.
Es dient zur Zierde oft den schönen Frauen,
Selbst des Monarchen Krone schmückt es schön,
Du siehst den Leichtsinn ihm sein Glück vertrauen,
Das Kind wirst oft du damit spielen seh'n.
Im Kriege ist es sich'ren Todes Bote,
Und bringt Verderben aus der Ferne her,
Es steigt am Himmel auf bei jedem Morgenrote,
Doch willst du's theilen, dann ist es nicht mehr.

„Das ist wieder Kern," rief Lenchen, vor Vergnügen hüpfend und in die Hände klatschend, „will man den Kern teilen, um die Mandel zu essen, dann ist er kaput."

„Wie dumm, Lene," warf Leo hin, „wann schmückt ein Zwetschenkern des Monarchen Krone!"

Alle lachten und Lenchen schwieg verlegen.

„Das Rätsel ist schlecht gefaßt," wandte Emil ein, „es kann nichts Vollkommenes auf Erden geben."

„Ein Ding, von dem man nichts abnehmen noch zulegen kann, ohne es zu verderben, wie das, welches ich im Sinne habe, ist notgedrungen in sich vollkommen."

„Im Grunde könnte man das von jedem Dinge sagen," meinte Woldemar, der bequem im Grase liegend, seinen Hut auf der Spitze seines Stockes tanzen ließ, „zerteile ich meinen Hut, dann ist er auch nicht mehr."

„Es käme noch immer auf die Art der Teilung an. Sie könnten ein gutes Stück hinwegnehmen und es bliebe immer noch ein Hut, wogegen mein Ding absolut keine Teilung leidet."

Er mußte zwei-, dreimal die Aufgabe wiederholen, man riet auf Licht, Geld, Glück, doch stets fehl. Endlich begann Bertha zögernd und errötend: „Sollte es vielleicht Kugel sein? Die Erdkugel, der Sonnenball, der Reichsapfel; auch unteilbar scheint sie zu sein, nimmt man ihr den kleinsten Teil, dann hört sie auf eine Kugel zu sein."

Überrascht stimmte Kern ihr zu, worüber sie noch mehr errötete.

Auguste, die bisher am gewandtesten im Lösen der Rätsel gewesen war, verdroß es, daß bei dieser schwierigen Frage ihr die Schwester zuvorgekommen war. Sie warf den Kopf zurück und erklärte: „Jetzt will ich auch ein Rätsel außer der Reihe aufgeben; ich will doch sehen, wer das rät:

Wie heißt das Ding, das stets sein Ziel verfehlend
Es dennoch zu erreichen weiß,
Das nie die graden Wege wählend
Den tief'ren Sinn dir kündet leis'.
Du darfst dich oft recht weidlich plagen,
Bis du verstanden, was es sagt,
Und fängt Dir's endlich an zu tagen,
Dann hat es oft dir nicht behagt.

Nicht ohne Schelmerei hatte Auguste dieses Rätsel gewählt und verräterisch zuckte es um ihre Mundwinkel während sie sprach. Emil hatte ihr sogleich seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt und nun schien das Spiel seiner Augen dergestalt Augustens Worte zu illustrieren, daß es Leo auf der Zunge schwebte, als Lösung das „schielende Auge" zu sagen, und Woldemar schien es ähnlich zu gehen, denn beide Brüder starrten Auguste erstaunt und entrüstet an; denn sie hatten Emil Merk gern; Kerns Stirn dagegen verfinsterte sich. Doch Auguste erfaßte ein Anfall toller Lachlust; sie stützte ihren Ellenbogen ins Moos und drückte ihr Gesicht ins Taschentuch. Der ahnungslose Emil blickte erstaunt umher und bat dann um Wiederholung der Aufgabe; doch Bertha, welche die Auflösung kannte, rief erschrocken dazwischen: „Der Rösselsprung ist es, es ist der Rösselsprung."

Emil lachte laut: „Sehr gut, sehr gut, ausgezeichnet aufgegeben."

Doch Auguste sagte ärgerlich: „Das gilt nicht, Bertha, du hast es vorher gewußt; du durftest es nicht sagen!"

„Bertha hat ganz recht gethan!" riefen die Brüder heftig und die Gefahr einer geschwisterlichen Debatte lag nahe; da begann abermals Kern, sich diesesmal direkt an Auguste wendend:

Wie heißt das Schwert, das alles kann durchdringen,
Vor dem nicht Panzer und nicht Rüstung schützt?
Zum off'nen Kampfe darf es keiner bringen,
Da es nicht tötet, nur die Herzen ritzt.
Es hat schon manchen Kampf entflammet,
Ist jeder Fehde allerschlimmster Teil,
Und wenn sein Stich auch feinstem Witz entstammet,
Dem, der es führt, gereicht es nie zum Heil.

Woldemar und Leo hatten schon nach der zweiten Strophe die Auflösung gefunden und riefen wie aus einem

Munde: „Die scharfe Zunge!“ und blickten leise lachend auf Auguste, die sehr rot wurde, während Emil befremdet die Anwesenden anblickte. Es traf sich gut für Auguste, daß sie eben den Vater kommen sah.

„Der Vater kommt!“ rief sie laut und alle wandten sich dem Ankommenden entgegen. Dr. Wolter begrüßte die Hinzugekommenen in herzlicher Weise und entschuldigte sich, daß er so lange hatte warten lassen, dann blickte er nach der untergehenden Sonne und trieb zum Aufbruche. „Die Mutter könnte in Sorgen sein,“ meinte er.

Plaids und Tücher wurden schnell zusammengenommen, die Botanisierbüchsen umgehängt und bald war man marschfertig.

Der Doktor ging mit Kern voran; Auguste zögerte ein wenig, ließ die anderen einen Vorsprung gewinnen und, war es nun die Folge der erhaltenen verborgenen Zurechtweisung, von der Emil nichts ahnte, oder weil eben kein anderer da war, sie wandte sich ihm freundlich zu, überließ ihm Tuch und Kapsel, die er zu tragen sich erbot, und behielt den armen glückstrahlenden Thoren an ihrer Seite, in nachlässigem Gespräche den Vorangehenden nachschlendernd.

Dr. Wolter war ernst und nachdenklich und antwortete nur zerstreut auf Kerns Bemerkungen. Ihr Weg führte sie an einer kleinen Mühle vorbei. Ein dünner Wasserstrahl, der vom Gebirge herabkam, ward durch aneinander gereihte Holzrinnen, die, auf hohen Böcken ruhend, über die Landstraße hinweggingen, auf das Mühlrad geleitet, das durch diese schwache Wasserkraft in langsamer Bewegung erhalten wurde.

Der Doktor blieb stehen und blickte gedankenvoll darauf hin: „Wie sinnreich weiß der Mensch auch die geringste Naturkraft sich nutzbar zu machen in der physischen Welt,

und wie muß manche schöne, reiche Kraft des Geistes ungenützt verkommen!" — Er seufzte schwer und ging gesenkten Blickes weiter.

„Sind wir berechtigt, das anzunehmen?" fragte Kern in dem leisen, schonenden Ton, mit dem warmherzige Menschen einen wunden Punkt in der Seele des anderen zu berühren pflegen. „Ich glaube, jede Geisteskraft muß ihre Einwirkung auf ihre Umgebung in irgend einer Weise ausüben, und wenn sie es nicht wie das freudig rieselnde klare Bergwasser thut, das wir eben gesehen, so kann sie es doch in stiller Weise gleich dem erquickenden Tau vollbringen."

Wolter fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Verdenken Sie es mir nicht, daß Sie mich jetzt verstimmt und bedrückt sehen," begann er, in den lebendigen und gemütlichen Ton verfallend, der ihm eigen war, „ich habe soeben einen Eindruck erhalten, der mir tief ins Herz gedrungen. Ich sah unter einem Baume neben einem ärmlichen Hause im Dorfe eine Anzahl Kinder dicht zusammenstehen, auf der Bank daneben saßen einige strickende Frauen, die ganz von dem hingenommen schienen, was unter den Kindern vorging. Ich trat hinzu und schaute über die Köpfe der Kleinen hinweg in der Mitte ihres Kreises; da saß ein kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen in einem kleinen Wägelchen, hatte einige Bilderbücher auf dem Schoße und erklärte den Kindern die Bilder mit so sinnigen oder auch launigen Worten, daß die kleine Schar bald andächtig zuhörte, bald jubelnd auflachte. Man hatte mich nicht gleich bemerkt, so hörte ich eine Weile zu; dann trat grüßend eine der strickenden Frauen zu mir und sagte mit einem gewissen Selbstgefühle, als wenn sie ein Verdienst dabei hätte: „Ja, das ist meine Tochter, mein Kind; sie hat nie gehen können, hat ganz verkrüppelte Füße, wir führen sie

im kleinen Wägelchen herum. Aber wo sie hinkommt, da laufen ihr alle zu, groß und klein, ein jeder hat sie gern, wer sie nur zu Gesicht bekommt."

Das Mädchen, das die Mutter zu jemand sprechen hörte, wandte den Kopf zu mir und ich sah in eines dieser Gesichter, bei denen die Reinheit der Züge durch langes, geduldig getragenes Leiden eine Art von Verklärungsschimmer erhalten hatten und ich verstand die Worte der Mutter: „Ein jedes hat sie gern, der sie nur zu Gesicht bekommt." Ich überzeugte mich bald, daß dem armen Geschöpfe nicht zu helfen war; es ist ein Krüppel und wird es zeitlebens bleiben, doch ist das Mädchen dabei so glücklich, als sie es in ihrer Lage sein kann. Ihr liebliches Gesicht entfernt den Eindruck des Abschreckenden, den das erwachsene Mädchen, in diesem kleinen Wägelchen sitzend, macht; sie scheint der Liebling des Dorfes zu sein, von allen Seiten trägt man ihr zu, was sie erfreuen könnte und sie vergilt es mit ihren Erzählungen und Gesprächen, in denen sie freilich nicht gewöhnliche Begabung zeigt."

„Wenn ich mich nun frage," fuhr der Doktor nach einer Weile fort, „was diesem armen hülflosen Wesen die Möglichkeit giebt, ihr Licht dennoch vor den Leuten leuchten zu lassen, trotz ihrer Hülflosigkeit, was ihr ein freundliches Interesse bei jedem erweckt, so muß ich mir sagen: es ist nicht das Mitleid mit ihr, mit ihrem hülflosen Zustande, es ist ihr liebliches Gesicht, das ihr bei allen Menschen Eingang verschafft. Es liegt in einem ausdrucksvollen Menschenangesichte eine wunderbar beredte Sprache, und wem ein solches fehlt, der ist schlimmer daran als ein Stummer, denn schwerlich wird seine Rede das ersetzen, was ihm durch den Blick, das Lächeln, das ganze Muskelspiel eines normal gebildeten Gesichtes abgeht, abgesehen davon, daß, während dieses das Wohlwollen hervorruft

und fesselt, jenes abschreckt und dadurch den Träger desselben zwingt, seinen Schatz zu vergraben."

Eine heftige, fast bittere Erregung hatte den Doktor ergriffen, er schwieg eine Weile, um seiner selbst Herr zu werden, auch Kern schwieg; dann fragte der Doktor: „Sie wissen, von wem ich rede?"

„Ja, Sie reden von Ihrer ältesten Tochter."

„Haben Sie sie gesehen?"

„Nein, doch Merk hat mir von ihr erzählt."

„Nun, sehen Sie, das ist es, was mich fort und fort beschäftigt und noch nie so heftig ergriffen hat, als bei dem Anblicke jenes Mädchens, das so unbehindert ihre kleine geistige Kraft ausnutzen kann, während mein Kind den reichen Schatz ihres Geistes nicht verwenden kann. Nirgends in der Natur sehe ich etwas, daß nicht seinen Grund, seinen Zweck hätte, doch hier sind Kräfte vorhanden und in einer Weise gebunden, daß sich einem die Frage aufdrängt: warum sind sie da?"

„Ich glaube, die Antwort liegt nahe," rief Kern, „ist es denn nicht ein Glück, daß, da ihr die Außenwelt verschlossen ist, sich ihr ein reiches geistiges Leben erschließt?"

„So habe auch ich geglaubt," erwiderte der Doktor mit einem Seufzer, „und that daher alles, sie in dieser Weise auszubilden, ich hatte aber vergessen, mit einem mächtigen Faktor dabei zu rechnen, ich meine, ihrem spezifisch weiblichen Naturell. Ich bin überzeugt, hätte ich einen jungen Mann mit gleicher Begabung diesen Weg geführt, ich hätte mein Ziel erreicht; er hätte über dem Studium alles andere vergessen, dieses wäre seine Welt geworden, und was von außen an ihn herangetreten wäre, hätte ihn als etwas fremdes, störendes berührt und wäre von ihm abgewiesen worden; bei dem Mädchen genügte der Augenblick, in welchem es ihr klar ward, daß ihr das Menschen-

leben im großen und ganzen verschlossen bleiben mußte, um in ihr eine brennende Sehnsucht darnach zu erwecken und die Gedankenarbeit, die ich zu ihrem Lebenszweck erheben wollte, ihr als eine zwecklose Ausfüllung ihrer Zeit erscheinen zu lassen."

„Sehr natürlich," erwiderte Kern, „wir sind es gewohnt, und es ist zur allgemeinen Anschauung geworden, daß der Mann das thätige Element der Menschheit sei, das Weib sich dagegen leidend verhalte; das ist aber ein großer Irrtum, und wenn ich auch nicht sagen will, daß dieser Satz umgekehrt werden müsse, so ist es doch unzweifelhaft, daß sich das normale Weib nicht leidend verhalten kann. Dem Manne gehört gewiß die That im großen und ganzen an, jedoch das Weib lebt in der Thätigkeit; ihr ganzes Leben ist eine Kette kleiner Thaten, die vereinzelt unscheinbar erscheinen und zusammengenommen doch die ganze Menschheit tragen und heben, ja dem Menschenleben den besten und schönsten Reiz verleihen. Aber diese Thätigkeit muß stets von irgend einer Seite mit dem konkreten Leben zusammenhängen, eine reine Gedankenthat ist dem Weibe fremd, wie es ihm auch immer unmöglich sein wird, ein rein spekulatives Dasein zu führen, wie wir es nicht selten bei Männern finden."

„Wenn dem so ist, und ich fürchte, Sie haben Recht," erwiderte Wolter, „welche Aussicht bleibt dann meiner Tochter? Das wirklich thätige Leben, das Sie als das Element des Weibes bezeichnen, wird ihr immer verschlossen bleiben; selbst im elterlichen Hause werden sich ihr Schranken entgegenstellen, die ihr alle Freuden des Daseins nehmen müssen."

„Auch ihr wird eine Lebensaufgabe gestellt sein," entgegnete Kern ernst, „kein menschliches Wesen ward ins Dasein gerufen, ohne daß ihm seine Aufgabe ward, es

kommt nur darauf an, daß diese richtig erkannt wird. Wie manche haben aus tiefer Verborgenheit heraus segensreich für viele gewirkt; es werden sich Personen finden, die sich an ihr Gesicht gewöhnen und dann sich unbehindert erfreuen werden der Früchte, die ein fortgesetzter Lebenskampf in ihrem Geiste und Charakter gezeitigt haben werden. Sie haben ihr Urteil früh entwickelt, so wird sie auch früher als andere dazu gelangen, ihre Stellung zur Welt sich zu bilden und derselben nicht mehr zu begehren. Was ist denn die Welt mit ihrer unendlichen Öde? Nicht der Reichtum der Abwechselung macht uns glücklich; die Konzentration auf einen bestimmten Zweck ist es, was wir bedürfen, und sollten wir nur dem Glücke eines einzigen Wesens uns widmen können, so werden wir doch fühlen, daß das Leben wert war, gelebt zu werden, und das könnte auch Ihrer Tochter zu teil werden."

Wohlthuend und trostreich berührten Kerns Worte Dr. Wolters Herz; rückhaltlos sprach er nun über diese eine große Sorge seines Lebens mit dem viel jüngeren Manne, er staunte über die Worte voll tiefer Lebenserfahrung, die er als Antwort von ihm erhielt.

„Der tiefe Ernst, den ich bei Ihnen finde, überrascht mich förmlich," sagte er endlich, „man ist es gewohnt, Heiterkeit in den Kreisen zu finden, wohin Sie sich wenden, daher hatte ich nicht erwartet, bei Ihnen Lebensanschauungen zu treffen, die eigentlich über Ihre Jahre gehen."

Kern lächelte: „Nicht jedem ist es erlaubt, seine Jahre zu leben, es muß mancher damit zufrieden sein, wenn ihm das Verständnis für die Jugend geblieben, nachdem er derselben vor der Zeit entsagen mußte. Das hängt ganz von den Lebensaufgaben ab, auf welcher Altersstufe wir leben, und ein glückliches Ergebnis unserer Willensfreiheit ist es, daß wir es vermögen, uns jeder Altersstufe anzupassen, welche die Pflicht von uns verlangt."

„Nun, wissen Sie, das vermögen doch nur besonders bevorzugte Naturen."

„Nein, nein, glauben Sie das nicht; sehen Sie doch in das Leben hinein, die bevorzugten Naturen sind es ja eben, die ihre Jahre leben dürfen, die große Mehrzahl in allen Ständen, die sich auf die eine oder andere Weise durchs Leben kämpft, lebt nicht nach seinem physischen Alter. Das aber gerade bekundet die große Elasticität der menschlichen Natur und die große Willensfreiheit, die sie besitzt, daß sie in ihrem Denken und Empfinden vor- und zurückzugreifen vermag. Daher giebt es diese liebenswürdigen Greise, deren Jugendfrische uns erquickt, daher die tiefen Gedanken bei manchem Kinde, der frühreife Ernst bei manchem kaum dem Kindesalter entwachsenen Jünglinge. Mit Unrecht schütteln wir den Kopf darüber; die Jugendfrische kehrt wieder, sobald der Hochdruck aufgehört, der ein frühzeitiges Nachdenken aus der Seele aufsteigen ließ."

„Und Sie zeigen mir durch Ihr Beispiel, daß es Naturen giebt, die sich jeder Altersstufe anzupassen verstehen," sagte Dr. Wolter lächelnd, mit einem warmen Blick auf seinen Begleiter.

„Es ist ein Unterschied, welchem Alter wir uns anpassen und welches wir wirklich leben," meinte Kern.

Unter solchen Gesprächen hatten sie das Wolterschе Haus erreicht und der Doktor forderte die jungen Leute auf, mit einzutreten und den Abend mit ihnen zu verbringen.

„Ich hoffe, daß Sie uns recht oft besuchen," sagte er beim Abschiede zu Kern, „ich wollte, Sie möchten zu den Personen gehören, die sich an das Gesicht meiner armen Tochter gewöhnten, es würde ihr gut thun, ihre trostreiche und ermutigende Lebensauffassung aus Ihrem eigenen Munde zu hören."

Diese zufällige Begegnung bewirkte, daß beide Männer, die sich bisher nur oberflächlich kannten, sich trotz des Unterschiedes ihrer Jahre in warmer Freundschaft zusammenschlossen, die sie durchs Leben begleitete.

8. Kapitel.

Im Jagdschlößchen.

Fast zwei Wochen hatte Johanna in der liebenswürdigen Familie des Oberförsters Ritter verlebt und noch immer war es ihr zumute, als bewege sie sich in einem anderen Lande, so neu, so unbekannt war ihr der Gedankenkreis, der sie hier umgab.

Damals, in der Zeit des Rationalismus, war den meisten Personen die eigentliche Idee des Christentums ganz verloren gegangen und hatte einem Moralprinzip Platz machen müssen, das den lieben Gott wohl einen guten Mann und geschickten Werkmeister sein ließ, ihm aber nicht zutraute, dem einzelnen mit seinem Blicke zu folgen. Er stand seiner nach ewigen Gesetzen geschaffenen Welt so fern, als der Himmel von der Erde entfernt ist, ein unbekannter, unnahbarer Gott. Man betete wohl, aber nur zur Erhebung der eigenen Seele, um Einkehr in sich selbst zu halten, nicht, um mit seiner Not in die offenen Arme des Erbarmers zu fliehen, nicht zum innigen Herzensgespräche zu gelangen mit dem, der allezeit uns nahe steht.

Damals hieß es „das beste Gebet ist eine edle That." Arme Menschenseele, wo waren denn die Thaten, welche die

Peri in die durchsichtige Hand des Engels legen konnte, um sich die Himmelsthür öffnen zu lassen? Damals wie jetzt wird die Reuethräne des Sünders allein an jener Stätte Geltung haben, damals gab es aber wenig Sünder, doch viele, sehr viele Gerechte.

Wie es einem jungen, warmherzigen Wesen zumute ist, welches, in diesen Anschauungen aufgewachsen, plötzlich in einen Kreis versetzt wird, in welchem Jesus als Gottessohn und als Erlöser verehrt, das Himmelreich als die wahre Heimat unserer Seele angesehen wird, dessen erinnern sich wohl noch heute manche Herzen, die in jener Zeit durch die Berührung mit Gläubigen ihr Heil erkannten, das ihnen so nahe lag, dem sie aber vorübergegangen waren, weil ihnen das Auge für dasselbe erst geöffnet werden mußte.

Johanna horchte auf und staunte, ihr Herz ward hingerissen von der reinen, erhabenen Schönheit der christlichen Wahrheiten, die ihr täglich entgegentraten; ein heißer Wissensdurst ergriff sie, und ihr an logisches Denken gewöhnter Geist verlangte den Grund dieses Glaubens, Denkens und Handelns zu durchdringen. Voll Eifer griff sie nach den Schriften, die ihr mehr Klarheit geben und ihre Kenntnisse nach dieser Richtung hin erweitern konnten. Da war es ihr denn oft, als wenn ihr Schuppen von den Augen fielen, als wenn ihr ein anderes Denken und Empfinden aufginge und sie begann ein anderes Bild von Seelenschönheit, andere Lebensziele, ein anderes Streben zu ahnen; die ganze Schöpfung erschien ihr wie durchgeistigt, und mit einem wahren Glücksgefühle überließ sie sich dem wohlthuenden Einflusse dieses friedevollen Kreises.

Tief sympatisch fühlte sie sich von dem Wesen der Oberförsterin angezogen, deren so sehr freundlicher Empfang ihr gleich das Herz abgewonnen hatte. Die edle Erscheinung dieser Frau trug wohl den Stempel schweren physischen wie

seelischen Leidens an sich, doch es war ein überwundenes und verklärtes Leiden, das aus ihr sprach; der Ernst ihres Wesens ward durch eine so liebevolle Freundlichkeit gemildert, man war so sicher, bei ihr stets ein eingehendes Interesse zu finden für alle Fragen, die man zu ihr brachte, daß jede Berührung mit ihr wohlthuend wirkte. Es war etwas an ihr, das dem Gedanken Raum gab, sie wandele im Geiste nicht mehr auf Erden, und das gab allem, was sie sprach eine höhere Bedeutung. Ihre Kränklichkeit fesselte sie viel ans Haus, aber auch so hatte sie es verstanden, ihr Leben zu einem vielbeschäftigten und nutzbringenden zu gestalten. Besonders war es die Armenpflege im Dorfe und der Umgegend, die sie beschäftigte, und Johanna half gern bei der Anfertigung der verschiedenartigsten Kleidungsstücke, die für die Armen bestimmt waren.

Saßen sie dann bei dieser stillen Arbeit alle drei beisammen im grünumrankten Erker, dann verstand es die Oberförsterin immer wieder das Gespräch auf die Erscheinungen im Gebiete des Glaubenslebens hinzuführen. Die Arbeiten der inneren und äußeren Mission, das Rauhe Haus, Bad Boll, Kaiserswerth und andere Anstalten der christlichen Liebe tauchten vor Johannas erstaunten Blicken auf, die von dem allen nur wenig gehört und nie einen inneren Zusammenhang all' dieser Erscheinungen geahnt hatte. Jetzt ward es ihr klar, wie neben der Weltgeschichte eine andere Geschichte ihre Entwickelungsstufen durchmache: die Geschichte des Christentums.

Dies die Geschichte des Reiches Gottes zu nennen, dazu war ihr dieses Reich noch zu fremd, und die Oberförsterin hütete sich, ihr Worte und Namen in den Mund zu legen, für die ihr noch die Begriffe fehlten. Sie wünschte diesem armen Wesen eine Welt zu erschließen, die auch ihm zugänglich war und die es reichlich entschädigen konnte für

diejenige, die ihm verschlossen bleiben mußte; doch wußte die erfahrene Frau, daß auf diesem Gebiete jeder einzelne sich selbst zurechtfinden muß, daß es hier kein Erlernen giebt, sie begnügte sich daher, ihr die Thatsachen nahe zu bringen und mit zarter, schonender Hand ihr Interesse zu wecken und anzuregen, ließ aber Raum für ihr eigenes Denken und suchte ihr nie das fertige Urteil aufzudrängen.

Anders war es mit Frida, deren Enthusiasmus für alle Werke der christlichen Liebe Johanna oft mit sich fortriß, ohne daß diese es sich recht klar machte, was sie eigentlich bewunderte. Aber Fridas Seele glich der Lerche, die jede Erdscholle zum Stützpunkte nimmt, um jubelnd aufwärts zu steigen. Ihre heiße Liebe zum Herrn mußte sich aussprechen in zahllosen Liebesbeweisen für ihre Umgebung; sie wollte Leiden lindern, wo sie ihnen begegnete, und aus diesem Wunsche war auch ihre Freundschaft für Johanna entsprungen und sog noch immer ihre Nahrung daraus.

Beide Mädchen waren sehr verschieden, sowohl in ihrer Beanlagung als auch in ihrer Entwickelung. War Johanna ganz nach der Verstandesseite hin ausgebildet worden, so lebte Frida ganz ein Leben des Herzens, doch besaßen beide Gemütstiefe genug, um sich verstehen zu können; sie bewunderten sich gegenseitig, was ja bei Mädchenfreundschaften unbedingt notwendig ist; jede suchte der anderen Denken und Fühlen von Kindheit an klar zu legen. Sie schwärmten zusammen für alles, was man groß und schön nannte, für alles dieser Art, denn Johanna war noch tief verstrickt in den Anschauungen des klassischen Heidentums, und Fridas Rücksichtnahme war eine zu zarte, um der schon so viel entbehrenden Freundin mit ihrem christlichen Urteil ihre wertgehaltenen Ideale anzutasten, fand sie doch auch für die eigenen Ideale ein warmes Interesse bei Johanna.

So verplauderten sie oft, wenn sie in ihre Zimmer hinaufgegangen waren, am offenen Fenster lehnend, viele Stunden der köstlichen Sommernacht, bis sie der Schlag der Glocke von der Dorfkirche her mahnte, die Ruhe zu suchen.

Fand nun Johanna reichen und bleibenden Gewinn für ihr Seelenleben im Ritterschen Familienkreise, so war sie doch nicht allein die Empfangende. Auch sie brachte durch ihr reges Interesse, die frühzeitige Ausbildung ihres Geistes und eine ungezwungene Liebenswürdigkeit ihres Wesens eine allen wohlthuende Anregung in das Haus. Der Oberförster Ritter fand viel Gefallen an ihrer Unterhaltung, zeigte ihr seine Sammlungen an Mineralien, Käfern u. s. w., erstaunte über die Kenntnisse, die sie sich durch die Unterweisungen ihres Vaters gesammelt hatte. Er stellte, als sie einmal am Abende den Sternhimmel betrachtet hatten, sein kleines Teleskop im Gartenhause auf und verbrachte manche Stunde mit ihr in Beobachtung des Auf- und Unterganges der Sterne, wobei der alte gemütliche Herr ganz eifrig werden konnte, astronomische Bücher aufschlug und verglich und seine Freude daran hatte, wie gut sich Johanna auf der Sternkarte zurechtzufinden wußte.

Nur in einem Punkte fühlte sie sich enttäuscht; sie hatte geglaubt, hier auf dem Lande frei umherschweifen zu können, ohne die Blicke der braven einfachen Landleute scheuen zu müssen; das aber ward ihr wenn auch in schonender Weise doch entschieden verwehrt; nur in den Wald, den eine Hecke vom Garten trennte, ließ man sie ungehindert gehen; dennoch hatte sie keine Ahnung davon, mit wie zarter Sorgfalt man sie den Blicken der Menschen entzog. Frida verstand es meisterhaft, immer die Stunden zu wählen, in denen das Hausgesinde bei einer Mahlzeit im Hause gefesselt war, um sie in die Stallungen zu

führen, ihr das schöne Vieh zu zeigen oder in den Hühnerhof, den sie unter ihrer besonderen Aufsicht hatte, oder auch an den kleinen Weiher, um die jungen Entchen zu füttern und sich an ihrem munteren Hin- und Herhuschen auf dem Wasser zu belustigen. Johanna zweifelte nicht daran, daß dieses immer die passendsten Augenblicke dafür seien, auch wußte sie nicht, daß nur um ihretwillen das Badezelt an einer andern Stelle aufgeschlagen sei, als gewöhnlich; sie genoß alle diese Reize des Landlebens in vollen Zügen, half Frida im Garten die Blumen pflegen und Beeren sammeln und hätte ihr Unglück ganz vergessen können, wenn nicht die aus der Umgegend bisweilen einsprechenden Besuche sie beängstigt, denen sie dann eilig auswich, indem sie aus Haus und Garten floh und einen ihrer Lieblingsplätze im Walde aufsuchte.

Auf den Rat des Vaters hin hatte sie sich nach leichter Lektüre im Bücherschranke umgesehen; da war ihr der „Wandsbecker Bote" in die Hände gefallen, der paßte so recht zu ihrer damaligen Stimmung; der treffende Witz des alten Claudius, der ihr in vielen Dingen die Augen über die unbekannte Menschenwelt mehr öffnete, als die sie umgebenden Menschen es thaten; seine teils originellen, teils herzbewegenden Gedanken fesselten sie dergestalt, daß sie eines dieser Bändchen nach dem andern zu ihrem steten Begleiter machte und nichts vermißte, wenn sie allein im Walde sitzend sich in ihr Buch vertiefen konnte.

So hatte sie es auch nicht wahrgenommen, wie durch den Wald streifende Knaben ihrer ansichtig wurden, erschrocken die Köpfe zusammensteckten, dann näher schlichen und hinter Bäumen verborgen mit Tannenzapfen nach ihr warfen, nicht direkt aber so, daß sie durch die Zweige rasselnd ihr auf den Kopf oder das Buch fielen. Ganz unfähig, an eine direkte Bosheit von den Knaben zu glauben, die sie

wohl bisweilen durch den Wald laufen sah, sich aber nicht von ihnen bemerkt wähnte, überraschte sie eines Tages den Oberförster mit der naiven Frage:

„Pflegen die Eichhörnchen die Menschen mit Tannenzapfen zu werfen, wie es die Affen mit den Palmfrüchten thun sollen?"

„Nein, das thun sie nicht," entgegnete lachend der alte Herr, „dazu sind die kleinen Tiere weder klug noch boshaft genug."

„Aber heut sind mir aus der Tanne unter welcher ich saß, so viele Tannenzapfen auf mein Buch gefallen, daß ich fortgehen mußte."

„Und das sollen die Eichkatzen gethan haben?" fragte der Oberförster ungläubig.

„Ich hatte vorher ihrem Spielen zugesehen; darum vermute ich, daß sie es gewesen sind."

„Nun, dann müssen sie auf der Tanne schon eine richtige Schlacht geliefert haben. Aber das hätte ich gar nicht gedacht, daß die Damen aus der Stadt so schnell das Hasenpanier ergreifen, daß ein paar Eichhörnchen sie ins Bockshorn jagen und aus dem Walde treiben könnten."

Es entspann sich hierüber eine scherzhafte Debatte und die Sache ward vergessen. Nach einigen Tagen begann jedoch Johanna von neuem und diesmal ernstlich und entrüstet:

„Jetzt sagen Sie mir nichts mehr von der Gutmütigkeit ihrer Eichkatzen und dumm sind sie wahrlich nicht. Heute haben sie mir nicht nur Tannenzapfen zugeworfen; sie haben Kieselsteine auf den Baum getragen; ich habe sie herabrasseln gehört; einer traf meine Hand; sehen Sie nur hier den blauen Fleck," und sie zeigte ihre Hand, auf der sich ein blaues Abzeichen über dem Handgelenk erkennen ließ.

Der Oberförster runzelte die Stirn. „Meine Waldpolizei wird lässig," sagte er, „nun seien Sie nur ruhig; die armen kleinen Eichkatzen haben das nicht gethan. Aber es soll nicht wieder vorkommen; setzen Sie nur ruhig ihre Spaziergänge in den Wald fort."

Dabei blieb es; sie wurde durch keine herabfallenden Tannenzapfen mehr beunruhigt und vergaß bald die ganze Sache.

Es kamen drückend heiße Tage; die Natur lechzte nach Regen; die Blicke der Menschen spähten nach einer Wolke am stets blauen Himmel und jeder fühlte es als eine Wohlthat, als endlich ein kurzes, starkes Gewitter einen mehrere Stunden andauernden Regen brachte.

Am Abende saßen Frida und Johanna auf der Freitreppe vor dem Hause und atmeten mit Wonne die abgekühlte, dufterfüllte Luft. Fern vom Dorfe her brachte ein leichter Luftzug von Zeit zu Zeit die Klänge eines mehrstimmigen Männerchores zu ihnen herüber und Frida sagte:

„Horch nur, das sind die jungen Burschen des Dorfes; heute ist Feierabend; dann ziehen sie Arm in Arm in langen Reihen auf den Anstieg; das ist ein freier Platz im Walde, der gerade über dem Dorfe liegt und wo man ein schönes Echo von der gegenüberliegenden Anhöhe hat; dort singen sie ihre Lieder; das klingt so hübsch; wenn du das hören könntest!"

„Wir könnten vielleicht etwas näher gehen," entgegnete Johanna. „Der Himmel ist bedeckt; es ist so dunkel, daß mich keiner sehen kann."

Frida sprang auf: „Ach ja, laß uns näher gehen; es sind so hübsche klangvolle Stimmen dabei, und unser Kantor versteht es, sie so gut einzuschulen, daß es wirklich eine Freude ist, wie richtig sie ihre Stimmen halten. Ich höre viel lieber die Burschen singen als die Mädchen; diese haben

so leicht schrille Stimmen; sie denken je mehr sie schreien, um so besser."

Sie waren dem Dorfe immer näher gekommen und konnten jetzt deutlich den Gesang unterscheiden. Die Lust, ihn immer besser zu hören, zog sie vorwärts.

„Gehen wir", rief Frida, „bis zu dem Punkte wo man das Echo hört; während sie singen, wird es von ihren Stimmen übertönt; aber bisweilen machen sie eine Kunstpause; dann hört man es ganz deutlich die letzten Noten wiederholen."

Beide Mädchen waren so hingenommen von dem Vergnügen, daß sie nicht wahrnahmen, wie von den Gruppen der Frauen und Mädchen, die vor manchen Thüren standen, sich immer mehr Gestalten ablösten und ihnen in einiger Entfernung folgten. Der Gesang wurde stärker, er schien ihnen entgegen zu kommen.

„O wie schade," rief Frida, „da kommen sie schon herunter!"

In dem Augenblicke zerteilten sich die Wolken und der Mond ergoß sein silbernes Licht über die Gegend. Sie sahen die Burschen Arm in Arm von den Höhen herunterkommen. Vor ihnen her ging, ihren Vortrab bildend, bunt durcheinander eine Schar von Knaben jeden Alters. Die Kleinen ahmten mit ein Paar Holzstückchen Geigern und Pfeifern nach; die Größeren schlenderten, die Hände in den Hosentaschen neben her. Nicht weit von den jungen Mädchen ergoß sich der jugendliche Haufen in die Dorfstraße. Johanna schlug die Hände vor das Gesicht:

„Ich habe kein Tuch mitgenommen, was fange ich an!" rief sie geängstet.

Frida ergriff ihren Arm: „Laß uns schnell umkehren

und nach Hause gehen." Auch ihr war beklommen zu Mute. Da schlug an beider Ohr der Ruf einer schrillen Knabenstimme.

„Die Hex! die Hex vom Waldschlößle! Ins Dorf ist se komme, jagt se heim!" — Und ein Hagel von Sand, Steinen und allem, was sich auf der Straße auflesen ließ, flog Johanna entgegen. Voll Entsetzen wandte sich diese zur Flucht und, den Haufen von Frauen und Mädchen erblickend, der ihnen gefolgt war, flog sie demselben mit dem Angstrufe zu: „Schützt mich! rettet mich!" Doch laut aufkreischend stob der Haufen auseinander; Johanna hielt einen Augenblick erschrocken inne; aber die gleich einer Lawine anwachsenden Rufe ihrer Verfolger trieben sie zu erneuter Flucht. Sie sah die Thüre des nächsten Hauses offen stehen; hier wollte sie sich bergen, schon betrat sie die Schwelle, als sie sich von einer kräftigen Hand zurückgestoßen fühlte mit dem erschreckenden Ausrufe: „Jesses! die Hex will in unser Haus!" Und im Nu war die Thür vor ihrer Nase zugeschlagen. Johanna aber wandte sich und flog die Straße hinab dem Jagdschlößchen zu.

Frida hatte sich dem jugendlichen Haufen entgegen geworfen; sie rief manchen Buben bei Namen, schalt, bat; aber wer vermag einen Haufen ausgelassener Buben aufzuhalten! „Die Hex! die Hex!" zeterten die Kleinen. „Joh! Joh!" riefen die Großen, „jagt se naus aus dem Dorf, jagt's naus!" Und lärmend stürmte der Haufen vorwärts. Die Sänger, von diesem Geschrei aufgeschreckt, waren verstummt und hatten ihre Schritte beschleunigt; als Frida sie kommen sah, eilte sie ihnen entgegen und beschwor einige Bekannte unter ihnen, Johanna zu Hülfe zu eilen. Mehrere waren willig und stürmten den Buben nach; sie erreichten bald die Vordersten und schleuderten sie mit kräftiger Hand zurück, sperrten ihnen die Straße

und zwangen sie zur Rückkehr, während einige von ihnen der fliehenden Johanna nacheilten.

„Laufen's nit so, Fräulen!" riefen sie ihr zu, „die Buben thun ihne nimmer was."

Johanna blieb stehen; sie wollte ihren Rettern danken und wandte sich um; entsetzt fuhren die Burschen zurück und, im Krebsgange rückwärts gehend, murrten sie laut genug, so daß Johanna es hören konnte:

„Wahrhaftig! es ist ne Hex! Do geh i nit hin; des giebt e Unglück, daß die ins Dorf komme ist!"

Johanna brach in Thränen aus; das Letzte war ja fast schlimmer, als das Erste! Das Ende des Dorfes hatte sie schon erreicht; schluchzend, schwer atmend, sich mühsam auf den wankenden Füßen haltend gelangte sie bis ans Haus. Frida fand sie, als auch sie endlich ankam, auf der untersten Stufe der Freitreppe sitzend, thränenlos vor sich hinstarren. Sie gab auf ihre Fragen keine Antwort, stand aber auf Fridas Andringen auf und ging mit ihr ins Haus. —

Es war für Frida kein leichter Entschluß, in das Wohnzimmer zu treten, in welchem die Eltern saßen; die Abendandacht war vorüber und wie sollte sie erzählen, was geschehen war? Sie fühlte sich nach jeder Richtung hin so schuldbeladen, daß ihr sogar Johannas Zustand entging. Diese sank auf den ersten Stuhl neben der Thüre nieder, während Frida in den Erker trat, auf der Mutter Fußbank niederkniete und mit strömenden Thränen berichtete, was geschehen war.

„Ich allein bin an allem schuld," schloß sie, „ich habe Johanna dazu bewogen; ach es ist mir so schrecklich, daß das geschehen ist!"

„Und dazu ist auch die gegründetste Veranlassung da," begann des Oberförsters tiefe, grollende Stimme und Frida

beugte das Haupt auf der Mutter Kniee herab, wohl wissend, was nun kommen würde; doch diese fragte besorgt, wo Johanna sei und stand auf, um nach ihr zu sehen. Frida war genötigt, aufzustehen und stand nun vor dem grollenden Vater mit gesenktem Haupte und herabhängenden gefalteten Händen, ein Bild der Demut; doch der Vater fuhr unbeirrt fort:

„Wie durfte dieses, unserer Obhut anvertraute Mädchen in eine solche Lage gebracht werden? Ist sie ein Wesen, das ohne weiteres überall hingeführt werden kann? Hattest du vergessen, mit welcher Sorgfalt wir sie umgeben? Nichts kann ich weniger entschuldigen als leichtsinniges, unbedachtes Handeln; daß dieses bei dir selten vorkommt, entschuldigt dich durchaus nicht" — — und es folgte eine so gesalzene Strafrede, daß sich das schuldbeladenste Gemüt durch diese Buße erleichtert fühlen mußte. Als der Oberförster schwieg, schlang sie den Arm um seinen Hals, setzte sich auf sein Knie und, den Kopf auf seine Schulter legend, sagte sie:

„Du hast ja recht, Vater, in allem Recht, ich habe sehr, sehr unbedacht gehandelt; aber nun rate mir und sage, wie ich es wieder gutmachen könnte." Wer konnte da länger zürnen? Er streichelte ihre Wange, küßte sie zärtlich und sagte: „Vor allen Dingen erbitte dir die Verzeihung deiner Freundin; für das Übrige werde ich schon Sorge tragen."

Frida stand auf und an Johannas Stuhle niederknieend, umschlang sie deren Hals zärtlich und bat:

„Vergieb mir, Liebste, daß ich so Schreckliches über dich gebracht." Die Oberförsterin hatte Johanna in einer Art Erstarrung gefunden und gleich alle Mittel, die ihr zur Hand waren, angewandt, diesen Zustand zu heben; jetzt war diese wieder einigermaßen Herr ihrer selbst und antwortete langsam, noch mit Anstrengung sprechend:

„Wenn überhaupt von Schuld gesprochen werden soll, so bin ich so schuldig wie du; es ist ja alles, alles dasselbe Unglück."

Sie konnte nicht vollenden; Frida sprang mit einem Schrei auf:

„Johanna, du blutest!" rief sie, der Mutter ihre Hand hinhaltend, auf der Blutstropfen lagen. Auf Johannas dunkelem Kleide hatte man nicht bemerkt, wie aus einer Wunde am Hinterkopfe das Blut langsam niedertropfte.

„Ich habe das nicht gefühlt," sagte Johanna, „ich weiß wohl, daß mich mehrere Steine getroffen haben; aber das rechte Schulterblatt schmerzt mich mehr als die Kopfwunde."

Frida holte sogleich Wasser und Verbandzeug; die Wunde zeigte sich als unbedeutend; ein scharfer Stein mußte sie getroffen haben, die verletzte Stelle glich einer Schnittwunde und wäre wohl schlimmer gewesen, wenn das starke Haar sie nicht geschützt hätte. Während des Auswaschens und Verbindens derselben erlangte Johanna ihre ganze Fassung wieder und lächelnd sagte sie:

„In Sparta hätte ich nicht viel Ehre mit meinen Verletzungen einlegen können; ich habe sie alle auf der Flucht erhalten."

„Um so größere Ehre legen Sie hier ein," sagte der Oberförster warmherzig. „Sie sind ein tapferes Mädchen und machen kein unnützes Aufsehen davon. Verschlafen Sie den gehabten Schreck und denken Sie nicht zu schlimm von Dörflern; es ist ja dummes rohes Volk; aber zu hören werden sie es bekommen; das ist meine Sache."

Hiermit reichte er ihr die Hand zur Gutenacht, küßte Frau und Tochter und verließ gehobenen Hauptes die Stube.

Frida und ihre Mutter geleiteten Johanna auf ihr Zimmer; das schmerzende Schulterblatt wurde untersucht;

es zeigte sich eine dunkelblaue, in der Mitte blutrünstige Stelle, die bei der Berührung sehr schmerzhaft war.

„Da hilft nun nichts," sagte die Oberförsterin, wir können Sie nicht ruhig schlafen lassen; die kalten Umschläge müssen fortgesetzt werden, bis der Schmerz aufhört."

Johanna wurde zu Bette gebracht; mit Kissen unterstützt gab man ihr eine möglichst bequeme Lage; dann installierte sich die Oberförsterin an ihrer Seite und erklärte, daß die Krankenpflege das Recht und die Pflicht jeder echten Hausfrau sei, daß sie es nicht aus den Händen geben würde und daß Frida schlafen gehen solle. Aber Frida versicherte, unmöglich schlafen zu können und bat, wenigstens noch ein Stündchen bleiben zu dürfen.

„Wie bleich du bist," sagte besorgt die Mutter, „ich fürchte, auch du bedarfst der Pflege."

„Ich habe mich wohl sehr erschreckt und entsetzliche Angst ausgestanden," erwiderte diese, „aber ich glaube, es war gut, daß ich so viel geweint, und weißt du, Mütterchen, die Schelte des Vaters waren auch gut, die trieben mir das Gefühl des Schreckens gleich aus den Gliedern; jetzt fühle ich mich ganz frisch; nur schlafen könnte ich nicht."

„Nimm dennoch diese Tropfen," sagte die Mutter, ihr ein Spitzglas mit Wasser reichend, in das sie die Tropfen hineingezählt hatte, „auch dieses Glas Zuckerwasser wird nicht vom Übel sein."

Frida gehorchte: „Und jetzt will ich es für die Nacht gemütlich einrichten," sagte sie in ihrer anmutigen Weise, rollte einen Lehnstuhl für die Mutter ans Bett, stellte Eis und Wasser ihr bequem zur Hand und rückte den Tisch und die Lampe so, daß Johanna im Schatten lag, und da sie, wie es oft nach starken Erregungen geschieht, zu frösteln anfing, hüllte sie sich in ein Tuch und setzte sich

in einen bequemen niedrigen Stuhl, den sie sich aus ihrem Zimmer geholt hatte.

„Mütterchen," begann sie dann, „Johanna und ich wollten einmal Paul Gerhard's Lieder zusammen lesen, darf ich sie Euch nicht jetzt vorlesen, damit wir uns auf andere Gedanken bringen?"

Die Erlaubnis wurde ihr gern erteilt und Frida suchte ihre Lieblingslieder aus; sie las mit angenehmer klangvoller Stimme und Johanna fühlte, wie die Spannung ihres Herzens unter den tief empfundenen Glaubensworten dieses Sängers nachließ.

„Was ist der Talisman, der alles Leid stillen kann?" dachte sie, „Paul Gerhard hatte ihn gefunden, Claudius hatte ihn, hier haben sie ihn auch; ach könnte auch ich ihn finden!"

Die Schmerzen ließen allmählich nach und die Müdigkeit stellte sich ein; Frida hatte ihr Buch geschlossen und Johanna bat Frau Ritter, nun auch zur Ruhe zu gehen; sie dankte ihr für die erwiesene Sorgfalt und sagte lächelnd: „Man möchte immer krank sein, um so gepflegt zu werden; ich hätte wohl nicht geglaubt, daß dieser unangenehme Vorfall so angenehme Folgen haben könnte."

„Ich hoffe, daß Sie gut schlafen werden," sagte die Oberförsterin, „Schlaf ist der beste Ausgleich für alle körperlichen Leiden und auch für die Seele Erholung. Dann bin ich morgen auch bereit, alles zu hören, was Sie mir sagen wollen."

Sie wünschte ihr gute Nacht, nahm die Lampe und verließ mit Frida das Zimmer. Jetzt erst fühlte es Johanna, mit wie feinem Takte die Oberförsterin es verstanden hatte, jedes Aussprechen von ihrer Seite zurückzuhalten; sie wußte es sehr wohl, daß wenn sie zum Sprechen gekommen wäre, nur Klagen ihren Lippen entströmen konnten, die nicht zu

ihrer Erleichterung gedient, sondern den Stachel der erlittenen Kränkung ihr tiefer ins Herz gedrückt hätte, während jetzt nur eine stille sanfte Traurigkeit in ihrer Seele geblieben war. Sie faltete die Hände und bat Gott, sie den Talisman finden zu lassen, der alles Leid stillt und schlief nach diesem ersten wahren Herzensgebete sanft und ruhig ein.

9. Kapitel.

Selbsterkenntnis.

Zeitiger als es gewöhnlich zum Kirchgange geschah, verließ der Oberförster am nächsten Tage das Haus und ging dem Dorfe zu. Sein kurzer, fester Schritt, seine hochaufgerichtete gerade Haltung und besonders der Umstand, daß er, der sonst stets diesem oder jenem freundlich zuzunicken pflegte, jetzt, ohne nach rechts oder links zu blicken, dahinschritt, erregte Aufmerksamkeit und rief das böse Gewissen bei denen wach, welchen der gestrige Auftritt bei Tageshelle auch anders erscheinen mußte, als am Abend vorher. Überall zogen sich die bösen Buben, als sie ihn kommen sahen, hinter die Häuser zurück und lugten um die Ecke herum, dem sichtlich Zürnenden nach bis er im Hause des Ortsvorstehers verschwand. Manchen Vätern ging plötzlich das Verständnis über die Missethat ihrer Kinder auf und diese fühlten sich unvermutet gepackt und tüchtig durchgebläut, ob wirklich aus pädagogischen Gründen oder um dem Ortsvorsteher sagen zu können, sie hätten schon das Ihrige in der Sache gethan, bleibt dahingestellt; gewiß aber war es, daß kein Dörfler es mit dem Herrn Oberförster verderben wollte; sie kannten ihn als einen

eben so gütigen und mildthätigen, als unerbittlich strengen Mann, wenn es sein mußte und hüteten sich wohl, ihn zu erzürnen. Auch der Ortsvorsteher ließ sich nicht säumig finden, das Nötige zu thun und sandte sofort seinen Büttel aus. Man kannte die Rädelsführer bei solchen Vorgängen im Dorfe sehr wohl und diese ebenso wie ihre Genossen bekamen den Sonntag über zu brummen.

Frida trug heute ihren Sonntagsschülern in beweglicher Weise die Geschichte von Elisa und den vierzig Kindern vor, mit greifbarster Nutzanwendung; und diejenigen der Kleinen, die gestern schon früh ins Bett gekrochen waren, warfen strafende und verächtliche Seitenblicke auf Kameraden, die auch auf den Anstieg gezogen und von den größeren mit fortgerissen worden waren.

Doch das alles vermochte nicht, die Erinnerung des Erlebten in Johannas Seele auszulöschen, die mit dem Morgen in erneuter Schärfe in ihr erwacht war; auch war es nicht die Ungezogenheit der Dorfjugend, was sie am Tiefsten schmerzte: das Verhalten der Erwachsenen, die Flucht der Weiber und Mädchen vor ihr, der verweigerte Schutz, der Schrecken ihrer Beschützer, als sie sich umgewandt, beschäftigte sie in weit schmerzlicherer Weise. In einer schattigen Laube des Gartens sitzend, ergoß sie ihre Gedanken in langen Gesprächen mit der Frau Oberförsterin, die sie mit leiser Hand zu milderen Anschauungen zu führen suchte.

„Eine Erkenntnis hat mir dieser Vorfall gebracht," sagte Johanna endlich, „doch weiß ich nicht, ob ich sie mir als Gewinn oder als Verlust anrechnen soll. Ich hielt bisher den Bauer für eine Art Naturmenschen, daher für gutherzig, freundlich, hülfbereit und jetzt habe ich erkannt, daß er weit engherziger und härter ist als der zivilisierte Mensch. Mich zog früher das Leben dieser Leute sehr an;

ich beneidete Sie und Frida, daß Sie ungehindert in ihren Hütten ein- und ausgehen konnten, erst jetzt verstehe ich, welche große Herzensgüte dazu gehören muß, um nicht müde zu werden, für dieses schauderhafte Volk zu sorgen."

„Liebe Johanna, Sie gehen sowohl in der einen wie in der andern Beziehung zu weit; was veranlaßte Sie zu denken, daß der Bauer gutherzig sein müsse, weil er ein Naturmensch sei?"

„Ich habe das geglaubt, weil ich sowohl in den Schriften der Alten als in vielen neueren Schriften gelesen habe, wie veredelnd auf den Menschen der Umgang mit der Natur wirke, und wer verkehrt wohl mehr und direkter mit ihr als der Bauer?"

„Auf den gebildeten Menschen wirkt gewiß der Umgang mit der Natur veredelnd; doch der Bauer, der genötigt ist, mit harter Arbeit ihr sein Brot abzugewinnen, der im steten Kampfe mit den Elementen steht, gelangt nicht leicht zu dem Sinne, der das Wort verstehen lehrt: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes." Bei vielen erwacht dieser Sinn erst, wenn die Arbeitskraft schon schwindet, und, wo man ihn in jüngeren Jahren trifft, da ist es Folge des Religionsunterrichtes oder noch öfter die Einwirkung frommer Eltern, doch ist es gewiß nicht auf den Umgang mit der Natur zurückzuführen."

„Das ist aber eigentlich doch unbegreiflich," meinte Johanna, „die wilden Völker, ehe sie mit Europäern in Berührung kamen, führten ein unschuldvolles, tugendhaftes Leben, weil die Natur ihre einzige Lehrmeisterin war und es heißt doch immer, man solle zu den natürlichen Gefühlen zurückkehren, auf diesem Wege allein könne man das Wahre finden."

Die Oberförsterin sah Johanna lächelnd an: „Ein Pröbchen der natürlichen Gefühle des Menschen haben Sie ja gestern gehabt."

„Das war Folge von Verderbnis," rief Johanna erregt, „das sind nicht die natürlichen Gefühle des Menschen, viel näher liegt ihm Mitleid und Liebe, denken Sie doch an die Leutseligkeit der wilden Völker."

„Liebe Johanna, was Sie darüber gelesen haben, beruht vielfach auf poetischer Freiheit, die sich Schriftsteller erlauben, die reizende Märchen geschrieben haben, ohne sie mit diesem Namen zu benennen. Die Rückkehr zu den natürlichen Gefühlen der Menschen ist freilich laut gepredigt worden, zuerst durch Rousseau, dann durch die Encyklopädisten. Die erste Folge der Rückkehr zu diesen Gefühlen war die Entdeckung der allgemeinen Menschenrechte, und die zweite, daß keiner dem andern ein Recht gönnen mochte und das war vollkommen sachgemäß; denn dieses Verhalten des natürlichen Menschen besteht auf Erden seitdem Adam zwei Söhne hatte. Die erste That des natürlichen Menschen, der sich des allgemeinen Rechtes bewußt wurde, war der Brudermord; der Versuch zur Rückkehr zu den sogenannten natürlichen Verhältnissen und die Ausübung der allgemeinen Menschenrechte brachte uns die Gräuel der französischen Revolution."

Johanna sah sie betroffen an: „Von dem Standpunkte habe ich diese Dinge noch nicht angesehen; glauben Sie denn nicht an allgemeine Menschenrechte?"

„In der Weise, wie dieser Ausdruck gewöhnlich gebraucht wird, scheint er mir einen Widerspruch in sich zu enthalten. Wenn wir das eine große Recht der Menschheit, die Natur zu beherrschen und sich nutzbar zu machen, wie und wo sie es vermag, ausnehmen; so werden Sie wenige Rechte finden, die wirklich mit diesem Namen bezeichnet werden können. Mit einem allgemeinen Rechte kann aber der Einzelne nichts anfangen, daraus, daß die ganze Erde der Menschheit gehört, geht noch nicht hervor, daß jeder

Einzelne Besitzrecht hat, nur im Vereine mit den andern ist er Herr der Erde; da ist nun gleich ein allgemeines Menschenrecht, mit dem der Einzelne absolut nichts anfangen kann. Kein Verein kann jedoch bestehen ohne Rechte, kein Recht aber ohne freiwillige Selbstbeschränkung der Einzelnen, die es anerkennen und aufrecht erhalten. Was aber aufrecht erhalten werden soll, muß durch Gesetze gestützt und geschützt werden; damit hört dann scheinbar die freiwillige Selbstbeschränkung auf, jedoch nur scheinbar. Somit haben Sie auch den Staat; jeder Staat, selbst der autokratisch regierte, beruht auf freiwilliger Selbstbeschränkung, und je bewußter, je williger diese ausgeübt wird, um so glücklicher wird ein Staatsverband sein; darum scheint mir die freiwillige Selbstbeschränkung das allgemeinste und unantastbarste Menschenrecht zu sein, auf dem dann alle anderen beruhen. Zur freiwilligen Selbstbeschränkung gehört aber ein entwickelter Geist; diesen finden wir nicht bei dem natürlichen Menschen; denn das natürliche Gefühl treibt zur Willkür, nicht zur Selbstbeschränkung."

„Aber dann müßte der ganze Staat aus Gebildeten bestehen und wie ist das möglich?" fragte Johanna.

„Sie sehen, daß selbst die Ausübung dieses allgemeinsten Menschenrechtes auf natürlichem Wege unmöglich ist; hier aber tritt ein Moment hinzu, das weder aus der Natur um uns, noch aus dem Herzen des natürlichen Menschen zu schöpfen ist; das ist die Religion und zwar die geoffenbarte Religion, das Christentum. Dies allein ist der Ausgleich für alles; gleich zugänglich für den Gebildeten wie den Ungebildeten führt es jeden zu der freiwilligen Selbstbeschränkung, die der Grundpfeiler aller Ordnung ist; sie giebt das in Wahrheit, wofür sich der natürliche Mensch Zerrbilder schuf; was dieses bietet, ist das wahrhafte, unantastbare allgemeine Menschenrecht."

„Wenn die Dinge so sind," rief Johanna aufleuchtenden Auges, „dann besitze auch ich Menschenrechte, trotz meines unmenschlichen Gesichtes."

„Wer wollte daran zweifeln," entgegnete die Oberförsterin, „besitzen Sie doch das höchste Gut des Menschen, eine unsterbliche Seele!"

„Ach, was helfen mir doch meine Menschenrechte," seufzte Johanna, schnell wieder in Mutlosigkeit versinkend, „jedes Recht bringt Pflichten mit sich, und wie kann ich diesen Pflichten genügen, ich, die immer der Menschen Augen fliehen muß. Wenn ich mein Leben mit dem Fridas vergleiche, welch' ein Unterschied! Wie gern würde auch ich Arme besuchen, wie gern mich dem Berufe einer Diakonissin widmen; wie aber kann ich Trost und Hilfe bringen, da mein Anblick schon erschreckt? Nein, von freiwilliger Selbstbeschränkung kann bei mir nicht die Rede sein; mir ist sie aufgedrungen!"

„Aber eine willige könnte sie sein, wenn sie auch keine ganz freie ist," „sagte die Oberförsterin mit einem Blicke inniger Teilnahme auf sie.

Johanna dachte eine Weile nach. „Sie glauben nicht," begann sie wieder, „wie verändert mir das ganze Leben scheint, seitdem ich über meinen Zustand zur Klarheit gekommen bin. Ich genoß früher das Leben in vollen Zügen, solang ich noch ahnungslos dahinging und jetzt sind mir selbst meine liebsten Beschäftigungen verleidet. Die Studien mit meinem Vater waren früher meine größte Freude, so lange ich glaubte, daß sie in sich selbst ihren Zweck hätten; jetzt, wo ich weiß, daß sie nur das Mittel sein sollen, mir das elende Leben, das ich vor mir habe, erträglich zu machen, fühle ich einen wahren Widerwillen, sie wieder aufzunehmen."

„Wenn ich glauben sollte, daß Sie wirklich meinen, was Sie jetzt gesprochen haben," sagte sehr ernst die Ober-

försterin, „dann müßte ich an Ihrem Herzen zweifeln; aber ich weiß, daß nur vorübergehende Verstimmung Sie so denken macht. Vergegenwärtigen Sie sich doch, welch' ein Schatz von Liebe für Sie in dem Herzen Ihres Vaters sein muß, der sein Kind mit milder, sorgender Hand diesen Weg geleitet hat, schon um seinetwillen müssen Sie diese Studien lieben, und das Interesse wird wiederkehren, je mehr Ihre Seele gesundet. Auch ist es vollkommen unrichtig, wenn Sie meinen, Sie besäßen keine Pflichten; in einem so kinderreichen Hause, wie das Ihrer Eltern, müssen notwendig der ältesten Tochter viele Pflichten zufallen. Sie müssen nur das Auge dafür haben, und was Ihre Pflichten gegen Ihre Mitmenschen anbetrifft, so sind diese freilich nicht so leicht und einfach wie bei anderen, doch darum um so größer. Sie müssen in sich einen tief vergebenden Sinn entwickeln; Auftritte wie der gestrige dürfen keinen so tiefen Stachel in Ihnen zurücklassen. Sie nannten vorhin die Dörfler ein gräßliches Volk; bedenken Sie, daß sie wohl roh und mit Vorurteil und mit Aberglauben behaftet sind, doch nicht mit Vorbedacht, sondern im ersten Schrecken gehandelt haben. Sie sind nicht schlimmer als es die Menschen überhaupt sind und doch kam der Herr für diese alle und starb für sie; denken wir nicht zu schlimm von Menschen, die gleich uns schwach sind, gleich uns der Erlösung bedürfen."

„Sie zwingen mich, von den Menschen besser zu denken als ich möchte," sagte Johanna seufzend, um so schlimmer muß ich dann aber von mir selbst denken."

„Das Entweder-Oder des jugendlichen Herzens;" sagte lächelnd die Oberförsterin, „auch dazu haben Sie keine Veranlassung; Sie tragen ein schweres Kreuz, doch Sie tragen es ohne Schuld und wir wissen, daß die Hand,

die es Ihnen auferlegt hat, nur Gedanken der Liebe mit Ihnen haben konnte; der Augenblick wird kommen, in welchem Ihnen seine Wege klar werden müssen."

„Das wird dann sein, wenn ich den Talismann gefunden habe, der alles Leid stillen kann, der auch lehrt, das Kreuz zu tragen, wie Paul Gerhard es trug," sagte Johanna sinnend.

„Der Talismann muß uns geschenkt werden," rief die Oberförsterin mit Wärme, „seine drei Seiten heißen: Glaube, Hoffnung, Liebe und er muß, wie jede ersehnte Gabe erbeten werden; doch das aufrichtige Gebet vermag viel."

Ein Besuch wurde gemeldet; die Oberförsterin verließ den Garten, indem sie Johanna empfahl, im Schatten sitzen zu bleiben und jede Erhitzung zu meiden. In Gedanken versunken blieb diese in der Laube sitzen; die Worte der Oberförsterin hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht und führten sie zu ernster Selbstprüfung.

„Wie viel habe ich noch zu lernen," sagte sie zu sich selbst, „komm' mein alter Claudius, du hast mir schon vieles gesagt, aber noch lange nicht genug." Dabei zog sie den Wandsbecker Boten aus der Tasche und vertiefte sich in seine Lektüre.

Wenige Tage genügten, sie wieder völlig herzustellen und sie nahm ihre lieben Gänge in den Wald wieder auf, so oft Frida ins Dorf geschickt wurde oder Besuch kam; denn das Auge der Fremden scheute sie mehr als je. Sie war nach und nach mutiger geworden und ging oft tiefer in den Wald hinein, obgleich sie jetzt wohl wußte, wer die vermeintlichen Eichkatzen gewesen; sie sah keine Kinder mehr in dieser Gegend Beeren lesen und glaubte sich völlig sicher. — Eines Tages, als sie sich etwas weiter als gewöhnlich entfernt und im Schatten einer mächtigen Tanne

niedergelassen hatte, bemerkte sie eine arme Frau, deren Kleidung ein Gemisch von städtischer und bäuerlicher Tracht zeigte. Das verschossene Kleid war modisch mit Frisuren gemacht, die Füße aber steckten in Holzschuhen und um den Kopf hatte sie ein Tuch von zweifelhafter Frische in solcher Weise gebunden, daß nur die Stirn und die Augen sichtbar blieben. Sie hielt ein Krügelchen in der Hand und suchte die wenigen reifen Heidelbeeren zusammen, die sich hie und da schon zeigten. Als sie näher kam, erwartete Johanna, sie erschrecken und sich schnell entfernen zu sehen; wie angenehm war sie daher überrascht, als die Frau sie aus der Entfernung grüßte und, immer engere Kreise um den Baum beschreibend, endlich herankam und mit der Frage, ob es erlaubt sei, hier auszuruhen, sich auf einen Baumstumpf setzte. Johanna, gar nicht an den Verkehr mit Leuten aus dem Volke gewöhnt, ersuchte sie dazu mit derselben Höflichkeit, mit der sie die Regierungsrätin Merk aufgefordert hätte, Platz zu nehmen.

„Das Fräulein sucht auch gern den Wald auf," begann die Frau einen dreist vertraulichen Ton anschlagend und ihre Worte durch Gesten deutlicher machend, da ihre Stimme durch das vorgebundene Tuch gedämpft wurde. — „Ich habe es wohl bemerkt, so oft ein Besuch ins Jagdschlößchen kommt, geht das Fräulein in den Wald."

„Ich mache nicht gern neue Bekanntschaften," sagte Johanna ehrlich. Die Frau lachte und sah sie schlau von der Seite an: „Das Fräulein ist noch jung; es ist doch schlimm, wenn das so bald über einen kommt, dann hat man das Leben noch gar nicht genossen!"

Johanna seufzte; aber, sich schnell ermannend, sagte sie: „Nun manches Gute kann ich doch auch genießen, besonders hier auf dem Lande." „Auf dem Lande ist's ja noch schlimmer als in der Stadt," rief die Frau heftig,

„das Fräulein hat das ja auch letzthin erfahren, als die böſen Buben es verfolgt haben.“

Johanna ſah ſie erſtaunt an; begegnete ſie hier endlich einem menſchlich fühlenden Herzen auch im Volke!? „Wie kommt es, daß Sie zu mir kommen,“ fragte ſie, „im Dorfe ſind doch alle vor mir gelaufen?“

„Ich brauche nicht zu laufen,“ lachte die Frau, „ich kenne das ſchon.“

„Wie haben Sie denn Gelegenheit gehabt, mich ſo viel zu ſehen?“

„Ich bin auch lieber im Walde als auf der Straße,“ war die Antwort; ich bin oft in der Nähe geweſen; das Fräulein hat mich nur nicht geſehen, weil ich mich im Buſchwerk verſteckt gehalten hab'; ich habe bisher nicht gewagt, das Fräulein anzureden; aber neulich hat das Fräulein auch erfahren, was die verfluchte Dorfjugend iſt, da hab' ich doch Mut gekriegt; denn, ſehen Sie, mich werfen ſie auch immer mit Steinen, wenn ich durch's Dorf geh'; aber darnach fragt keiner. Wenn ich nur die ſakriſchen Buben einmal in meine Händ' bekäme; ſie ſollten's nicht mehr vergeſſen ihr Leben lang,“ und ſie ſtreckte den mageren Arm aus und drohte mit geballter Fauſt in die Luft, daß es Johanna ganz unheimlich wurde. — „Sie wohnen immer im Jagdſchlößchen?“ — fragte ſie wieder mit einſchmeichelnd vertraulichem Tone.

„Nein, ich bin nur zum Beſuche hier“ erwiderte Johanna, der die Fragerin anfing läſtig zu werden.

„Ja ſo,“ ſagte die Frau verſtändnisvoll nickend, „ſie iſt eine gar mildthätige Dame die Frau Oberförſterin; mir hat ſie ſchon oft aus der Not geholfen; ſie allein tritt zu mir in die Hütte, ſie und die Frau Pfarrerin, aber die mag ich nicht. Was mich nur Wunder nimmt,

ist, daß sie Sie ins Haus genommen; zu mir darf das junge Fräulein nie kommen."

Johanna sah sie mit wachsendem Erstaunen an: „Ich verstehe Sie nicht," sagte sie endlich.

„Das ist, weil Sie auch nicht viel besser aussehen als ich," klang es höhnisch zurück. Schnell löste die Frau das Kopftuch und zeigte ein von Krankheit und Verworfenheit scheußlich entstelltes Gesicht, dem die Nase fehlte. Johanna stieß einen Schrei aus und sprang auf, um zu fliehen; das entsetzliche Wesen haschte nach ihrem Kleide.

„Und Die will auch davonlaufen," kreischte sie, „hat selbst ein Gesicht wie eine Vogelscheuche und schreit über mich?! Dableiben soll sie, habe keinen Menschen zum Sprechen! Wir passen zusammen, Schätzchen! wir sind die richtigen Waldfräulein! ha! ha! ha!"

Johanna war die Stärkere; sie riß sich los und flog quer durch den Wald dem Garten zu; sie blieb erst stehen, nachdem sie das Pförtchen hinter sich zugeschlagen hatte und schob noch den Riegel vor.

Hochatmend stand sie da; sie schämte sich, wieder in verstörtem Zustande ins Haus zu kommen und ging im Laubgange auf und ab bis ihr Herz wieder ruhig klopfte. Sie fühlte sich vor sich selbst beschämt, hatte sie sich doch so hocherhaben über das rohe Volk geglaubt, und nun hatte auch sie gedankenlosem Schrecken nachgegeben. Durfte sie jetzt noch den Dörflern zürnen? Hatte sie nicht ganz Ähnliches gethan, sie, die doch wußte, wie sehr ein solches Thun schmerzen kann! Sie mußte an Schillers Worte denken:

„Willst du dich selber erkennen, sieh wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, schau in dein eigenes Herz."

Aber sie vermochte es nicht, sich zu wahrem Mitleid für diese Unglückliche zu zwingen; ihr graute vor derselben,

vor ihren rätselvollen Reden; ihr Herz bäumte sich vor Entrüstung auf, wenn sie daran dachte, wie jene sie mit Gewalt hatte festhalten wollen und ihr Schmähreden nachgerufen hatte. Niemanden, niemanden hätte sie festhalten wollen, der vor ihr floh, sie, die Menschen mied, nicht um eigener Kränkung zu entgehen, sondern um jene nicht zu erschrecken: Sie beschloß nichts von dieser Begegnung zu sagen und schwieg auch an diesem Tage davon; als sie sich aber am folgenden Tage nicht entschließen konnte, ihren geliebten Wald zu betreten, und darüber befragt wurde, beichtete sie der Oberförsterin ihr Abenteuer. Mit Erstaunen sah sie, wie dieser eine Blutwelle ins Gesicht stieg, als sie mit einem Blicke der Entrüstung ausrief:

„Sie hat es gewagt, Sie anzureden?!"

„Ja," sagte Johanna demütig, „und ich schäme mich, so davongelaufen zu sein. Ich möchte Sie bitten, da sich diese Frau nicht vor mir scheut, mich mitzunehmen, wenn Sie zu ihr gehen; dann könnte ich mein Unrecht wieder gut machen."

„Nein, meine Liebe," entgegnete mit Entschiedenheit die Oberförsterin, „die Schwelle dieser Person können Sie nicht betreten."

„Und doch tragen wir dieselbe Bürde; beide sind wir ausgeschlossen vom Verkehre mit den Menschen und sie kam freundlich zu mir, während ich vor ihr floh; ich fürchte das war sehr herzlos von mir."

„Es giebt Dinge, liebe Johanna, die ein junges Mädchen nicht verstehen kann und nicht verstehen soll," entgegnete Frau Ritter, „in diesem Falle lag die Herzlosigkeit nicht auf Ihrer Seite. Zwischen Ihnen und jenem Wesen giebt es keine Vergleichungspunkte. Sie erinnern sich wohl noch, wie mein Mann Ihr Gesicht ein Ehrengeschenk und einen Zuchtmeister auf Christus nannte; jene

aber hat Gottes Hand gezeichnet, damit sie gemieden werde. Sie hat ihr Recht verwirkt, in der Reihe ihrer Mitmenschen zu stehen und nur die christliche Barmherzigkeit allein kann noch die kurze Lebenszeit, die vor ihr liegt, der Unglücklichen zu erleichtern suchen. Die Frau des Pfarrers und ich, wir wechseln uns ab in den Besuchen bei ihr, die Gemeinde giebt Obdach und Brot; sie bedarf keiner weiteren Hülfe; wir sehen nach allem, was sie braucht, doch habe ich ihr auf das Bestimmteste versichert, daß ich sofort meine Hand von ihr abziehen werde, wenn sie es wagen sollte, sich Frida zu nahen. Morgen werde ich dafür sorgen, daß sie auch Ihren Weg nicht kreuzen soll." —

Diesen Abend blickte Johanna mit weniger Widerwillen in ihren Spiegel: „Es giebt noch schrecklichere Dinge auf Erden als mein Gesicht," dachte sie, „ich will mich dessen nicht mehr schämen als wie bisher; die mich lieben, scheuen es nicht und in jener Welt, ach in jener Welt habe ich es nicht mehr! Welch köstlicher Gedanke!"

10. Kapitel.

Hubert.

Es war an einem schönen, sonnigen Nachmittage; Frida und Johanna saßen arbeitend und lesend in ihrer Lieblingslaube im Garten, als plötzlich die kräftigen Klänge des Klavieres, die eine Meisterhand hervorriefen, durch das geöffnete Fenster des Wohnzimmers an ihr Ohr schlugen. —

„Hubert!" jubelte Frida aufspringend, „so kündigt er sich immer an!" Zu Fuß muß er gekommen sein, sonst hätten wir den Wagen anfahren hören!

Sie eilte ins Haus und das plötzliche Abbrechen der Musik sagte Johanna, daß sie das Wohnzimmer betreten haben müsse. —

Nach einer Weile trieb sie die Neugierde ins Haus. Sie trat in den Hausflur als gerade die Magd, ein Kaffeebrett mit konsistenten Erfrischungen, wie sie sich ein Fußwanderer eben wünschen mochte, in das Wohnzimmer trug. Die Thüre blieb offen und Johanna gewahrte auf Fridas niedrigem Stuhle neben der Mutter Sessel einen jungen Mann sitzen von so auffallender Schönheit, daß sie wie gebannt stehen blieb. Seine eine Hand lag zwischen den Händen der Mutter, deren vor Freude und Zärtlichkeit strahlende Augen auf ihm ruhten. Frida saß auf der Mutter Fußkissen und blickte freudig lächelnd zu dem lebhaft erzählenden Bruder auf; für sie schien nur mehr der Bruder auf der Welt zu sein. Johannas Augen ruhten eine kleine Weile auf diesem reizenden Bilde; aber wohl fühlend, daß sie jetzt nur störend sein könne, ging sie leise in den Garten zurück.

Länger als eine Stunde weilte sie hier allein; da sah sie die Geschwister Arm in Arm auf sich zukommen. Hubert hatte die Kleidung gewechselt und den Reisestaub abgeschüttelt; er war schön wie ein junger Gott des Altertums und Johanna verzieh ihm gern das leise Erschrecken, welches über seine Züge flog, als er sie begrüßte. Seit den letzten Erlebnissen war sie weniger sensitiv in dieser Beziehung und dann — was konnte sie Hubert übelnehmen! Sie war wie berauscht von dieser Schönheit, vom Wohlklange seiner Stimme, von dem schönen Gleichmaße seiner Bewegungen; ihr so sehr entwickelter Schönheitssinn war bezaubert von dieser Erscheinung. Frida faßte ihren Arm und nun wanderten sie zu dreien durch den ganzen Garten. Hubert pflückte ihnen Kirschen; er begrüßte jeden Baum wie einen

alten Freund, überall gab es Erinnerungen, die die Geschwister sich lachend ins Gedächtnis riefen; er war voll Leben und Heiterkeit und beide hörten nicht auf zu scherzen und zu lachen; auch Johanna mußte lachen, doch sprach sie wenig; sie hatte zu viel zu sehen.

Das Rollen eines Wagens zeigte die Rückkehr des Oberförsters an und die Geschwister eilten dem Hause zu, ihn zu begrüßen. Doch ehe sie dasselbe noch erreicht hatten, erschien er schon auf der Gartentreppe und blieb auf derselben, mit weit ausgebreiteten Armen stehen. Hubert eilte die Stufen hinan und warf sich in des Vaters Arme, der ihn fest umschlungen hielt und ihn nur losließ, um ihn recht anzusehen, ihm auf die Schulter zu klopfen und wieder zu umarmen. Viel gesprochen wurde von beiden Seiten nicht. Der Vater fragte nach seiner Fußreise und Hubert berichtete, aber nicht mehr mit derselben Lebendigkeit wie früher.

Während des Abendessens saß Johanna den Geschwistern gegenüber und war so sehr in die Betrachtung von beider Schönheit versunken, daß sie nicht bemerkte, wie das Gespräch nicht so ungezwungen dahinfloß wie früher und daß Mutter und Tochter meistens weit abliegende Sachen ins Gespräch zogen; da brach plötzlich der Oberförster die Frage vom Zaune, mit welcher er sich an Hubert wandte:

„Was studierst du jetzt eigentlich in Bonn?"

„Jetzt hauptsächlich Philosophie," erwiderte Hubert.

„Philosophie!" rief förmlich krähend der Vater zurück, „da hast du dir auch was Rechtes ausgesucht!"

„Huberts Stirn rötete sich; doch antwortete er fest und mit Fassung: „Das Studium der Philosophie bietet gerade jetzt mehr als je; Hegel hat ihr durch seine Lehre einen Aufschwung gegeben, und einen neuen Geist hineingebracht, der ein außerordentliches Interesse bietet."

Der Vater streckte dem Sohne über den Tisch den Arm mit heftig abwehrender Gebärde entgegen: „Erzähle mir nicht von einem neuen Geiste; ich weiß sehr gut, nach welchem Geiste die Philosophen von jeher getrachtet haben, und wenn du es nicht weißt; ich will es dir sagen: Der Weingeist ist es und dein Hegel wird auch nicht besser sein, als die anderen alle; aber wenn der pomphafte Name Philosophie voran steht, dann laßt ihr euch alles aufbinden. Du glaubst wohl auch, daß euer Diogenes wirklich in der Tonne gelebt hat; an der Tonne hat er gelebt, sage ich dir, und die Sonne, aus der er Alexander den Großen hinausgenötigt hat, war auch nur ein Wirtshaus."

Auf Huberts Gesicht hatte es die ganze Zeit, während der Vater sprach, wie Blitze gezuckt und er hatte mühsam an sich gehalten; jetzt sprang er auf: „Vater!" rief er mit zornbebender Stimme, „wir führen nicht Scenen für die Witzblätter auf!" und begann mit starken Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Der Vater stieß ein kurzes ärgerliches Lachen aus und blies dichte Rauchwolken in die Luft. Frida, die sehr rot geworden war, beeilte sich, den Tisch abzudecken und Johanna, ihr zu helfen; die Oberförsterin suchte im Erker nach ihrer Arbeit, und peinliches Schweigen ging durch den Raum. Da trat Hubert zum Klaviere, öffnete es und begann in hinreißend schönen Phantasien seine Erregung auszuströmen. Welch' herrlicher Vermittler ist die Musik! die Mutter bat um ein Lieblingsstück, Hubert trug es sofort vor; dann variierte er Studentenlieder und die Heiterkeit kehrte bald zurück. Der Oberförster legte seine Pfeife weg, stand auf und sagte:

„Nun wollen wir wieder einmal zusammen spielen."

Hubert machte ihm Platz, holte einen zweiten Stuhl und nun begannen beide zu spielen. Johanna hörte mit staunendem Entzücken zu. Beide besaßen in hohem Grade

das echt deutsche Talent des Phantasierens; sie verstanden sich so gut; bald hielt der Eine, bald der Andere die Stimme und hatten sichtlich selbst die größte Freude daran; man fühlte es ihnen an, wie Einer den Andern bald mit sich fortriß, bald nachgab.

Wohl eine Stunde spielten sie so fort, dann stand der Oberförster auf: „Auf dem Klavier kommen wir beide doch noch am besten mit einander fort," sagte er scherzend und zog die Glocke um den Leuten das Zeichen zur Abendandacht zu geben.

Hubert erklärte, er sei sehr müde, wünschte gute Nacht und verließ das Zimmer. Als aber Johanna später die Treppe hinaufging, hörte sie, wie er unten die Thüre des Wohnzimmers wieder öffnete und seine Mutter fragte, ob er noch bei ihr eintreten dürfe. Johannas Zimmer lag über dem der Oberförsterin und noch lange konnte sie ihn in leidenschaftlicher Weise mit der Mutter reden hören. —

Aber, wenn auch nicht der Klang seiner Stimme sie an ihn erinnert hätte; alle ihre Gedanken wären doch bei ihm gewesen; ihr für Schönheit so empfänglicher Sinn war ganz erfüllt von diesem Götterbilde und zwar in dem Maße, daß ihr seine eigentliche Persönlichkeit ganz verloren ging. Erst die kleine Scene mit dem Vater hatte sie aus ihrer bewundernden Versunkenheit aufgerüttelt, aber nur, um innerliche Partei für ihn zu nehmen, und als er zu spielen begann, schien es ihr ganz natürlich, daß ein so herrliches Gefäß diesen Schatz von Harmonien in sich barg. Sie hätte jetzt leicht dazu kommen können, sich in Hubert sterblich zu verlieben, aber diese Gefahr trat ihr nicht einen Augenblick nahe und darin bekundete sich zum ersten Male ihre starke Seele. Sie wußte, daß die Frage der Minne, die fast in jedem Mädchen eine so große Rolle spielt, ihr nicht nahe treten dürfe, und es kam ihr nicht in den Sinn,

ihrem Herzen dies gefährliche Spiel zu erlauben. Ihre Bewunderung war eine völlig objektive; vor einem von Thorwaldsens Meisterwerken wäre sie von Schönheit eben so berauscht gewesen.

Am nächsten Morgen erschien die Oberförsterin nicht beim Kaffeetische; sie litt an einer heftigen Migräne und mußte das Bett hüten. In Johanna regte sich der Unmut gegen Hubert, der sicherlich durch sein nächtliches Gespräch dies Unwohlsein der Mutter verschuldet hatte und sie begann zu fühlen, daß die Harmonie ihres Zusammenlebens eine Störung erlitten hatte. Frida sah bekümmert aus und war sehr beschäftigt; Hubert war noch nicht erschienen und Johanna saß dem Oberförster allein gegenüber. Sie äußerte einige Worte über die seltene Schönheit der Geschwister, über Huberts Talent und rief dadurch ein Lächeln höchster Befriedigung auf dem Gesichte des Oberförsters hervor. Er blies einige starke Rauchwolken aus der Pfeife; dann begann er:

„Ja, er ist ein stattlicher Junge geworden, mein Hubert! welche Gestalt, welches Auge! Wie zum Forstmanne geschaffen! Sehen Sie, dem Jungen stand es doch schon in der Wiege auf der Stirn geschrieben, wofür er bestimmt war; nur darum habe ich ihn Hubert genannt; nicht im Traume ist es mir eingefallen, daß er was anderes werden könnte. Ist es denn nicht nur menschenmöglich sich zu denken, dieser von Kraft und Leben strahlende Junge sollte lernen, mit kleinen Acceſistenschritten durchs Leben zu gehen? Ist denn nicht ein Leben, wie ich es geführt, auch für ihn viel naturgemäßer? Aber nein; da setzt er seinen Kopf darauf; in die Forstakademie will er nicht; er muß hohe Wissenschaften studieren, wie lange wird es dauern, da wird er hohlwangig und hohlköpfig sein wie die anderen auch. Als wenn es im Walde an jedem Baume

nicht besseres zu studieren gäbe, als an den Händeln des zänkischen Packes, das die Juristen doch nie zufrieden machen werden. Ich wollte nichts sagen, wenn er nur was Vernünftiges studierte, wie Naturwissenschaften oder dergleichen; aber was studiert er jetzt? Philosophie! — „Es ist zum Davonlaufen!“ rief er, schlug auf den Tisch und, die That dem Worte folgen lassend, sprang er auf und lief wirklich aus der Stube; bald darauf hörte ihn Johanna in seinem zweiräderigen Wägelchen davonfahren.

Frida kam und brachte warmen Kaffee und gleich darauf erschien Hubert. Der Glanz, den gestern die Freude des Wiedersehens auf seine schönen Züge gebreitet, war verschwunden; ein finsterer Zug beschattete sein Gesicht. Seine Begrüßung war förmlich; er trank schweigend seinen Kaffee, setzte sich dann an das Klavier, fuhr in schnellen Läufen einige Male die Klaviatur herauf und herab, griff nach seinem Hute und verließ das Haus.

„Armer Junge,“ seufzte Frida, „jedes Mal, wenn er nach Hause kommt, prallen den ersten Abend Vater und er auf einander und dann vergehen Tage, bis es überwunden ist. Vater kann es nicht vergessen, daß er gegen seinen Willen die Universität bezogen und er, daß man es ihm so schwer gemacht hat. Sie lieben sich eigentlich zärtlich; aber eben darum verwinden sie solche kleine Vorkommnisse so schwer.“ —

Johanna hatte in den folgenden Tagen reichliche Gelegenheit wahrzunehmen, daß dieses Jünglings schöne Hülle ein unruhvolles Herz und einen schwer zu entziffernden Charakter barg.

Stundenlang konnte er in einer Ecke sitzen in finsteres Grübeln versunken; dann sprang er plötzlich auf, drückte den Hut auf die Stirn herab und stürmte fort, als gälte

es die größte Eile. Oder er setzte sich an das Klavier und erging sich in Phantasien so düsterer Art, daß sie sich dem Zuhörer schwer auf das Herz legten. Bisweilen kam er mit erhelltem Angesichte von seinen einsamen Spaziergängen nach Hause oder die Sonne seines Gemütes war ihm schon früh am Morgen aufgegangen; dann war er liebenswürdig und heiter wie am Tage seiner Ankunft; aber Johanna behielt stets ein Gefühl der Unsicherheit in seiner Nähe; wußte man doch nie, was der nächste Augenblick bringen würde. Am meisten aber verdachte sie ihm die rücksichtslose Art, mit der er die Stunden der Ruhe seiner Mutter oft kürzte, da er es ihren bleichen Wangen und ihrer Ermüdung doch ansehen mußte, daß ihr diese Abendgespräche schadeten.

„Mutter," klagte Frida, „Hubert hat sich in Bonn das moralische Wechselfieber geholt; er müßte Chinin einnehmen. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, er hätte dem Vater nachgegeben."

„Gewiß wäre es besser gewesen," erwiderte die Oberförsterin, „schon weil es der Wunsch des Vaters war, den er hätte ehren sollen; auf diesem Wege hätte er mehr Segen erhoffen dürfen. Er ist seinen eigenen Weg gegangen und muß sich durchkämpfen; wir aber müssen ihm nach besten Kräften dabei helfen!"

Als Hubert auch wieder einmal in seiner Art fortgestürzt war und Johanna ihm von der Freitreppe sinnend nachblickte, trat der Oberförster an sie mit der Frage heran:

„Wissen Sie, was ein Pudel thut, wenn er die Spur seines Herren verloren hat? Sie werden das wohl noch nicht gesehen haben; sehen Sie: entweder sitzt er in der Ecke und mault, oder er rennt in alle Welt hinaus und schnobert in der Luft herum" — und nach Hubert weisend setzte er hinzu, „ist auch so ein armer Pudel, man darf

es ihm nur nicht sagen." Bald darauf hatte sie Gelegenheit, einen tieferen Blick in seine Seelenkämpfe zu thun. Sie stand mit ihm im Garten und sah wie die Sonne, die sich zum Untergange neigte, schön und strahlend hinter einer dunklen Wolkenschichte hervortrat.

„Wäre Frida hier, würde sie sagen: gleich der Liebe Gottes, die aus dem schwersten Leide immer wieder klar und versöhnend hervortritt," meinte Johanna lächelnd.

„Ja," erwiderte Hubert mit ironisch zuckender Lippe, „Frida liebt es, sich forwährend in Allegorien hineinzuträumen. Wer aber möchte bei ihr den Traum eines alliebenden Gottes stören?"

„Halten Sie das für einen Traum?" fragte Johanna erstaunt.

„Und das können Sie fragen?" entgegnete er mit einem nur zu bezeichnendem Blicke auf ihr Gesicht. „Und was dort geschah," rief er, leidenschaftlich die Hand in der Richtung nach dem Balkone ausstreckend, „war das ein allwissender, allgütiger Gott, der dies zuließ? Ein Traum ist es, nichts als ein Traum, doch schrecklich das Erwachen!"

Johanna stand verwirrt da; wie konnte sie, die selbst noch so unklar war, ihn widerlegen? „O nein! nein! Sie sind im Irrtume!" rief sie nur, fühlte sich aber sehr erleichtert als sie Frida kommen sah, die zum Abendessen rief.

Es lag etwas gewaltsam Bestrickendes in Huberts Wesen; so wenig er dafür that, beschäftigten sich doch die Gedanken des kleinen Kreises fortwährend mit ihm, ob er zugegen war oder nicht. In seinen guten Stunden war er sehr zugänglich und liebenswürdig; dann nahm er teil an den Beschäftigungen der Familie und von aller Herzen war gleichsam ein Alp genommen, man war beglückt, ihn zu haben, man wünschte ihn zu fesseln; man hätte alles gethan, um ihn nur nicht wieder davonlaufen oder in seine

Grübeleien versinken zu sehen. So wurde denn auch immer gelesen, was er vorschlug, und da Johanna die alten Sprachen kannte, fand er ein besonderes Vergnügen darin, seiner Mutter und Schwester in freier Übersetzung aus den Klassikern der Alten vorzulesen, wobei er sich durch Johanna, die auch ein Exemplar in die Hand erhielt, sekundiren ließ. Bisweilen trug er auch Bruchstücke aus Hegels philosophischen Werken vor, und hier zeigte sich die ganze Lebendigkeit seines Geistes, so daß Johanna genötigt war, ihn zu bewundern.

Eines Tages brachte Frida bei Tische einen großen Spaziergang für den Nachmittag in Vorschlag.

„Der Tag ist so herrlich," sagte sie, „und Johanna hat noch nie Rehe gesehen, es wäre so hübsch, wenn wir einige davon beschleichen könnten.

„Das ist nicht schwer," entgegnete Hubert, der gerade seine gute Stunde hatte, „ich kenne den Wald genau und will euer Führer sein."

„Woher solltest du den Wald so genau kennen," rief wegwerfend der Vater, „hast Du vielleicht die Waldkarte mit nach Bonn genommen? Ein gesünderes Studium wäre es gewesen als das, was Du jetzt treibst."

Huberts Stirn verfinsterte sich.

„Hubert hat als Knabe den Wald so viel durchstreift, daß er ihn wohl kennen müßte," nahm die Mutter das Wort, „Kindheitserinnerungen verlieren sich nicht so schnell."

„Nicht?" fragte der Oberförster, „ich dachte, mit denen wäre er fertig geworden wie mit den Kinderkrankheiten."

Frida beeilte sich von anderem zu reden: „Aber zum Kaffee, Mütterchen, können wir nicht zurück sein; ich nehme etwas Mundvorrat mit, und wir halten unser Vesperbrot im Walde."

Das heitere Gespräch wurde von den Damen im Gange erhalten, der gutmütige Oberförster, dem der Ausfall gegen den Sohn schon leid sein mochte, beteiligte sich auch daran und die Wolke auf Huberts Stirn schwand nach und nach. Gleich nach dem Essen machten sich die jungen Leute marschfertig und verließen in fröhlicher Stimmung das Haus.

Der Oberförster setzte sich mit seiner Pfeife zu seiner Frau ins Erkerfenster: „Es ist doch erstaunlich," begann er, „wie Hubert für Johanna Wolter so voller Aufmerksamkeit ist, während wir andern uns dessen eben nicht rühmen können."

„Ich glaube, da spielt die Teilnahme an ihrem schweren Schicksale mit hinein," meinte die Oberförsterin, „übrigens ist ihr Gespräch so fesselnd und so interessant, daß ich es ganz natürlich finde, wenn er sich gern mit ihr unterhält."

„Ja freilich! diese Johanna ist ein ganz prächtiges Mädchen," begann nach einer Pause der Oberförster wieder. „Wenn nur das schreckliche Gesicht nicht wäre; ich könnte mir ja keine liebere Schwiegertochter denken als sie, aber so! Nein es geht wirklich nicht, wirklich nicht, es wäre mir außer allem Spaße, wenn er sich in sie verlieben würde, der Trotzkopf! man wüßte gar nicht, was er zu thun im Stande wäre!"

„Wo denkst du hin," rief Frau Ritter, „mich quält vielmehr die Sorge, daß nicht sie selbst, die so unverhohlen seine Schönheit bewundert, ihm zu tief in die Augen schaut, und das wäre ein wahres Unglück für die Arme."

„Da sei ohne Sorgen," beruhigte der Oberförster, „schaut sie ihm tief genug in die Augen, dann merkt sie auch, was an ihm ist, und Johanna ist viel zu klug, um sich in einen so unreifen Burschen zu verlieben, trotz aller Schönheit."

Der Oberförsterin wollte das nicht so recht einleuchten, ihr erschien der Sohn bei aller Unreife doch so recht zum Verlieben gemacht; aber auch sie baute auf Johannas Vernunft und Einsicht und das mit allem Rechte.

Während dessen wandelten die Drei scherzend und singend durch den Wald. Hubert und Frida hatten viel zusammen gesungen, und Johanna, die ein richtiges Gehör und eine angenehme, wenn auch ungeschulte Altstimme besaß, paßte sich ihnen gut an. Hätten die Eltern in ihre Herzen blicken können, jede Sorge wäre ihnen geschwunden. Johannas Gesicht war nicht nur ein starker Schutz gegen alles Verlieben; es gab ihr auch eine weit freiere Stellung den jungen Leuten gegenüber, die so weit kamen, mit ihr zu verkehren. Ihr liebenswürdiges Wesen machte den Umgang mit ihr angenehm, ihre klugen, oft originellen Bemerkungen fesselten, und eben aus dem Grunde, weil von Liebe nicht die Rede sein konnte, gab sich Hubert ungehemmt dem Reize dieses Verkehres hin.

Für Johanna war Huberts Erscheinung nicht mehr so neu und berauschend, wie sie es den ersten Abend gewesen war; sein wechselvolles Wesen zog sie nicht an, sie konnte ihm oft recht böse sein und nur als geliebter Bruder der Freundin, als Sohn dieses von ihr so hoch verehrten Hauses besaß er noch ihr Interesse.

Ohne einen bestimmten Pfad zu verfolgen, wanderten sie über den Moosteppich des Waldes dahin; sie erreichten den Gebirgsbach und bewunderten seine schäumenden Fälle; dann wandten sie sich und stiegen bergauf. Hubert bedeutete sie endlich, daß sie schweigen müßten, wenn sie Rehe beschleichen wollten, und sie folgten nun, leise hintereinander gehend seinen Fußtapfen. Plötzlich blieb er stehen und winkte ihnen, näher zu kommen; da sahen sie über eine Lichtung hin, noch in ziemlicher Entfernung, mehrere Rehe

friedlich grasen. Hubert hieß die Mädchen ruhig stehen bleiben, schlich sich vorsichtig um die Lichtung herum und dann vortretend und in die Hände schlagend, schreckte er die äsenden Rehe auf, daß sie in langen Sätzen über die Lichtung den lauschenden Mädchen entgegenflogen und nicht weit von ihnen im Walde verschwanden.

„War das nicht reizend?" rief Frida. „Ja Hubert versteht es; mir hat er schon oft dies Vergnügen bereitet."

„Was für anmutige, reizende Tiere die Rehe sind," sagte Johanna, „ich wollte, Leo hätte das sehen können; er würde Wochen hindurch davon träumen."

Sie gingen über die Lichtung Hubert entgegen und Frida, wie immer gern bereit, Pläne zu schmieden, begann: „Höre Johanna, da du nun doch in der nächsten Woche nach Hause willst, so bitte deinen Vater, daß er dich abholt und deinen Bruder Leo und so viele von deinen Geschwistern als möglich mitbringt, dann behalten wir sie über Nacht bei uns, Leo kann mit Hubert im Walde umherstreifen und wir zeigen deinen Schwestern alle unsere Lieblingsplätze."

Dieser Plan wurde lebhaft aufgenommen und im Gehen ausgesponnen; Hubert versicherte, es würde ihm ein Vergnügen sein, Leo umherzuführen und gleich am folgenden Tage sollte die Botenfrau die Einladung in die Stadt bringen."

„Gehen wir jetzt auf die Höhe von der man die Ruine von der Holzenburg sehen kann," schlug Frida vor und Hubert ging wieder als Führer voraus. Von dieser Höhe hatte man eine weite Fernsicht nach der entgegengesetzten Seite hin und deutlich sah man die Ruinen der Holzenburg vor sich. Das Holz ringsumher, von dem sie den Namen hatte, war längst verschwunden und der steinige Hügel, auf dem sie lag, trat recht verödet aus der grünen Umgebung von Feldern und Auen hervor.

„Einst mag sie wohl stattlich ausgesehen haben," sagte Johanna, „jetzt sieht sie so finster und öde aus, man möchte nicht zwischen diesen Mauern weilen, wenn es dämmrig wird."

„Die Leute behaupten, es gehe dort um," berichtete Frida.

„Ein guter Schlupfwinkel für Diebe und Vagabunden," meinte Hubert, „und die werden wohl auch den Spuk dort machen."

„Mir ist vor kurzem die Sage von ihrem letzten Besitzer in die Hände gefallen," sagte Frida, „aber hier oben ist es unerträglich heiß, hier kann ich sie euch nicht erzählen."

„Kehren wir in den Wald zurück; da war es so schön und suchen wir uns einen schönen Ort zum Lagern," bat Johanna.

„Kennen Sie schon die drei Fichten?" fragte Hubert, „das war auch einst ein Lieblingsplatz von Frida und mir."

Johanna verneinte und Hubert ging wieder voran. Er kannte in Wahrheit den Wald sehr gut, und Johanna konnte nie begreifen, wie er so, quer durch denselben hingehend, doch immer den Ort erreichte, den er im Sinne hatte, und so führte er sie auch jetzt auf dem nächsten Wege zu den drei Fichten. Diese mächtigen Bäume standen auf einem kleinen Plateau das sich über eine Schlucht erhob, auf deren Grunde man das Gerölle des ausgetrockneten Bettes eines Gebirgsbaches bemerken konnte. Dichtbewaldet erhob sich die gegenüberliegende Seite der Schlucht, nach allen Richtungen hin sahen sie nichts als Wald und über ihnen bildeten die knorrigen Zweige der Fichten ein förmliches Schutzdach. Hier war echte Waldeinsamkeit, nichts vernahm man als das Rauschen der Wipfel, die Stimmen der Vögel auf den Zweigen und das Summen der Bienen, die von Blume zu Blume flogen. Grüngolden stahlen sich die Sonnenstrahlen durch die Zweige

und ließen die zarten Moosblüten in einem reichen Farbenschmucke erscheinen, der mit dem Sonnenlichte wieder verschwand.

Sie lagerten sich ins weiche Moos, über das sie ein Plaid gebreitet, und Frida packte ihr Körbchen aus. Hier war es köstlich, zu ruhen; sie sprachen heiter dem Vesperbrote zu, so lange der Vorrat reichte; dann fing Johanna an, einen Kranz aus wilden Eriken zu binden, um ihn als Andenken in die Stadt mitzunehmen; Hubert aber lagerte sich bequem ins Moos und rief Frida zu:

„Jetzt laß deine Sage hören, diese Fichten sind es gewohnt unseren Geschichten zu lauschen."

Frida war gern bereit und begann zu erzählen.

11. Kapitel.

Sage und Märchen.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts stand noch die Burg in voller Kraft, wohl erhalten und wohl verwahrt auf dem bewaldeten Hügel. Die Herren derselben waren in ihrem Mannesstamme ein wildes Geschlecht, bei dem von Vater auf Sohn die Gewohnheit forterbte, daß sie bald nach dem Honigmonde ihre Frauen auf der Burg im Holze allein ließen und ihre Fähnlein dem Kaiser oder den Großen im Lande zuführten; denn ihnen war es nur dort wohl, wo es Kampf und Kriegsgetümmel gab. Dennoch hielten sie große Stücke auf den angestammten Sitz und forderten, daß ihre Hausfrauen strenge Ordnung hielten, sodaß der Herr zu jeder Stunde heimkehren konnte und nichts zu rügen fände, und so pflanzte sich häuslicher Sinn und häusliche Tugend bei dem weiblichen Stamme fort, wie bei dem männlichen Kriegslust und wildes Leben.

Da die Frauen der Holzenburg fast immer allein dem Hauswesen vorstehen mußten, lernten sie auch, die Zügel kräftig führen und mit fester Hand die Gerechtsamen eintreiben und das ihre wahren. Keine Holzenburg verließ den Stammsitz wieder, nachdem sie ihn einmal betreten, die Schwiegermutter leitete die Schwiegertochter an in der Verwaltung des Gutes und der Beaufsichtigung des Gesindes und zog sich klüglich in ihr Witwenstübchen zurück, sobald der Erbe geboren war.

Die Frauen der jüngeren Söhne hatten ihre gesonderten Räume und frommer Sinn wie ernste Pflichterfüllung verhinderten müssiges Geschwätz und Unfrieden unter ihnen. Gemeinsam erzogen die edlen Frauen ihre Kinder unter dem Beirate des Hauskaplans, der ihr geistlicher Leiter war, sie tröstete und aufrecht erhielt, wenn die Eheherren gar zu lange nichts von sich hören ließen und sie zu Werken der Barmherzigkeit vermahnte, um von dem Haupte derer, die sie in Kampf und Fehde wußten, Schaden und Gefahr abzuwenden. — Kehrte aber der Hausherr mit seinem Trosse auf kurze Zeit zurück, dann ging es hoch her auf der Holzenburg; dann wurden die Nachbarn geladen, es gab Gasterei und Tanz, Becherklang und fröhliches Leben, dann wurde der Wald durchjagt und die Frauen freuten sich, den ungewohnten Ton des Jagdhorns vom Forste heraufklingen zu hören. Erreichte aber die Kunde neu entbrannter Fehde das Ohr der Männer, dann ließ es ihnen keine Ruhe; unerwartet, wie sie gekommen waren, brachen sie wieder auf, Kisten und Kasten hinter sich leer lassend. Mit lustigem Hörnerklange zogen sie aus dem Burgthore und schauten kaum zurück, um das Winken der Tücher zu erwidern, welche weinend Mutter, Frau und Töchter wehen ließen, so lange noch von den Abziehenden eine Spur zwischen den Bäumen zu entdecken war.

Nie hatte es bisher auf der Holzenburg an Frauenhänden gefehlt, um die nach solchen Tagen geleerten Truhen wieder durch die Arbeit ihrer fleißigen Hände zu füllen. Da traf es sich aber einst, daß dem Burgherrn nur ein Sohn geboren wurde und die Brüder desselben unvermählt in einer blutigen Fehde fielen. So war nur eine junge Frau im Hause, und als deren Schwiegermutter die Augen schloß, war es ihr gar bitter, so ganz allein haushalten zu müssen. Sie schrieb Brief auf Brief an ihren Gemahl und bat ihn, zu ihr heimzukehren und bei ihr zu bleiben; sie erhielt aber keine guten Worte zurück und tiefe Wehmut überzog ihr Herz, so daß sie zu kränkeln begann und fühlte, daß ihr Ende nahe sei. Da forderte sie den Schloßvogt und dessen Frau vor sich, übergab ihnen alle Schlüssel und ließ sie auf das heilige Kreuz geloben, daß sie das Eigentum ihres Sohnes gut verwalten wollten. Alsdann beschied sie den Kaplan zu sich, händigte ihm Briefe an ihren Gemahl ein und nahm ihm das Versprechen ab, gleich nach ihrem Tode ihren Sohn, der damals sechszehn Jahre zählte, zu seinem Vater zu geleiten, da fortan sein Platz an dessen Seite sei, jedoch vorher ihr Töchterchen Elisabeth, das erst fünf Jahre alt war, ins Frauenkloster Mariazell zu bringen und der Schwester ihres Mannes, die dort Äbtissin sei, zu übergeben. Darnach segnete sie ihre Kinder und starb. — Gleich nach der Beisetzung ließ es sich der Kaplan angelegen sein, den Wunsch der verstorbenen Burgfrau zu erfüllen. Er machte sich mit den verwaisten Kindern auf den Weg, übergab das kleine Fräulein den Händen ihrer Muhme und geleitete den Sohn zum Vater, der im Feldlager stand und der über der Freude, den stattlichen Sohn zu umarmen, die Thränen vergaß, die er dem Tode seiner Gemahlin schuldete. Der Kaplan aber kehrte zurück nach der Holzenburg und ver-

waltete mit dem Vogte und dessen Frau das Eigentum ihres Herrn in ihrer Weise.

Jahre vergingen; dem Freiherrn von Holzenburg fiel es nicht ein, in sein verödetes Haus zurückzukehren; war ihm das Kriegsglück hold, dachte er mit keinem Gedanken an seinen Besitz, trat aber Ebbe in seiner Kasse ein, dann sandte er sichere Boten, um das Geld der eingelaufenen Gefälle abzuholen. Diese hatten aber in der Burg schon andere Wege gefunden und guter Rat war dort teuer. Während nun die Frau des Vogtes die Boten auf das beste bewirtete, ritt der Vogt selbst in die Stadt und trieb für hohe Zinsen das Geld auf; das brachten die Boten ihrem Herrn und rühmten dabei die treffliche Aufnahme, so daß dieser nicht an der guten Verwaltung seiner Getreuen zweifelte, ohne zu ahnen, wie seine Gefälle verpfändet und sein Wald rings um die Burg niedergehauen wurden; auch erfuhr er nie den Stand der Dinge, denn er hatte Deutschland verlassen und focht in den Reihen des Königs von Frankreich gegen England. Hierbei fand er auch in einer blutigen Schlacht den Tod auf dem Felde der Ehre, wie er es ersehnt, und Lutz von Holzenburg, sein Sohn, war nun der einzige Sproß dieses alten Stammes.

Fürs erste verblieb auch dieser im fremden Lande, er hatte sich so sehr an das bewegte Kriegsleben gewöhnt, daß er nicht mehr der stillen Burg gedachte, in welcher er seine schönsten Kinderjahre verlebt. Er erinnerte sich ihrer erst wieder, als er nach langem Krankenlager sich zu seinem tiefsten Grame unfähig fühlte, seine Kriegslaufbahn fortzusetzen, da es ihm wegen eines steifen Beines unmöglich geworden war, ein Pferd zu besteigen. Schweren Herzens beschloß er, heimzuziehen; seine Mittel waren während seiner langen Krankheit eingeschmolzen, und klein war das Häuf-

lein Reisiger und Knechte, das ihm das Geleite in die Heimat gab.

Der einzige Gedanke, der ihn auf der langen Reise, die er in einer Sänfte machen mußte, freute, war die Erinnerung an die mächtigen Bäume des Waldes, unter denen er seine glückliche Kindheit verbracht hatte. Wie groß war daher sein Erstaunen, wie maßlos sein Zorn, als er die Burg von einem wüsten Felde abgehauener Baumstumpfe umgeben, wiedersah, die nur hier und da von jungen Wurzeltrieben überragt wurden.

Auf seinen Knappen gestützt überschritt er mühsam mit seinem steifen Beine die Zugbrücke; der Kaplan, der gewaltig in die Breite gegangen war, trat ihm mit einem Segensgruße entgegen, Lutz aber schlug dessen Hand zurück und schnob ihn mit der Frage an, ob er dadurch so feist geworden, daß er den Wald hinuntergeschlungen habe? Der durch die Ankunft seines Herrn völlig überraschte Vogt brachte, an allen Gliedern zitternd, die Schlüssel der Burg. Ritter Lutz ließ ihn zornentbrannt sofort in das Verließ werfen. Durch ein Hinterpförtchen entschlüpfte seine Frau und benachrichtigte ihre durch die Untreue des Vaters reich gewordenen Söhne und Schwiegersöhne von dem Vorgefallenen. Bleich vor Schrecken erschienen sie vor dem wutschäumenden Burgherren und erlegten eine hohe Summe für die Freiheit des Vaters. Aber Lutz war schwer zufriedenzustellen; er schwur, daß jede Feder in ihren Häusern ihm gehöre, und als sie alles gebracht, was sie vermochten, gab er ihnen erst die Erlaubnis, den gefangenen Vogt mit sich zu nehmen und sicherte ihnen den Frieden nur so lange sie innerhalb seiner Burgmauern wären, über diese hinaus sollten sie keine Stunde vor seiner Rache sicher sein. Und schrecklich sollte sich sein Wort erfüllen, denn kaum hatten sie den Burghof verlassen, da

sandte er ihnen seine Reisige nach, die kurzen Prozeß mit ihnen machten.

Der Kaplan, dem dieser letzte Befehl unbekannt geblieben, trat zu ihm und begann salbungsvoll: „Hochherzig und edel habt Ihr an diesem elenden Gesindel gehandelt, mein Sohn. Ihr glaubt es nicht, welch schweres, bitteres Leid ich getragen alle diese langen Jahre über die schamlose Wirtschaft dieser Leute! Wie mit einer Schutzwehr habe ich die Burg mit meinen Gebeten umgeben, um zu verhindern, daß sie nicht der Wohnsitz aller bösen Geister würde."

„Dies war wohl das geringste, was Ihr zu thun schuldig waret," hohnlachte Lutz. „Nachdem Ihr geduldet, daß dieselbe ihres natürlichen Schutzes, des Waldes, beraubt wurde, mußtet ihr wohl oder übel sie von Euren Heiligen umlagern lassen. Doch scheints, Eure Heiligen halten schlechte Wacht, man sagt, es spuke hier überall; nun, meine Reisigen sind keine Memmen, und hier habe ich besseren Schutz, als alle Eure Heiligen zusammen mir bieten können."

Dabei pfiff er zwei mächtigen Rüden, die zu seinen Füßen schlummerten und streichelte ihre großen Köpfe, die sie ihm zutraulich aufs Knie legten.

„Mein Sohn, versündigt Euch nicht an den Heiligen!" rief der Kaplan.

Doch Lutz fuhr wild auf: „Ach was, ich hätte nicht übel Lust, Euch und Eure Heiligen dem Gesindel nachzusenden, mit dem ich eben aufgeräumt habe, und es ist nur ein Umstand, der mich davon zurückhält: Ihr sollt mir vorher noch einen Dienst erweisen. Die Schwester sollt Ihr mir aus dem Kloster bringen; sie soll hier walten und schalten an ihrer Mutter Platze, damit ich doch ein Wesen um mich habe, dem ich nicht fluchen muß."

Gern vernahm der Kaplan diesen Auftrag und erklärte sich bereit, gleich am nächsten Morgen mit der Sonne aufzubrechen. Er sagte sich, daß, sobald wieder eine Frau in der Holzenburg walte, seine Stellung eine ganz andere werden würde, und bereitete sich frohen Mutes zur Wegfahrt. Dieselbe Sänfte, die Lutz gebracht, sollte nun auch Elisabeth der Heimat zuführen. Vier Reisige wurden zur Bedeckung mitgesandt und in aller Frühe verließ der kleine Zug die Holzenburg. Wie aber ward dem Kaplane zu Mute, als er an der Dorflinde vorüberkam und an ihren starken Ästen den Vogt und dessen Söhne und Schwiegersöhne hängen sah und nun erst erkannte, wie die Großmut beschaffen war, die Lutz von Holzenburg an seinem ungetreuen Haushalter geübt. Das Dorf lag schon weit dahinten und immer noch klapperten ihm die Zähne vor Furcht, er wußte ja nicht, welche geheimen Aufträge die Reisigen für ihn haben mochten. Die Angst mochte wohl auch die Ursache sein, daß sein Saumroß mit Wohlgefallen verspürte, wie sein Reiter von Tag zu Tag leichter wurde und daß der Kaplan fast über seine Kutte stolperte, als er der Äbtissin von Mariazell entgegentrat.

Elisabeth war ein schönes schlankes Fräulein geworden, vom Scheitel bis zur Zehe eine echte Holzenburg, die in seltenem Grade hohe Weiblichkeit mit Energie verband. Sie war auch von einer echten Holzenburg erzogen worden, die ihr nur gewehrt, den Schleier zu nehmen, damit sie, wenn dereinst Vater oder Bruder heimkehrte, gleich ihren Ahnfrauen die Zügel des häuslichen Regiments in die Hand nehmen könnte.

Daß Lutz, der letzte seines Stammes, sich nicht vermählte, beklagte die alte Dame aus tiefster Seele, und so lange Lutz der Holzenburg keine andere Herrin gab, wies sie auch energisch alle Heiratsanträge für ihre Nichte zurück.

Elisabeth aber dachte nicht ganz so wie ihre Tante; ihr war die Welt nicht fremd geblieben, denn die kluge Äbtissin hatte es für die Ausbildung dieses geliebten Kindes nötig erachtet, sie von Zeit zu Zeit zu Anverwandten zu senden, wo sie oft länger verweilte und die feine Welt des Landes kennen lernte. Elisabeth war in den Annalen der Familiengeschichte aufgewachsen und begriff es vollkommen, daß ihre erste Pflicht der Holzenburg gehöre; aber sie sagte sich in ihrem klugen Köpfchen: „Wenn Lutz nicht heiratet, so ist die Holzenburg mein, warum sollte ich sie nicht einem anderen Stamme zubringen, warum sollte ich nicht mit meinem Gatten bei Lutz wohnen und in der Burg aushalten bis er selbst heiratet oder in Frieden seine Augen schließt, wie schon mancher ergraute Burgherr daselbst.“ Daher hatte sie ihrem Herzen keine Gewalt angethan und hatte sich heimlich mit dem edlen Ritter Georg von Sedern verlobt, der in Geduld ausharren wollte, bis Lutz über das Schicksal der Schwester entscheiden würde.

Die Kunde, daß der Bruder nach ihr gesandt habe, erfüllte sie mit hoher Freude; auch die Äbtissin entließ freudigen Herzens und mit tausend Segenswünschen ihr geliebtes Nichtchen zu ihrem wahren angestammten Berufe, vollkommen ahnungslos von dem, was in ihrem Herzen vorging.

Es ward Elisabeth nicht schwer, den Kaplan zu einem kleinen Umwege zu bewegen und ihn vom nächsten Nachtquartiere als Liebesboten zu dem Ritter von Sedern zu entsenden. Dieser kam eilend zu ihr und im Beisein des Geistlichen Herren hatten sie eine Zusammenkunft und besprachen das Nähere. Elisabeth sollte bei schicklicher Gelegenheit den Ritter bei dem Bruder einführen, der Briefwechsel beider aber sollte durch den Kaplan vermittelt werden. So trennten sich die Liebenden, das Herz voll

froher Hoffnung und Elisabeth träumte, die langen Wegstunden in ihrer Sänfte liegend nur von Glück und Seligkeit.

Während dieser Zeit hauste Lutz auf seinem Eigentume mit unbeugsamer Strenge, trieb mit eiserner Rute seine Gerechtsame ein, kassierte alle Verträge des Vogtes, erklärte sie für null und nichtig und trieb es in einer Weise, daß es einem jeden bei Nennung seines Namens kalt über den Rücken lief. Vielleicht wäre es nicht so schlimm geworden, wenn er selbst überall hätte hinreiten können; aber noch immer an seinen Wunden leidend, und bis zum Ingrimme verdrossen wegen seines steifen Beines, gab er die schärfsten Befehle, und seine Reisigen führten diese auf die härteste Weise aus. Die Zeit ward ihm lang so allein mit seinen Rüden neben dem mächtigen Kamine im großen Lehnstuhle sitzend dem Verkohlen der großen Brände zusehen zu müssen. Er gedachte des heiteren Lebens, dem er sich in Frankreich hingegeben, der mannigfachen Vergnügungen, die er dort gefunden und erinnerte sich endlich eines Spieles Karten, das er mitgebracht und das ihm die Stunden seiner Genesung gekürzt hatte. Damals waren diese eine neue Erfindung und noch nicht in aller Leute Händen; er hatte schweres Geld für dieses Spiel gezahlt; jetzt ließ er es von seinem Knappen unter den mitgebrachten Sachen heraussuchen und begann ein Spiel, das man ihn während seiner Genesung gelehrt hatte und das wir heutzutage Patience nennen. Es wurden dabei alle Karten in einer bestimmten Figur ausgelegt und dann nach bestimmten Regeln zusammengespielt.

Lutz's Untergebene empfanden es als eine hohe Wohlthat, daß ihr Herr nun eine Beschäftigung hatte, die seine Gedanken hinnahm und der barbarischen Hetze, in der er sie erhielt, wenigstens zeitweise Einhalt that. Dagegen

nahm der Poltergeist in der unheimlichen Burg immer mehr überhand, und das wilde Treiben in der Gesindestube war nicht geeignet, dem entgegenzuarbeiten. Vielen wurde es zu arg; sie forderten ihre Entlassung oder gingen heimlich davon und als der Kaplan mit Elisabeth wohlbehalten im Burghofe anlangte, waren nur ein wüster Geselle, den Lutz an die Stelle des Vogtes eingesetzt hatte und zwei Troßknechte von dem Häuflein noch übrig, das Lutz aus Frankreich mitgebracht hatte; die Frau des greisen Kastellans, Elisabeths Amme, war das einzige weibliche Wesen im Schlosse, und diese empfing ihre junge Herrin mit Thränen der Freude.

Elisabeth verlangte danach den Bruder zu begrüßen; sie hatte beschlossen sein Herz mit Sturm zu erobern, wie er auch sein möge; denn der Kaplan hatte es nicht unterlassen, sie mit Vermahnungen und Ratschlägen auf das Schlimmste vorzubereiten; ach, das arme Kind wußte noch nicht, daß in Lutz's Brust kein Herz zu finden war. An der Hand des Kaplans betrat sie die weite Halle, eilte mit freudigen Schritten auf den Bruder zu, umarmte ihn, ohne sich an dem scharfen, forschenden Blicke, mit dem er sie musterte, zu stoßen und sprach ihre Freude aus, ihn zu sehen und bei ihm bleiben zu dürfen. Dann hob sie hervor, wie umsichtig und sorgfältig der liebe fromme Vater auf der Reise gewesen und wie sehr sie ihm dafür zu Dank verpflichtet sei. Der Kaplan schielte zu Lutz hinüber, um zu sehen, welchen Eindruck diese Worte der Schwester auf ihn machten, doch er erschrack sehr, als er sah, wie sich dessen Stirn immer mehr rötete und er zuletzt die Karten auf den Tisch schleudernd voll Hohn in die Worte ausbrach:

„Hol der Henker den lieben frommen Vater! ein Schuft ist er, ein Säufer und Schlemmer und ein Diebshehler noch obendrein. Nicht unter einem Dache will ich

mit dir leben, du Hund!" schrie er, „den letzten Dienst, den du mir erweisen konntest, hast du mir geleistet, indem du diese hierhergebracht; aber damit nicht zum hundertsten Teile das Unrecht gut gemacht, das du an meinem Hab' und Gute verschuldet; jetzt pack' dich fort und daß dein Fuß meine Schwelle nicht mehr betrete!

„Mein Sohn, mein Sohn," rief der Kaplan, die Hände beschwörend gegen ihn ausstreckend, „bedenket, was Ihr thut. Gleich auf der Schwelle hat man mich damit empfangen, wie sehr das Unwesen der bösen Geister hier zugenommen hat, seitdem diesem Hause der Schutz meiner Gebete fehlt; treibt Ihr mich nun völlig aus, steht zu befürchten, daß Beelzebub selbst seine Wohnung hier aufschlagen könnte."

„Laß ihn nur kommen," lachte Lutz laut auf, „ich will schon allein mit ihm fertig werden. Hier auf meines Schwertes Spitze fordre ich ihn," dabei zog er drohend seine Klinge, „und wahrlich ich hätte nicht übel Lust, dich selbst vorher darauf zu spießen!"

Dabei machte der lahme Mann sich erhebend und über den Tisch beugend, einen plötzlichen Ausfall gegen den Kaplan, der erschrocken zurückwich. Die beiden Rüden fuhren knurrend auf und wollten sich auf ihn stürzen; er aber entwich durch die Thüre, die er eiligst hinter sich zuzog, gegen welche er noch den Anprall der wütenden Hunde und das Rasseln der nachgeschleuderten Klinge dröhnen hörte.

Halb ohnmächtig vor Schreck war Elisabeth auf den nächsten Stuhl gesunken. War das der Bruder, dessen Herz sie hatte erobern, an dessen Seite sie mit ihrem Manne hatte haushalten wollen? Ihr graute fast vor ihm. Doch die Annalen der Holzenburgschen Familiengeschichte waren voll von Zügen ungezügelter Gewaltthaten seitens der Männer und klugen Ausgleiches von seiten der Frauen. Elisabeths starkes Herz faßte sich bald; sie erhob sich und trat an den

Lehnstuhl des Bruders; da sah sie Lutz bleich und gebrochen liegen; die heftige Bewegung hatte die frisch verharschte Wunde wieder aufgerissen und er litt grausame Schmerzen. Jetzt wußte Elisabeth, was sie zu thun hatte; sie holte die fortgeschleuderte Waffe zurück und schob sie vorsichtig in die Scheide, um die Spuren dieses Auftrittes den Augen des Gesindes zu entziehen; dann rief sie nach Beistand und brachte den Leidenden zu Bette, ihn mit der Kunstfertigkeit der barmherzigen Schwestern, die sie im Kloster erlernt, verbindend und pflegend, als wäre sie eigens dafür hergerufen worden und als hätte sie den geliebtesten Bruder unter den Händen. Lutz empfand wohlthuend den Einfluß der milden Schwesterhand; Blick und Rede sänftigten sich bei ihm; er führte diese sorgsame Hand an seine Lippen, und Elisabeth fühlte mit Wonne, daß sie den Platz einzunehmen begann, der ihr von Rechtswegen zukam. Eines hatten die Holzenburgs nie versäumt: die Ehre und das Ansehen ihrer Hausfrauen hatten sie immer aufrecht erhalten; dessen versah sich auch Elisabeth von seiten ihres Bruders und das nicht mit Unrecht.

Während seines langen Krankenlagers kamen die Zügel der Verwaltung ganz natürlich in ihre Hände; es wurde ihr nicht schwer, die Entfernung des wüsten Gesellen zu erlangen, der die Stelle des Vogtes einnahm, und alles atmete erleichtert auf, als man die sanfte Hand fühlte, die jetzt das Regiment führte. Eine ihrer ersten Sorgen war es gewesen, die Amme dem Kaplan nachzusenden und ihn zu vermögen, im Dorfe zu bleiben und in der Schloßkapelle ihr täglich die Messe zu lesen. Mit ihm hätte sie ja alle Anknüpfung mit ihrem Ritter verloren und das wollte sie auf jede Weise vermeiden.

Die Burg erhielt bald ein ganz anderes Ansehen, seitdem Elisabeths lichte Gestalt durch Säle und Gänge

schritt, Küche und Keller besuchte und in jede Kammer trat. Selbst die Spukgeister hatten vor ihr weichen müssen, und Ruhe und Friede waren wieder eingekehrt.

Endlich konnte Lutz sein Zimmer verlassen und Elisabeth dachte mit Freuden daran, daß nun bald der Augenblick kommen würde, wo sich die Thore der Holzenburg wieder den Nachbarn öffnen und sie Georg von Sedern auch würde einführen können, als ein Ereignis eintrat von scheinbar ganz unbedeutender Natur, das aber alle ihre Pläne umwerfen sollte. Sie saß, ihre Spindel drehend, dem Bruder gegenüber vor dem großen Kamine; Lutz hatte zum erstenmale wieder nach den Karten gegriffen; ihre Gedanken beschäftigten sich gerade mit fröhlichen Zukunftsbildern, als Lutz das Schweigen durch die Frage unterbrach, ob sie auch Spielkarten besitze?

Sie verneinte erstaunt.

„Dann begreife ich aber nicht," erwiderte er, „ich habe die ganze Figur ausgelegt und es ist mir eine Karte übrig geblieben, wo kommt denn die her?"

„Vielleicht ist eine Reihe etwas verschoben," meinte Elisabeth, „zähle einmal nach, ob du wirklich mehr als die richtige Zahl der Karten hast."

Lutz zählte die Karten nach; die Zahl war richtig; er legte sie noch einmal aus; sonderbar, wieder blieb ihm eine Karte übrig.

„Lege sie beiseite," rief Elisabeth, „und spiele weiter, dann wird es sich schon finden, wo sie fehlt."

Lutz folgte dem Rate und spielte weiter; plötzlich stieß er einen Ruf des Unwillens aus und deutete starren Blickes mit dem Finger auf eine Karte hin. Elisabeth trat an den Tisch und blickte auf die Karte, die er bezeichnete. Ein Schauer durchrieselte ihre Glieder; an Stelle eines gewöhnlichen Kartenbildes erblickte sie ein scheußliches Antlitz

mit einem gleichsam darauf erstarrten hämischen Lachen von so einschneidender Wirkung, daß man davor zurückbebte, es fest ins Auge zu fassen, und doch den Blick nicht davon abwenden konnte. „Kommst du?“ zischte Lutz zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „kommst du so? Ha, ha! ritterlich war meine Forderung, als Kavalier glaubte ich dich erscheinen zu sehen und nun kommst du im pergamentenen Rocke ein elender Kartenheld? Geh' heim in dein Element, schnöder Kämpe; du machst mir den Sieg nicht schwer.“ Und mit spitzen Fingern die Karte fassend, schleuderte er sie in das lodernde Kaminfeuer, das laut knisternd aufflammte.

Mit wildem, triumphierenden Lachen riß Lutz seine Karten an sich, mischte sie mit zuckenden Fingern und legte sie wieder aus, während Elisabeth still ein Kreuz schlug und mit bleichen Lippen ins Feuer schaute. Ein lauter Fluch von Lutz, der donnernd mit der Faust auf den Tisch schlug, schreckte sie aus ihren Gedanken auf; die Kartenfigur lag vollendet auf dem Tische und doch hielt Lutz wieder eine Karte zuviel in der Hand. Mit noch mehr Grauen als zuvor gewahrte Elisabeth dasselbe scheußliche Bild mitten unter den ausgelegten Karten. Immer schnell zur That bereit, griff sie danach, um es aus den Augen des Bruders zu entfernen, dessen Erregung ihr nicht minder grausig war als der Anblick des Bildes; doch in der Hast hatte sie sich vergriffen; sie hielt die Treff-Acht in der Hand, das Bild aber lag daneben. Hastig legte sie die Karte hin und griff nach dem Bilde; doch wieder hatte sie fehlgegriffen und nach mehreren Wiederholungen erkannte sie, daß unter ihrer Hand das Bild entwich und sich auf der nächsten Karte festsetzte. Leichenblaß sank sie mit krampfhaft gefalteten Händen auf ihren Stuhl zurück. Was war das? Was sollte daraus

werden? Ein solcher Fall hatte sich in der Familiengeschichte noch nicht ereignet.

„Bist du zurückgesprungen, du Höllenhund?“ schnob Lutz in blinder Wut; „es war ja auch Thorheit, dir die Freiheit zu geben; jetzt liege mir still und laß dir nicht einfallen, mich wieder zu foppen!“

Mit diesen Worten warf er das Bild auf den Boden und setzte seinen Fuß darauf. Er legte danach die übrig gebliebene Karte an die leere Stelle und spielte das Spiel zu Ende.

„Haha!“ lachte Lutz, „jetzt habe ich ihn fest; er kann nicht mehr mucken!“ und mischte wieder die Karten. Doch nach dem Auslegen blieb ihm abermals eine Karte übrig. Verdutzt hob er den Fuß und schaute nach dem Bilde; nur etwas Asche lag unter seinem Absatz, vom Tische aber schaute ihm hohnvoll das scheußliche Gesicht entgegen; Lutz aber stiegen die Haare zu Berge.

Nun entspann sich ein heißes Ringen zwischen ihm und diesem Bilde; alle Arten der Zerstörung, die er ersinnen konnte, wandte er an; auf jede Weise ließ er seinen Zorn an ihm aus; es half nichts, eine Karte blieb ihm in der Hand zurück, so oft er das Spiel auslegte, und das verhaßte Gesicht erschien immer wieder auf dem Tische. Es war ihm ein geringer Trost, daß, wenn Elisabeth die Karten auslegte, alles in Ordnung blieb; es machte ihn rasend, daß der Spuk nur an seiner Person klebte. Er hatte das Bild einst seinem Knappen gegeben, um es im Burgverließe an die Wand zu nageln; der Knappe hatte es aus seiner Hand genommen, ihm dasselbe aber sogleich mit den Worten zurückgegeben: „Dieses ist eine Karte, das Bild liegt dort auf dem Tische.“

Und dabei war es geblieben; die Sage aber verbreitete sich: „der Ritter ist vom bösen Geiste besessen.“

Vergebens beschwor ihn die Schwester, die Karten alle ins Feuer zu werfen und das Spielen ganz zu lassen; es war bei ihm schon zur Manie geworden; er that den ganzen Tag nichts, als mit den Karten zu kramen und versank darüber in vollständigen Tiefsinn.

Die trostlose Elisabeth zermarterte ihre Seele, um ein Mittel zu finden, den unglücklichen Bruder von diesem Banne zu lösen. Es nützte nichts, daß sie die Karten heimlich mit Weihwasser besprengte, daß sie sie in der Tasche trug, wenn sie zur Beichte ging, daß sie sie mit ihrem Rosenkranze umwunden Nächte hindurch auf ihrem Betpulte liegen ließ und unzählige Gebete darüber sprach. Sobald Lutz die Karten in die Hand nahm, war der Spuk wieder da.

In tiefer Betrübnis ging Elisabeth einher und besorgte ihre häuslichen Arbeiten ohne Freudigkeit; da traf es sich einst, als sie in dem Arbeitstische der verstorbenen Mutter kramte, daß ihr eine Anzahl fein gemalter Pergamentblättchen in die Hände fielen, welche Scenen aus der Passion des Herrn darstellten. Es fiel ihr auf, daß sie gerade die Größe und Form der Kartenblätter hatten, die ihr soviel Leid gebracht, und ein Gedanke zuckte durch ihren Sinn, der ihr einen Strahl von Hoffnung gab. Sie steckte die Blätter zu sich, und am Abend, als sie wieder mit der Spindel neben ihrem Bruder saß, vertauschte sie heimlich eine Karte gegen eines ihrer Bilder. Lutz legte die Karten aus, ohne das eingeschobene Bild zu bemerken; er hatte nur noch Augen und Sinn für das verhaßte Gesicht und achtete nur auf die letzte Karte, die ihm in der Hand blieb. An das Spiel selbst dachte er schon lange nicht mehr, und Elisabeth konnte ungehindert fortfahren, und Karte um Karte mit ihren Bildern vertauschen. Mit Freuden nahm sie wahr, daß nie eines derselben als letzte Karte in des

Bruders Hand zurückblieb; doch war ihre Sorge groß, wie sie sich genug davon verschaffen könnte, um mit Erfolg den Kampf gegen diese Macht der Finsternis fortzusetzen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Ritter von Sedern ihr hülfreich die Hand bieten mußte. Sie entsandte den Kaplan zu ihm und ließ ihn, in Mönchsgewand gehüllt, so daß niemand ihn erkennen konnte, in die Burgkapelle kommen, erzählte ihm alles und gelobte, ihm ihre Hand zu reichen, sobald es ihr gelungen sei, durch seine und der heiligen Jungfrau Hülfe den Bruder von seinem Banne zu lösen. Der Ritter gelobte seiner angebeteten Dame, nicht zu ruhen, bis er ihr die fehlenden Bilderkärtchen geschafft, erhielt ein Bild zum Muster und entfernte sich wieder. Elisabeth aber kehrte voll froher Hoffnung an ihr schweres Wächteramt zurück.

In der damaligen Zeit war ein solcher Auftrag, wie ihn der Ritter von Sedern erhalten, nicht leicht auszuführen; er ritt von einem Kloster zum anderen, doch dauerte es lange, bis er die Männer erkundete, die eine solche Arbeit zu übernehmen willig waren, und als er sie gefunden, ging es nur langsam vorwärts. Die Mönche arbeiteten bedächtig und sorgsam; Eile war ihnen unbekannt. Ab und zu brachte der Ritter unter seiner Mönchskutte verborgen das eine und andere Bildchen der harrenden Elisabeth; doch mit schwerer Sorge sah sie, wie Gestalt und Gesicht ihres Bruders verfiel, wie sein Haar und sein lang gewordener Bart ergrauten, und die Sorge ward in ihr wach, ob er auch das Ende des Kampfes erleben würde. Sie ließ kein Mittel unversucht, die furchtbare Erregung, die in ihm tobte, zu sänftigen; sie setzte sich zu ihm mit ihrer Laute, spielte und sang sanfte Weisen, bis er beschwichtigt in Schlaf versank. Dann räumte sie ihm die Karten aus den Augen, stellte kräftige Speisen und alten

Wein vor ihn hin und freute sich, wenn er nach dem Erwachen ihnen zusprach. Doch immer wieder schob er bald alles beiseite und forderte die Karten zurück. So suchte sie mit tausend Sorgen seine Kräfte zu erhalten, bis endlich der heiß ersehnte Tag erschien, an welchem sie die letzte Karte vertauschen konnte.

Mit hochklopfendem Herzen stand sie neben dem Bruder und sah dem Auslegen zu. Mit bebenden Händen legte er die Kärtchen nieder, ohne gewahr zu werden, daß es keine Spielkarten mehr waren, immer schneller und schneller sie auf den Tisch werfend, je näher er dem Ende kam. Doch Elisabeth erstaunte: als wären sie mit Fleiß geordnet worden, entwickelte sich vor ihren Augen das ganze Erdenleben des Herrn in diesen Bildern von der Krippe an bis zu seiner Himmelfahrt; dieses war das letzte Bild und damit hatte Lutz auch die letzte Karte hingelegt; seine Hand war leer.

Mit einem Seufzer der Erlösung, der einem Stöhnen glich, stützte Lutz die Arme auf den Tisch und das Haupt in die Hände; dann schaute er lange, lange auf die vor ihm ausgebreiteten Bilder hin. Elisabeth stand daneben; reichlich flossen ihre Thränen auf ihre gefalteten Hände herab. Lutz regte sich noch immer nicht, doch ein leises Zucken bewegte seine Gestalt. Elisabeth beugte sich vor, ihm in das Gesicht zu sehen; da sah sie, daß er weinte, weinte wie ein Kind.

„Mein Bruder!“ rief sie und umschlang ihn, vielleicht zum erstenmale mit dem Gefühle wahrer schwesterlicher Zärtlichkeit.

Er umfaßte sie mit einem Arme, und auf die Bilder deutend, sagte er langsam und tiefbewegt:

„Er hat überwunden: ihn —“ und an seine Brust schlagend rief er: „mich! Gelobet sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit Amen!“ sprach Elisabeth, an seinem Stuhle niederknieend.

Der Bann war von Lutz genommen, er selbst ein anderer Mann geworden; doch in der Holzenburg vermochte er nicht zu bleiben. Am Tage nach Elisabeths Hochzeit verließen sie miteinander die Burg auf immer und bezogen den Wohnsitz des Ritters von Sedern. Seitdem stand die Holzenburg verödet; die Grundstücke wurden verkauft und nach und nach verfielen die Gebäude in Trümmer.

* * *

Frida schwieg und Hubert meinte lächelnd: „Das war so recht eine Geschichte für Frida; bei ihr müssen alle ein gutes Ende haben, sonst gefallen sie ihr nicht.“

„Nun ja,“ rief Frida, „mir scheint eine Geschichte, die mit dem Unglück der Menschen aufhört, nicht beendet zu sein. Wenn ich eine Reise machen will und ein Rad meines Wagens bleibt im Sumpfe stecken, so ist das ein Unglück; aber damit habe ich mein Reiseziel noch nicht erreicht.“

„Das freilich nicht,“ entgegnete Hubert, „aber leicht kann es sein, daß damit alles Erzählenswerte gesagt ist und das übrige der ermüdenden Alltäglichkeit verfällt.“

„Ich glaube an keine Alltäglichkeit,“ rief Johanna mit Wärme. „Das Leben ist in allen seinen Erscheinungsformen groß, reich und des Nachdenkens wert.“

„Ihr Leben gewiß,“ sagte Hubert, sich zu ihr wendend, „das steht notwendig über dem Niveau des Gewöhnlichen; ich könnte Sie um die Berechtigung beneiden, andere, als die einmal eingetretenen Pfade zu gehen!“

„Sie vergessen,“ erwiderte Johanna lächelnd, „daß meine Berechtigungen sich in sehr engen Grenzen bewegen.“

„Ha, diese engen Grenzen!“ rief Hubert mit Feuer.

„Das ist es ja eben. In unverrückbaren Grenzen sich eine Welt erschaffen mit seines eigenen Geistes Kraft, welche Götterlust!"

„Erzähle uns eine solche Geschichte," bat Frida, die sich zu Johannas Füßen gelagert und den Kopf auf deren Kniee gestützt hatte. Ich habe soviel gesprochen, ich bin müde und möchte zuhören."

„Ich hab's verlernt, Geschichten zu erzählen," sagte Hubert, sich unmutig in das Moos zurücklegend.

„O bitte, erzählen Sie eine solche Geschichte," bat nun auch Johanna, „vielleicht lerne ich daraus etwas, das ich noch nicht verstehe."

Hubert ließ sich lange bitten, endlich sagte er: „Nein, eine solche Geschichte kann ich nicht erzählen, das ist zu ernst, um in eine Erzählung eingekleidet zu werden; das will erlebt sein; aber eine Geschichte aus der Alltagswelt will ich erzählen, oder vielmehr ein Märchen."

Er hatte sich aufgerichtet; sein schönes Gesicht glühte; er fuhr sich wiederholt mit der Hand durch das Haar; dann begann er:

„Es war einmal ein Jüngling, dem hatte man gesagt, alle Rätsel des Lebens könne derjenige lösen, der den Schlüssel der Wahrheit besäße. „Wo finde ich ihn?" fragte er voller Verlangen.

„Die Wahrheit wohnt auf einem hohen Berge in einem kristallenen Schlosse; an seinen Thoren mußt du anklopfen und um den Schlüssel bitten," so lautete die Antwort. Man zeigte ihm in der Ferne den Berg und wies ihm den Weg. Der Jüngling säumte nicht und begann zu wandern.

Eine breite Straße führte bis zum Gipfel des Berges; die Leute, denen er begegnete, befragte er darum, ob er

auch recht gehe; sie ermunterten ihn freudig und sagten: „Gehe nur weiter, du wirst ihn sicher erreichen."

An beiden Seiten des Weges sah er üppige, blühende Wiesen; auf diesen tummelten sich fröhliche Menschen zwischen dem weidenden Vieh und aßen Gras wie dieses. „Komm' zu uns!" riefen sie ihm zu, „du glaubst nicht, wie wohlschmeckend die Wiesenblumen sind!" Er aber erwiderte: „Vorher will ich mir den Schlüssel der Wahrheit holen, dann will ich mich noch besser vergnügen als ihr," und schritt ruhig weiter.

Danach kam er in einen tiefen, dunklen Wald und stieg immer höher und höher; endlich erblickte er das kristallene Schloß; es schien ganz durchsichtig zu sein und doch konnte man nichts erkennen, was darinnen war. „Welch' uneinnehmbare Burg!" dachte der Jüngling und klopfte an das Thor.

„Eine Pförtnerin that ihm auf und fragte nach seinem Begehr. Er sagte, er sei gekommen, um sich den Schlüssel der Wahrheit zu erbitten. Freundlich hieß ihn die Pförtnerin eintreten und im Vorhofe warten, während sie in das Haus ging, den Schlüssel zu holen. Sie kehrte bald mit einem ledernen Beutel in der Hand zurück.

„In diesem Beutel," sprach sie, „findest du schöne, große Nüsse; jede von ihnen enthält einen süßen Kern; aber in einer derselben ist der Schlüssel der Wahrheit verborgen; suche ihn, dann wirst du ihn finden."

Hocherfreut dankte der Jüngling der Pförtnerin, nahm den Beutel in Empfang und verabschiedete sich von ihr. Er nahm sich nicht die Zeit, erst nach Hause zu gehen, trat in den Wald, entfernte sich von der Landstraße, und da er bemerkte, daß auch im Walde viele Menschen waren, setzte er sich abseits bei einem großen Steine nieder, nahm einen Kiesel in die Hand und begann, die Nüsse aufzu-

klopfen; aber er fand keine süßen Kerne darin, nur etwas Staub und Schimmel.

„Die Pförtnerin hat mir schlechte Nüsse in den Beutel geschüttet," dachte er bei sich, „aber in Einer muß ja doch der Schlüssel der Wahrheit verborgen sein; ich will die Nüsse alle öffnen, der Beutel ist nicht groß; ich muß bald fertig sein."

Allein, so oft er in den Beutel griff, konnte er nicht den Grund erreichen. Da ward er plötzlich gewahr, daß er schon sehr lange arbeite; er blickte auf seine Brust nieder, sah, wie ihm Bart und Haar in langen weißen Locken über dieselbe niederwallten und erkannte, daß er ein steinalter Mann geworden und sein Leben damit hingebracht hatte, vergeblich den Schlüssel der Wahrheit zu suchen. Er blickte um sich und gewahrte, daß alle die Menschen, die er im Walde gesehen, dasselbe thaten. Sie alle hatten den Schlüssel der Wahrheit gesucht und gleich ihm ihr Leben damit zugebracht, taube Nüsse zu knacken. Da entsank der Kiesel seiner Hand und er fühlte sein Herz brechen. — —"

Hubert war bei den letzten Worten aufgesprungen; er machte eine Bewegung, als ob er etwas in die Schlucht hinabschleudere, stülpte den Hut über den Kopf und stürmte in den Wald hinein.

Die beiden Mädchen sahen ihm erschrocken nach, dann etwas verwirrt einander in die Augen; es war ihnen nicht mehr ganz heimlich zu Mute.

„Er kommt nicht wieder," sagte Frida beklommen, „komm', ich kenne einen Fußsteg, der uns ganz gerade zum Gartenpförtchen führt."

Sie nahm ihr Körbchen und ging voran; doch ihre Heiterkeit fand sich erst dann wieder ein, als sie daheim den Eltern gegenüber saßen und von ihrem Spaziergange berichteten.

12. Kapitel.

Der Besuch im Jagdschlößchen.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, an dem der Dr. Wolter, von Auguste, Bertha und Leo begleitet, bei dem Jagdschlößchen vorfuhr. Er hatte gern die freundliche Einladung angenommen; es verlangte ihn, Ritters persönlich für die freundliche Aufnahme, die Johanna bei ihnen gefunden, zu danken, und es war ihm lieb, einen Blick auf die Umgebung zu werfen, in der sich sein an äußerer Freude so armes Kind glücklich gefühlt hatte.

Johanna freute sich, ihren Vater mit der ihr so lieb gewordenen Familie bekannt zu machen, die derselbe früher wiederholt getroffen, ohne daß sie in nähere Beziehungen zu einander getreten wären. Jetzt begegneten sie sich in sympatischster Weise. Wahren Genuß fand er im Gespräche mit der liebenswürdigen, feingebildeten Oberförsterin, während sich die geraden aufrichtigen Naturen der beiden Männer in herzlichster Weise begegneten. Bald aber nahm Johanna den Vater für sich in Anspruch; sie hing sich an seinen Arm, um ihm ihre Lieblingsplätze zu zeigen und dabei die langentbehrte Freude eines ungestörten Gespräches mit ihm zu genießen.

Während dieser Zeit schwärmte Auguste im Hause umher. Sie war schnell mit allem bekannt geworden; jetzt geriet sie förmlich in Entzücken über das eigenartige Haus aus dem vorigen Jahrhundert, besonders die Doppeltreppe mit der altanartigen Ausbucht im oberen Stocke rief ihre ganze Bewunderung hervor. Sie sah im Geiste die feinen Damen und eleganten Herren aus alter Zeit im Kostüme des vorigen Jahrhunderts diese Stufen herabkommen, und eine unbezwingliche Lust ergriff sie, derartiges in Scene

zu setzen. In Fridas Zimmer löste sie ihr Haar auf, kniete nieder und verlangte, Bertha solle es ganz in die Höhe kämmen.

„So, nun rolle es nach rückwärts auf, von der Spitze an bis an den Scheitel, und nun stecke die Rolle oben auf dem Kopfe fest, so; die Locken, die von beiden Seiten hinter dem Ohre herunterfallen müssen, kann ich mir selbst machen. Was stecke ich nur gleich in das Haar? Ach, da ist ein allerliebster ausgestopfter Dompfaffe, der kommt auf die eine Seite der Haarrolle und diese weiße und diese hochrote Rose auf die andere Seite."

Jetzt ging sie an Fridas Kleiderschrank, wählte zwei hellfarbige Mousselinröcke heraus und drapierte sie sehr geschickt zu einem Reifrock. Dann öffnete sie die obersten Knöpfe ihres Kleides am Halse, schlug die Ecken nach innen, steckte breite Spitzen darum fest, desgleichen um die Ärmel, die sie bis zu den Ellenbogen aufgestreift, und stand nun da, das lebendige Bild einer reizenden, etwas phantastisch gekleideten jungen Dame aus dem vorigen Jahrhundert, der nur Puder und Schönheitspflästerchen fehlten. Mit kleinen Schritten spazierte sie auf den Fußspitzen umher, hüstelte und sprach affektiert, so daß sie alle zum Lachen brachte.

Endlich bewog sie Hubert, sich ein Jabot anzulegen, die Rockschöße mit Stecknadeln zurückstecken zu lassen, hohe Stiefel anzuziehen, des Vaters langen Hirschfänger umzuschnallen, Leos Hut, den sie zu einem dreieckigen Chapeau umgewandelt und mit Federn versehen, aufzusetzen und so auf der einen Seite der Treppe herunterzukommen, während sie auf der anderen herabstieg. Unten trafen sie zusammen und begrüßten sich mit vielen Förmlichkeiten, dann reichte er ihr die Hand und sie ließ sich, sehr geziert einherschreitend, von ihm zur Gartenthüre führen. Sie war voll Jubel und Munterkeit und auch Hubert hatte seinen guten Tag.

„Aber es ist langweilig, ganz allein Komödie zu spielen," rief sie nach einiger Zeit, „wir müssen etwas ausdenken, wobei ihr alle mitspielt; bei solchen Mitteln wäre es eine Sünde, nichts zu unternehmen. Ich habe auf dem Bodenraume bunte Lampen gesehen, wir wollen das Treppenhaus illuminieren und irgend etwas aufführen."

Die jungen Mädchen waren gern dazu bereit, Augustens Munterkeit hatte etwas ansteckendes; doch Leo erklärte, er wäre erst dann zu haben, wenn er Rehe gesehen hätte. Gleich nach dem Essen würden Hubert und er in den Wald gehen, wenn sie zurückkämen wären sie bereit, jede Rolle zu übernehmen, die man ihnen zuweisen würde, nur dürfe man ihnen nicht zumuten, etwas auswendig zu lernen. Diese Bedingungen wurden ihnen gern zugestanden, und Auguste ward die Seele der kleinen Unternehmung. Sie schlug vor, den Handschuh vorzustellen; Leo sollte König Franz, Frida die Königin sein, Hubert aber müsse den Ritter Delorges vorstellen, sie selbst wolle Kunigunde sein, Bertha müsse als Edelfräulein erscheinen, und damit es auf der Estrade nicht zu leer aussähe, müßten auch beide Jägerburschen kostümiert werden.

Johanna meinte, Hubert passe besser dazu, den König darzustellen, aber Auguste erwiderte, daß sie sich von Leo nicht den Handschuh in das Gesicht werfen ließe; sie wüßte schon im voraus, er würde es sicher auf eine so grobe Art machen, daß es ihr weh thun würde, wogegen Hubert es so fein zu wenden wüßte, daß es wie eine Galanterie aussehen müsse. Die Schwestern waren durchaus nicht sicher, ob Auguste in Bezug auf Leo im Irrtume sei und machten weiter keine Einwendungen und gingen vereint recht eifrig an die Vorbereitungen für den Abend.

Ein Purpurmantel wurde aus einer alten Gardine hergestellt und mit einem Hermelinkragen aus weißer Watte

mit Schwänzchen aus schwarzen Wollfäden versehen. Die Kronen aus Goldpapier machten wenig Mühe, und an einem weißen Handschuhe wurde der Finger, mit dem Leo winken sollte, durch Draht und Wolle bedeutend verlängert. Dann wurden die Lampen verteilt und hohe Blumenstöcke an die Rampen gestellt, über die Frida alle Teppiche, die sie auffinden konnte, gebreitet hatte. Besenstiele wie Haubenköpfe wurden an Stühle gebunden, mit Hüten und Tüchern umkleidet, hochschulterige Mantelträger dazwischen gestellt und nach Kräften kostümiert. Diese sollten den Hintergrund bilden und die Volksmenge darstellen.

Der Abend kam, die Lampen wurden angezündet und eine schön geschriebene Einladung beschied die Zuschauer in den erleuchteten Raum. Diese waren wahrhaft überrascht von dem schönen Bilde, das sich ihren Augen bot, und nahmen erwartungsvoll ihre Plätze ein.

Der sehr jugendliche König suchte durch bewußte Würde den Mangel an Jahren zu ersetzen, nur wußte er seiner schönen Königin gegenüber nicht recht Stellung zu nehmen, der er sich verpflichtet fühlte, mehr Artigkeiten zu erweisen, als es gewöhnlich auf dem Throne zu geschehen pflegt. Fräulein Kunigunde saß da, umwogt von einer Fülle natürlicher Locken, ihr schönes braunes Haar nur durch Perlenschnüre und Blumen gefesselt. Ihr zur Seite saß das Edelfräulein, ganz weiß gekleidet, mit breitem Spitzenkragen und einem schwarzen Sammethütchen mit wallender weißer Feder; sie bildete einen scharfen Kontrast zu Kunigunde. Aber wie schön war Ritter Delorges! Wahrlich, Kunigundens Herz mußte gepanzert sein, um dem Werben dieses Adonis zu widerstehen.

Des Oberförsters Blick fiel jetzt auf die beiden Jägerburschen; er zog die Brauen zusammen, denn er liebte es nicht, daß die Bediensteten mit in die Familienscherze

hineingezogen wurden. Doch eine förmliche Unruhe stieg in ihm auf, als er Johanna, die, ganz in eine schwarze Spitzenmantille gehüllt, einem Ritter der heiligen Fehme glich, den Handschuh deklamieren hörte. Erstaunt, ja entrüstet blickte er zu Hubert hinauf, gedachte dieser im Beisein der beiden Jägerburschen Augusten den Handschuh ins Gesicht zu werfen?

„Das kommt vom Philosophieren," brummte er in sich hinein, „darüber verlieren die Leute allen Takt."

Hubert hatte den Blick des Vaters sehr wohl verstanden, ihm selbst waren diese Bedenken aufgestiegen; erst nur im letzten Augenblick mit Leo zurückgekehrt, hatte er das für ihn bestimmte Kostüm angelegt, ohne zu fragen, was er vorstellen solle, und hatte den Zusammenhang erst begriffen, als es zu spät war, Einsprache zu thun. Daß er den Handschuh nicht werfen dürfe, stand in ihm fest, doch war ihm der Ausweg noch nicht klar.

Der Raum unter dem Altan war durch spanische Wände geschlossen worden und sollte sich auf den Wink des Königs aufthun. Dieser aber überhörte sein Stichwort, denn trotz aller zur Schau getragenen Würde befand er sich in einem stillen Kampfe mit seiner Königin, deren Hand er durchaus auf dem Throne festhalten wollte, als wenn er sie zum Tanze führte. Endlich gab diese nach, denn Johanna wiederholte schon zum dritten Male mit wachsendem Nachdruck: „Und wie er winkt mit dem Finger." Nun zögerte Leo nicht länger und gab mit seinem langen Finger einen deutlichen Wink. Da teilten sich die spanischen Wände und Pluto, der schöne semmelfarbene Jagdhund des Oberförsters, mit einem Pelzkragen als Mähne versehen, trat langsam und verdrossen wegen der Verkleidung in die Arena zwischen den beiden Treppen und legte sich nieder. Auf den zweiten Wink des Königs trat schwanz-

wedelnd ein zweiter Jagdhund herein, dem man mit Kalkwasser helle Streifen über sein dunkles Fell gemalt hatte, um ihn als Tiger kenntlich zu machen; auch dieser legte sich auf des Jägers leisen Befehl geduldig nieder. Dann aber erschienen die Leoparden, denen man, in Ermangelung des weißen Felles mit dunklen Flecken, weiße Flecken auf das dunkle Fell gemalt hatte, die in der Form von Vergißmeinnicht ihren ganzen Körper bedeckten. Es waren junge Hunde, die dem Zurufe des Jägers nicht folgten und schnobernd umherliefen, bis sie einige Knochen fanden, die der Jäger vorsorglich zu diesem Zwecke hingeworfen hatte. Nun fehlte es natürlich selbst an dem nötigen Knurren nicht, und auch der Tiger riß einen Knochen an sich, während der Löwe, über den Pelzkragen murrend, sich nicht rührte.

Der Oberförster fand, daß seine Hunde vortrefflich spielten, erheiterte sich sehr, lachte und applaudierte. Jetzt kam der Moment, wo der Handschuh hinabgeworfen werden mußte. Auguste erhob sich, trat selbstsprechend auf, zog den Handschuh mit etwas theatralischer Geberde von der Hand und warf ihn hin. Nun erhob sich Hubert; der Vater sah ihn gespannt an; er aber neigte sich etwas über die Rampe: „Pluto apport!“ rief er hinab, und der gehorsame Löwe erhob sich, nahm den Handschuh und trug ihn die Treppe hinauf, erst zu Hubert, dann auf dessen Befehl zu Auguste, die ihm indigniert den Handschuh abnahm und Hubert zurief:

„Den Dank, Ritter, verdienet Ihr nicht!“

Doch so lauter Applaus und so allgemeines Lachen lohnte den Einfall, daß sie ihren Ärger verbergen mußte; Leo aber vergaß Würde und Königin, um Pluto mit Liebkosungen zu überhäufen. Der Pelzkragen wurde ihm abgenommen, und nun zeigte er sich äußerst zugänglich

für alle Liebkosungen, mit denen der plötzlich aufgetauchte Held des Abends reichlich von allen Seiten bedacht wurde.

Nach dem Abendessen musizierten Vater und Sohn zusammen; sie begannen mit einer Sonate von Beethoven; dann variierten sie Volkslieder und ergingen sich in Reminiscenzen aus verschiedenen Opern; es war ein Vergnügen, ihnen zuzuhören und Auguste setzte sich unter dem Vorwande, ungestört der Musik folgen zu wollen, in den dunklen Erker. — Mit Erstaunen bemerkte die Oberförsterin, daß sie sich wiederholt die Augen trocknete. Sollte sie so empfänglich für die Eindrücke der Musik sein? Das hatte sie ihr nicht zugetraut. Was hätte sie wohl gesagt, wenn sie gewußt hätte, daß Kunigunde weinte, weil Ritter Delorges ihr den Handschuh nicht ins Gesicht geworfen?

Am nächsten Morgen begann für Frida und Johanna das Trennungsweh. Wie immer bei jungen Mädchen hatten sie sich gerade am letzten Tage noch so viel zu sagen. Johanna saß auf dem Boden und packte ihren Koffer; Frida nicht weit von ihr und half ihr die Kleider zusammenlegen; dabei ruhten ihre Hände jeden Augenblick und sie vertieften sich wieder ins Gespräch.

Leo und Bertha hatten erklärt, sie wollten das Land auskosten; sie besuchten Ökonomiegebäude und Viehställe, wanderten durchs Dorf und in den Wald, und Leos Entschluß, Forstmann zu werden, befestigte sich dabei immer mehr.

Auguste blieb im Garten zurück mit der Überzeugung, jetzt würde Delorges ihr gewiß Gesellschaft leisten; aber Hubert hatte seinen düsteren Tag und nachdem er ihr auf verschiedenen Wegen ausgewichen war, hörte sie zu ihrem Ärger sein Klavierspiel vom Hause her erklingen. Was sollte sie nun thun? „Ich bin nicht für das Landleben geschaffen," — sagte sie zu sich selbst und wünschte sehn-

lichst, der Vater, der mit dem Oberförster ausgefahren war, käme bald zurück. Endlich ging sie in den Obstgarten und suchte die Spätlinge der Kirschen auf, die noch hie und da an den Bäumen hingen; so verging ihr die Zeit, bis die Mittagsglocke alle zusammenrief.

Die Abschiedsstunde nahte; der Wagen stand schon vor der Thüre, als Bertha die Oberförsterin noch um die Erlaubnis bat, einige Rosen für die Mutter im Garten schneiden zu dürfen, was ihr freundlich gewährt wurde. Sie hatte bald einen kleinen Strauß zusammen und umband ihn eben mit einem Baststreifen, als Hubert mit drei herrlichen Rosen in der Hand zu ihr trat.

„Dieser Strauß," sagte er, „ist für Ihre Mutter; aber wollen Sie nicht diese Rosen für sich behalten?"

Erstaunt blickte sie auf; da begegnete sie einem Blicke, der sie vom Scheitel bis zur Sohle durchzuckte; sie nahm dankend die Rosen und eilte dem Hause zu; der Vater saß schon im Wagen; nach einem hastigen Abschiede nahm auch sie ihren Platz ein.

„Wie bleich du bist," sagte Johanna nach einer Weile zu ihr, als das Abschiedwinken vorüber war.

„Das kommt davon, daß sie sich zu sehr ermüdet hat," erwiderte Leo, sich auf dem Kutscherbocke umwendend, „wir sind heute am Vormittage tüchtig umhergestreift und dann ist ja hier eine Luft zum Umwerfen schön; das greift an!"

Der Vater heftete einen forschenden Blick auf Bertha; sie war nicht kräftig und ihr rasches Wachstum in den letzten Jahren hatte ihn besorgt gemacht; bleich war sie nicht mehr; unter des Vaters Blicke war sie errötet wie schuldbewußt.

Im Leben der jungen Mädchen ist es oft ein Moment, der sie vom Kinde zur Jungfrau reifen läßt. In der Entwickelung des Mannes finden wir keine ähnlichen Er-

scheinungen; wohl giebt es auch bei diesem entscheidende Augenblicke, doch erinnern sie immer an den Scheideweg des Herkules. Das ewig Weibliche kommt über das Mädchen gleich einer Offenbarung; sie hat dafür kein bewußtes Erkennen, nur ein unbewußtes Erfassen, doch überspringt sie damit Jahre der Entwickelung, nicht zu ihrem eigenen Gewinne, wenn diese Offenbarung zu früh kommt. An allen drei Schwestern war der Besuch im Jagdschlößchen nicht spurlos vorüber gegangen, doch war es Bertha, welche die tiefste Umwandlung hier erfahren hatte, ohne daß Jemand es ahnte.

13. Kapitel.

Winterfreuden und -Leiden.

Johanna fand bei ihrer Heimkehr, daß des Vaters Sorgfalt liebevoll ihre stillen Wünsche erraten und ihnen entgegengekommen war; er hatte ihr ein bisher unbenutztes Zimmer neben der guten Stube einrichten lassen und seine Freude daran gehabt, es recht nett und behaglich werden zu sehen.

Ein eigenes Zimmer zu haben, ist ja immer ein besonders heißer Wunsch des erwachsenen Mädchens, und so war auch Johanna freudig überrascht, als sie in dieses trauliche Gemach eingeführt wurde. Ach ja, es war doch schön, wieder daheim zu sein und Eltern und Geschwister um sich zu haben! Die Kleinen drängten sich heran; sie nahm Änncheu auf den Schoß, die Zwillingsbrüderchen lehnten auf beiden Seiten an ihrer Schulter und alle zusammen fragten und baten: „Erzähle, wie es war auf dem Lande. Was hast du gesehen? Ist es schön im Jagd-

schlößchen?" Für diese alle war sie nun einmal nichts weiter als die Johanna; keiner von ihnen sah sie verwundert an, daß sie so aussah; es fiel ihnen gar nicht ein, daß sie anders aussehen könnte, und da ist man „daheim," wo man genommen wird, wie man ist, ohne daß einer fragt: „Warum bist du so?"

Als sie am Abend allein in ihrem Zimmer am Fenster stand und in den mondbeschienenen Garten hinabsah, das Herz voll Freude der Heimkehr, da gedachte sie der Worte, welche die Oberförsterin ihr über ihre häuslichen Pflichten gesagt hatte, und sie beschloß, sich von nun an in ganz anderer Weise an allen Vorkommnissen im Hause zu beteiligen, an allen Hausarbeiten teilzunehmen und nicht mehr nur ihren eigenen Interessen zu leben. Sie gedachte an das, was ihr einst Bertha über das Liebhaben gesagt hatte, und erinnerte sich mit Beschämung ihrer eigenen Antwort; sie fühlte, daß mit ihr eine große Veränderung vorgegangen war, und gedachte voll inniger Liebe und Dankbarkeit derer, die sie verlassen hatte und die ihr so teuer geworden waren. Sie wollte auch so leben wie Frida lebte, sie hatte ja jetzt ihr eigenes Zimmer, hier wollte sie für sich ihre stillen Andachten halten, hier würde sie beten können, ungestört; sie dachte nicht daran, daß zum Beten mehr gehört als ein eigenes Zimmer allein. Doch ist es gewiß gut, wenn ein junges Mädchen seine kleine Klause hat, um ungesehen und unbeengt die Herzensstürme durchzukämpfen, die in der Jugend viel mehr Raum bedürfen als im späteren Leben, wo der kleine Raum des Herzens genügt, um das größte Leid zu bergen.

Doch der andere Morgen brachte andere Bilder; ein anderes Leben war im Vaterhaus eingekehrt. Johanna fand nicht Raum, mit anzugreifen; immer wieder erklang die Hausglocke, Besuche kamen oder neugewonnene Freundinnen

der Schwestern, und Johanna mußte immer wieder in ihr Zimmer flüchten, wodurch ihr inneres Gleichgewicht stark ins Schwanken geriet. Wie war es doch im Jagdschlößchen so ganz anders gewesen! Ein nagendes Heimweh nach allem, was sie verlassen, ergriff sie; anstatt zu beten versank sie in Träumereien, die für den Augenblick allem Streben nach Erfüllung ihrer Pflichten ein Ende machten.

Der Vater sah wohl, daß sie vieles zu überwinden hatte, er wollte aber warten, bis sie selbst Lust bezeugen würde, die früheren Beschäftigungen wieder aufzunehmen, und folgte ihr nur mit teilnehmenden Blicken; die Mutter aber ward ungeduldig.

„Das hat man von dem Umgange mit den Stillen im Lande, sie führen nur zu Unzufriedenheit und Kopfhängerei. Hat sich Johanna nicht früher viel besser in ihre Lage gefunden? Jetzt ist sie trübsinnig und wortkarg geworden, ist so nervös, daß sie bei jedem Glockenzuge zusammenfährt, und alle Augenblicke findet man sie in Thränen. Wann ist das früher vorgekommen, da war sie immer guten Mutes. Wenn das die Folgen der gerühmten Landluft sind, finde ich es weit besser, in der Stadt zu bleiben."

„Aber, liebe Mutter, früher kam fast niemand ins Haus, wir lebten nur für uns allein, da brauchte Johanna nicht bei jedem Schellenzuge neue Gäste zu fürchten." Mit diesen Worten suchte Bertha die geliebte Schwester zu entschuldigen, doch die Mutter fuhr unbeirrt fort:

„Dafür hat sie ihr Zimmer, in das sie sich zurückziehen kann. Ihr seid jetzt erwachsene Mädchen, man kann nicht die Thür um Johannas willen geschlossen halten, das sollte sie bedenken und sich darein finden. Die Dinge sind nun einmal wie sie sind, durch die Kopfhängerei läßt sich dabei nichts ändern."

Daß die Mutter mit ihren letzten Worten wohl recht hatte, fühlte Bertha, doch that ihr Johanna so unendlich leid, sie konnte sie nicht so streng tadeln hören, sie erkannte wohl, wie vereinsamt dieselbe jetzt im Hause war und beschloß, sie so viel als möglich zu umgeben. Sie führte diesen Vorsatz auch in ihrer stillen, treuen Weise aus, und wäre Johanna weniger durch ihre eigenen Gedanken hingenommen gewesen, sie hätte bald Berthas liebevolle Absichten erkennen müssen.

Aber in Johannas Seele wogte vieles, für das sie nicht einmal hätte Namen finden können. An ihren alten Überzeugungen war stark gerüttelt worden, die neuen hatten in ihr noch nicht feste Gestalt gewonnen, sie fühlte sich nach allen Seiten hin unsicher. Eine falsche Scham hielt sie davon zurück, Ritters Einblick in ihren Seelenzustand zu geben, ihre Briefe wurden steif und inhaltslos. Frida trauerte darüber, die Oberförsterin las vieles zwischen den Zeilen, doch konnten ihre ermutigenden Trostworte, mit denen sie die Tochter ermahnte, Geduld zu haben und auszuharren, es nicht hindern, daß auch Fridas Briefe weniger warm klangen und traurige Worte und Wendungen enthielten, von denen sich Johannas jetzt so angespanntes und empfindliches Gefühl verletzt fühlte. So ging ihr denn auch dieser Trost verloren, den ihr Fridas Freundschaft in so reichem Maße geboten hatte, und wenn die Oberförsterin nicht fort und fort die Tochter angehalten hätte, an Johanna zu schreiben, so wäre die Korrespondenz allmählich eingeschlafen.

Zu einer neuen Bekanntschaft mußte Johanna sich aber doch entschließen; der Vater wünschte sie mit Assessor Kern in Berührung zu bringen, welcher seit der Begegnung im Walde ein häufiger Gast des Wolterschen Hauses war. Als sie ihn zum ersten Male sah, ruhte sein dunkles Auge

mit einem so wahren und tiefen Mitleid auf ihr, daß sie sich wegwenden mußte, ihre Thränen zu verbergen. Kerns klarer Blick erkannte bald, daß hier unübersteigliche Hindernisse im Wege lagen, um Johanna ein Leben befriedigender Thätigkeit zu eröffnen. Um ihr wenigstens eine Abwechslung in ihren Beschäftigungen zu schaffen, brachte er ihr englische Bücher. Sie machte sich auch daran, sie zu lesen und ihre in der Schule einst erlangte Kenntnis der Sprache mit seiner Hülfe wieder aufzufrischen, doch that sie es mit dem bedrückenden Gefühle, wieder auf sich selbst zurückgeworfen zu sein und unter dem Verhängnis zu stehen, ihr ganzes Leben mit ihrer eigenen Person ausfüllen zu müssen.

Den Personen, die sie häufiger sahen, konnte ihr Seelenzustand nicht entgehen. Ernst Merk sagte ihr wiederholt: „Gehen Sie nach Bad Boll, Blumhardts Gebet hat schon manche Wunder gewirkt.“ Sie hörte ihm traurig zu, Boll war so weit, so viele Menschen waren dort, wie sollte sie wagen hinzugehen. Sie befragte aber Kern um seine Ansicht darüber.

„Gehen Sie nicht nach Boll, Sie könnten sich mit schweren Kämpfen leicht bittere Enttäuschung holen. Fühlen Sie sich dazu getrieben, so schreiben Sie an Blumhardt, und vergessen Sie nicht, daß Ihnen der Herr hier so nahe ist als dort.“

Der „Herr,“ das war wie ein trauter Klang aus dem Jagdschlößchen; es schien ihr, als wäre sie dort dem Herrn näher gewesen als hier. An Blumhardt zu schreiben hatte sie nicht den Mut, auch wurden ihr bald ganz andere Gedanken nahe gebracht und regten in ihr Wünsche an, die lange geschlummert hatten. —

Der Winter kam und öffnete für Auguste die Thore weit zum Einlaß der geselligen Freuden, die sie so sehr

ersehnt hatte. Die Einladungen folgten schnell aufeinander, und es konnte Frau Wolter wohl nicht verargt werden, daß ihr das Vergnügen, zwei so hübsche Töchter, wie Auguste und Bertha, in die Welt zu führen, etwas zu Kopfe stieg. Besonders Auguste mit ihrer Lebendigkeit, ihrer immer mehr sich entfaltenden Schönheit, zog aller Augen auf sich, und das Herz der Mutter lächelte wie ihr Gesicht, wenn sie dieselbe im Wirbel des Tanzes an sich vorüberfliegen oder im mutwilligen Gespräche, mit diesem oder jenem ihre Augen funkeln sah.

Milla Brandt bemühte sich um Auguste mehr als je. Sie wußte es immer so einzurichten, daß sie sich im Vorzimmer trafen, und dann trat sie stets Arm in Arm mit ihr in den Saal. Die ahnungslose Auguste bemerkte nicht, wie gut Milla es verstand, alle ihr zugedachten Huldigungen auf sich hinüberzulenken, und wie geschickt sie sie in den Schatten zu stellen wußte. Auguste war eitel und vergnügungssüchtig, aber Koketterie war ihr bisher noch völlig fremd, zudem bewunderte sie Milla im höchsten Grade und glaubte fest an deren Freundschaft.

Emil Merk fehlte bei keiner Gelegenheit, bei der er hoffen durfte, Auguste zu treffen, da aber Milla stets in deren Nähe war und die Gabe der gesellschaftlichen Konversation im höchsten Grade besaß, gestaltete es sich ganz natürlich, daß Emil sehr bald in lange Gespräche mit ihr verwickelt wurde, während Auguste mit anderen scherzte. Ja, es geschah wiederholt, daß Milla einen Tanz vorüberließ und den Disput mit dem Sohne des reichen Regierungsrates Merk vor aller Leute Augen fortsetzte, so daß man bald in der Stadt allgemein davon sprach, daß Emil Milla in auffallendster Weise den Hof mache.

Beabsichtigte Milla allen Ernstes, Emil für sich zu gewinnen?

Vielleicht; man konnte aber oft sehen, wie ein langer Herr, dessen Alter nicht ganz festzustellen war, wenn das Gespräch mit Emil gar zu lange dauerte, über den ganzen Saal auf sie zuging und ihr den Arm bot, um sie zum Buffet oder zum Tanze zu führen.

Wenn Milla ihn kommen sah, zuckte etwas wie Befriedigung in ihrem Gesicht, und nie hatte sie für ihn eine Ausrede bereit.

Wer war dieser Mann, dem eine tadellos elegante Haltung nachgesagt werden mußte, dessen feine zusammengekniffene Lippen und freie Stirn, die noch höher dadurch erschien, daß sein Haarwuchs anfing, sich bedenklich von den Schläfen zurückzuziehen, etwas gebieterisches verlieh?

Es war Löffler, der erste Beau der Gesellschaft.

Wer er eigentlich war, konnte mit Bestimmtheit niemand sagen. Es hieß, er käme aus Westfalen, sei irgendwo Staatsanwalt gewesen, sei sehr reich, sein Vater besitze Fabriken u. s. w. Natürlich hütete er sich, zu sagen, daß er es nie zum Staatsanwalt gebracht, da er es kaum zwei Jahre im Dienste ausgehalten hatte, es dann mit dem Militär versucht und, dort bös kassiert, nach Paris gegangen war. Schließlich aber hatte sich sein Vater mit ihm überworfen und ihn, verzweifelt über seine Verschwendung, auf ein so knappes Jahrgeld gesetzt, daß er das Leben in dem glänzenden Paris aufgeben mußte und es nun versuchte, in dieser deutschen Provinzialstadt die erste Geige zu spielen.

Warum er eigentlich gekommen, wußte man nicht, jedoch fiel er in die Augen, sprach schön französisch, war viel gereist, man fand ihn interessant. Daher standen ihm alle Gesellschaftskreise offen, und wenn er auch, seitdem er in der Stadt weilte, die Farbe seiner Dame wiederholt gewechselt hatte, so fühlte sich doch jede geschmeichelt, der er

seine Huldigung zu Füßen legte, und Milla Brandt hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß er bei ihr ausharren sollte. Aber auch ihr schien er jetzt entschlüpfen zu wollen, daher umgarnte sie Emil, mit der doppelten Absicht, entweder Löffler durch entfachte Eifersucht zum entscheidenden Schritte zu treiben oder jenen einen nicht zu verachtenden Rückhalt werden zu lassen.

Bertha sah von alledem mehr als Auguste, ihre feinfühlige Seele ahnte da, wo sie nicht verstand. Eine instinktive Scheu hielt sie von Milla fern, und deren Wesen Emil gegenüber erfüllte sie mit tiefer Entrüstung, welcher sie aber dennoch selten Ausdruck gab. Ein steter Kummer für sie war, daß Johanna stets zu Hause bleiben mußte, und das veranlaßte auch sie, den Einladungen so oft als möglich auszuweichen. Dabei konnte sie stets auf den Beistand des Vaters rechnen, der sie für zu jung und zu zart hielt für ein so ermüdendes Treiben. Sie war nicht unempfänglich für das Vergnügen des Tanzens, wurde auch nicht viel weniger gesucht als Auguste, ihr zartes weibliches Wesen wirkte bezaubernd auf viele, doch ihre gleichmäßige, etwas schüchterne Freundlichkeit gegen alle verhinderte jede auffallende Huldigung.

Nur wenn Bernhard Kern sie zum Tanze aufforderte, flog ein freudiger Schein über ihr liebliches Gesicht, er war ihr ja wohlbekannt, und sie fühlte keine Scheu, sich gegen ihn auszusprechen. Bertha war eines jener Wesen, die in der tiefen Verschlossenheit ihres Herzens sich selbst erziehen. All ihr Denken war ein Streben, und dieses war auf das Höchste gerichtet. Keiner sah das deutlicher als Kerns tiefblickendes Auge, es war ihm eine wohlthuende Freude, in das Seelenleben dieses reinen, kindlichen Wesens zu blicken. Sie machten immer lange Pausen während des Tanzens, und obgleich die Paare bunt an ihnen vorüber-

flogen, bewegte sich ihr Gespräch doch stets in den ernstesten Regionen. Er hatte sie sehr gern, doch er war nicht in der Lage, heiraten zu können, und erlaubte sich keine solche Träumereien.

Zu ihrem sechszehnten Geburtstage, im Beginne des Winters, hatte er ihr eine wundervolle weiße Rose von seinem Lieblingsstocke gebracht, sie hatte ihm herzlich gedankt und sie den ganzen Abend getragen. Vor dem Schlafengehen hatte sie ganz hinten aus dem Schreibtische eine Schachtel hervorgeholt, in dieser lagen drei vertrocknete, nicht entblätterte Rosen. Sie wollte auch die neu erhaltene hineinlegen, doch stockte sie plötzlich, neigte sich über die Schachtel und zog den Duft der trockenen Rosen einen Augenblick ein, dann schloß sie dieselbe wieder, barg sie an demselben Orte und stellte Bernhards Rose im Wasserglase auf den Tisch. Sie wechselte täglich das Wasser und erhielt sie so lange als möglich frisch; endlich war sie doch entblättert und wurde entfernt.

Auguste glaubte der vereinsamten Schwester einen Dienst zu erweisen, wenn sie sich nach einem in rauschendem Vergnügen verbrachten Abende am nächsten Morgen in Johannas Zimmer begab und ihr mit aller Lebendigkeit, die ihr eigen war, ein glänzendes Bild des eben erlebten gab. Sie wußte nicht, daß sie in ihr eine Sehnsucht, ein Verlangen wachrief, das jetzt weder die Strenge des Stoikers noch die Entsagung des Christen zu zügeln vermochte. Als sie aber dieses wahrnahm, fand sie es so natürlich und berechtigt, daß sie nicht anders konnte, als sie laut und stürmisch zu bedauern, und darauf zu sinnen, wie Johanna doch wenigstens einiger Genuß verschafft werden könnte.

Eines Tages kam sie ganz glücklich mit einer schwarzen Seidenmaske nach Hause.

„Hier habe ich etwas, womit auch du Theater und Concerte besuchen kannst. Du bindest diese Maske vor, setzest einen hübschen Hut auf, wirfst einen leichten Schleier über, dann kannst du alles sehen und hören wie wir, ohne daß man dich zu sehen bekommt."

Freudig griff Johanna nach der Maske, noch denselben Abend sollte der Versuch gemacht werden, und voll gespannter Erwartung begleitete sie die Eltern und Schwestern ins Theater. Der Hamlet wurde gegeben. Die erste halbe Stunde war sie ganz hingenommen von allem, was sie sah. Dann aber begann sie den Druck der Maske auf ihrer so sehr empfindlichen Stirn peinlich zu fühlen, mit der zunehmenden Hitze im Theaterraume steigerte sich diese Empfindung bis zu unerträglicher Qual; alles begann vor ihren Augen zu schwanken und sich zu verwirren, sie fürchtete umzusinken und bat den Vater, sie hinauszuführen. Draußen auf der Straße löste sie die Maske hastig vom Gesicht und atmete erleichtert auf, die frische Luft that ihr wohl, und als sie wieder das Haus betrat fühlte sie, daß es besser sei, ganz daheim zu bleiben, als mit solchen Qualen sich einen vorübergehenden Genuß zu schaffen.

„Vater," rief sie, „diesen Versuch mache ich nie wieder!"

„Warum auch," sagte der Vater, sie liebevoll an sich ziehend, „warum sich einen zweifelhaften Genuß mit Gewalt erzwingen? Viele Menschen leben glücklich ohne diese Freuden. Denk an die glücklichen Jahre, die wir in stillen Studien zugebracht, warum nicht wieder Lebensgewohnheiten aufnehmen, deren Reiz wir erprobt?"

Johanna fühlte, daß ein leiser Vorwurf gegen sich selbst in ihrem Herzen sich zu regen begann. Sie hatte den Vater vernachlässigt und war, nur an sich denkend, ihre eigenen Wege gegangen; aber sie wollte sich vor sich selbst entschuldigen und sagte daher: „Wohl würde ich

gerne die früheren Stunden mit dir wieder aufnehmen, aber ich gestehe es dir offen, die alten Klassiker widerstehen mir, sie widern mich an, ich kann mich nicht entschließen, sie wieder aufzunehmen."

Ein Schatten glitt über das wohlwollende Gesicht des Doktors. „Wir haben dieses Studium vielleicht zu lange fortgesetzt, doch es giebt ja noch vieles, was uns beschäftigen kann, z. B. heute: den ersten Akt des Hamlet haben wir aufführen sehen, laß uns die übrigen zusammen lesen."

Bald saßen sie in Johannas traulichem Zimmer bei der grünen Lampe. Sie lasen, die Rollen unter sich teilend, der Vater erläuterte und erklärte manches, Johanna ward ganz gefesselt und entzückt von Shakespeares großem Geiste; so hatte sie dieses Drama noch nie verstanden. Dies war nun wieder ein wahrhaft glücklicher Abend, sie fühlte sich nicht mehr vereinsamt und zurückgesetzt, und als ihre Schwestern mit der Mutter heimkehrten, schien es ihr bald, daß ihr das bessere Teil zugefallen wäre, denn jene waren ermüdet und abgespannt und hatten das Stück nicht halb so verstanden, als es ihr jetzt klar vor der Seele stand.

Mit der Maske ging es nicht, doch sollte noch ein Versuch gemacht werden. Der Vater hatte die Bereitung einer kühlenden Masse angegeben, diese ward auf ihrem Gesichte aufgetragen und förmlich modelliert, dann geschminkt und gemalt, und jetzt sah sie anderen Menschen so gleich, daß sie es wagen durfte, ohne weitere Verhüllung sich zu zeigen. So wohnte sie einigen Concerten und Theatervorstellungen bei, doch bald fand sie, daß der Genuß, der ihr dadurch wurde, nicht die viele Mühe lohne, durch die sie ihn erlangte. Solange die Masse feucht blieb, konnte sie es ertragen, aber in der großen Hitze der überfüllten Räume trocknete sie bald, besonders auf der Stirn, und dann begann die alte Qual; sie konnte die Spannung

kaum bis zum Ende ertragen und mußte oft früher fortgehen. Zudem erforderte die ganze Sache sehr viel Zeit. Die Masse mußte eine gewisse Steifheit auf dem Gesichte erhalten, ehe sie modelliert werden konnte; während der ganzen Zeit, daß sie dieselbe auf dem Gesichte trug, durfte sie weder sprechen noch lachen, auch nichts zu sich nehmen, jede Bewegung des Mundes und der Kinnlade brachte Risse hervor, das versetzte sie in einen so gezwungenen Zustand, daß für sie kein reiner Genuß an dem Gehörten möglich war. So gab sie denn auch diese Versuche auf und begnügte sich damit, wenn Gesellschaft im Hause war, was jetzt nicht selten geschah, sogar Tanzabende gab es hin und wieder, die Thüre nach der guten Stube offen zu lassen, ihre Lampe zu löschen und, hinter einem herabhängenden Vorhange verborgen, durch einen Spalt die Gesellschaft zu beobachten und den Gesprächen zu lauschen. So hatte sie doch auch ihren kleinen Anteil an der Welt, der schönen, reichen Welt, die ihrer Überzeugung nach so viel zu bieten hatte. Bertha gesellte sich oft zu ihr, nannte ihr die unbekannten Personen und half ihr zum Verständnis dessen, worüber gesprochen wurde.

Nachdem sie in solcher Weise einem halben Dutzend Gesellschaften unsichtbar beigewohnt, fand sie, daß dieselben unendlich wenig Abwechselung boten; zudem erstaunte sie, daß die geselligen Unterhaltungen, die sie von ihrem Zimmer aus belauschte, so unglaublich leer waren. Sie fing an zu verstehen, was ihr Vater gemeint hatte als er ihr gesagt, daß die Besten der Nation den Schatz ihres Denkens in der Litteratur niedergelegt hätten und daß sie sich daraus eine Umgebung bilden könnte, um die sie Könige beneiden müßten; es erwachte wieder in ihr der Wunsch, ihre Zeit auszunützen, die Gedankenleere auszufüllen, die in ihr durch die weltlichen Bestrebungen entstanden war; sie gab

ihren Lauscherposten auf und wandte sich mit erneutem Eifer ihren Büchern zu.

Dr. Wolter begrüßte diese Wendung ihres Gemütes mit tiefer Befriedigung; er hatte seine ihm so liebgewordene Zurückgezogenheit mit innerem Widerstreben aufgegeben; jetzt wurde sie ihm zum Teil wiedergeschenkt. Nun wußte er Johanna jeder Zeit zu Hause und gern bereit, ihre Studien von neuem aufzunehmen. Die Lebenserfahrungen, die sie gemacht, hatten ihren Blick erweitert, jedoch ihren Interessen eine andere Richtung gegeben und ihr zu Liebe ging auch der Vater darauf ein. Sie lasen das neue Testament im Griechischen mit Hinzuziehung von verschiedenen Kommentaren; das führte auf die Kirchenväter und so wurde ihr Studium ein immer ernsteres und tiefergehendes.

Doch noch in anderer Weise machte sich ein Umschwung in Johannas Lebensinteressen bemerkbar; durch die häufige Entfernung der Mutter vom Hause, das nächtliche Heimkommen und das dadurch veranlaßte späte Aufstehen waren manche Lücken im Haushalte entstanden, die mit vernehmlicher Stimme Johanna ihre Pflicht wiesen. Unvermerkt schlüpfte ein häusliches Amt nach dem anderen in ihre Hand. Sie war es jetzt, die früh am Morgen den Kaffeetisch beschickte; sie sah nach dem Waschen und Ankleiden der Kleinen und behielt sie den Tag über im Auge; sie war es, die dafür sorgte, daß der Vater seine Mahlzeiten wie früher rechtzeitig erhielt, und wenn sie bei Gesellschaftsabenden sich auch nicht zeigte, so war es doch ihre Hand, welche die Kuchenteller geordnet und die Tassen gefüllt hatte.

Darnach aber saß sie nicht im dunklen Zimmer, die Gesellschaft zu beobachten; sie schloß ihre Thüre, zündete die Lampe an und setzte ihre Beschäftigungen fort. Ihre

persönlichen Bekannten, wie Merks, Kern und einige andere, klopften dann wohl bisweilen an ihre Thüre und verplauderten ein Viertelstündchen mit ihr und sie fand, daß sie davon mehr Vergnügen hatte, als wenn sie dem Treiben der ganzen Gesellschaft gefolgt wäre. Doch am liebsten sah sie es, wenn diese Freunde allein geladen wurden; dann saß auch sie mitten unter ihnen und nahm an den anregenden Gesprächen teil, die in diesem ausgesuchten Kreise geführt wurden. Einen Vorteil gab ihr ihre Sonderstellung; sie wohnte wahrhaft auf den Höhen des Geisteslebens, und alles Gemeine blieb ihr fern.

Eines Tages kam Auguste von einem Besuche bei einer ihrer zahlreichen Bekannten nach Hause und legte mit triumphierendem Blicke ein ziemlich dickes Buch auf den Tisch.

„Hier bringe ich einen Schatz ins Haus," sagte sie zu ihren Schwestern, die mit Handarbeit beschäftigt im Wohnzimmer saßen, „für den ihr mir noch danken werdet!"

„Was ist das für ein Buch?" fragte Johanna.

„Es ist ein Werk, aus dem wir alles lernen können, was uns noch fehlt. Es heißt: „Der gute Ton und der feine Anstand." Es ist ausgezeichnet; wenn wir das durchstudieren, wissen wir, was sich schickt, was sich paßt und wie wir uns benehmen müssen."

„Aber dazu brauchen wir doch keine Bücher zu studieren, das sagt uns schon die Mutter," entgegnete Bertha.

„Die Mutter kann nicht immer neben uns stehen," meinte Auguste, „und es hilft mir sehr wenig, wenn man mir nachträglich sagt, wo ich es versehen habe; zudem bin ich gar nicht davon überzeugt, daß man wirklich Grund hat, mich so oft zu tadeln. Jedesmal, wenn Vater auch auf den Ball kommt, bekomme ich hernach etwas zu hören: dann habe ich versäumt, einer alten Dame das Schnupf-

tuch aufzuheben; dann habe ich einer anderen den Platz weggenommen, lauter Dinge, die ich gar nicht bemerkt habe, oder ich bin zu laut gewesen, oder ich habe mit jemand geflüstert; man weiß nicht, wie man reden soll, nicht laut, nicht leise ist gut, oder auch — und das kann ich gar nicht begreifen —: ich habe zu viel mit Herren gesprochen und die Damen vernachlässigt. Du lieber Himmel! Ich finde, die alten Damen könnten ganz wegbleiben; die gehören gar nicht auf einen Ball; aber die Herren sind notwendig und Milla sagt, die Bälle seien dazu da, damit Damen und Herren zusammenkämen, es sei auch viel amüsanter, mit Herren zu sprechen als mit Damen; für die sind die Damenkaffees, da kann man gegen diese liebenswürdig sein und so denke ich auch; ich will doch sehen, was darüber gesagt ist."

Sie setzte sich in die Sofaecke und blätterte in dem mitgebrachten Werke.

„Das begreife ich nicht" sagte Bertha über ihre Arbeit gebeugt, „ich denke, man muß immer und überall gegen jeden Menschen liebenswürdig sein."

„Aber, liebe Bertha," rief Auguste, „man kann sich doch nicht zerreißen; ach da steht gleich etwas Merkenswertes," und sie las laut: „achte darauf, daß du nie mit einem unzufriedenen Gesichte in ein Besuchzimmer oder eine Gesellschaft trittst; nichts wirkt störender auf die gute Stimmung der Anwesenden und bringt einen ungünstigeren Eindruck hervor als ein verdrossenes Gesicht bei dem ersten Erscheinen in einem Salon; es wenden sich gewöhnlich die Blicke aller auf die Neueintretenden und der erste Eindruck ist immer wichtig." Ganz wie meine Milla sagt: man muß immer lächeln, wenn man ins Zimmer tritt. Aber hier heißt es: „Doch hüte man sich, den die Thüre öffnenden Diener anzulächeln; das würde für große Zu-

traulichkeit mit Domestiken sprechen und zeugte nicht für feinen Ton." Aha! Die Regierungsrätin Merk hat auch keinen feinen Ton; sie nickt jedesmal dem Bedienten zu, wenn sie in den Saal tritt! Aber hier steht, man soll nicht anlächeln; also mit einem wirklichen Lächeln darf man doch nicht in den Salon treten; es muß also ein Mittelding geben; das muß ich noch ausfindig machen." Und sie vertiefte sich stillschweigend in die Lektüre.

„Eigentlich habe ich auch solch eine Richtschnur oder, wie soll ich sagen, Wegweiser, nun auch so etwas, wie Auguste da hat," sagte Bertha lächelnd zu Johanna, „es ist aber nicht so umfangreich, es ist nur ein Gedicht; soll ich es dir vorlesen? ich glaube, du kennst es noch nicht. Sie holte ihr Einschreibebuch und las ihr Lieblingslied von Brentano vor, den letzten Vers weglassend:

Bleib nur stille,
Gottes Wille
Hat auch dich ja ausersehn;
Alle Armut, alle Fülle,
Wird auch dir vorübergehn.

Bleib nur heiter,
Blick nicht weiter
Als zum Hirten, der dich führt;
Sorge bricht die Himmelsleiter,
Weil sie aus der Erde rührt.

Bleib vertrauend,
Aufwärts schauend,
Nimm nur fremde Not ans Herz
Treu auf die Verheißung bauend
Trag' die Erde himmelwärts.

Bleib nur selig!
Ach allmählich
Wird die Nacht vorübergehn.
Denk nur, wen'ge Stunden zähl' ich
Schlafengehn wird auferstehn.

Bleib nur liebend,
Wenn betrübend
Alles Leben treulos scheint,
Stirbst du, Allen Liebe übend,
Dann stirbst du dem Herrn vereint.

Bleib im Frieden
Ungeschieden
Eng getraut dem höchsten Gut,
Der die Arm' ausstreckt hienieden
Bis die Braut am Herz ihm ruht.

Bleib nur kindlich
Unverbindlich
Dieser lügenvollen Welt
Und dem Feind unüberwindlich
Wirf dein Herz ins Siegsgezelt.

Bleib nur leise
In dem Gleise
Wird zum Ernste einst das Spiel
Und die wirre bunte Reise
Tritt zum lichtgeschmückten Ziel.

„Ist das nicht schön," sagte Bertha, „sagt das nicht alles?"

„Ja, es ist sehr schön," erwiderte sinnend Johanna.

„Es sagt gar nichts," rief Auguste, „wenigstens nichts von dem, was ich wissen will. Mit diesen Vorschriften kann man wohl ein ganz gutes Mädchen bleiben, aber nie eine Weltdame werden. Aber in Wahrheit, mein Buch ist ausgezeichnet; ich muß gehen und mir ausschreiben, was ich mir merken will."

Sie verließ bei diesen Worten das Wohnzimmer und setzte sich an ihren Schreibtisch. Die beiden Zurückbleibenden arbeiteten eine Weile still weiter.

„Ist es denn wirklich des Strebens wert, eine vollendete Weltdame zu werden?" fragte Bertha endlich.

„Soviel, wie ich von der Welt weiß," entgegnete Johanna, „scheint es mir kaum des Strebens wert, in ihr zu leben; aber wenn man soviel in Gesellschaft geht wie Auguste, muß es wohl wünschenswert sein, sich auch richtig darin benehmen zu können."

„Aber kommt es dir nicht vor, daß alles, was Auguste sagte, ja selbst was sie vorlas, in diesem Gedichte beantwortet ist?" fuhr Bertha fort, wärmer werdend. „Nimm z. B. den Vers: bleib nur liebend, und dann: Nimm nur fremde Not ans Herz; wer allezeit so bleibt, wird doch gewiß allen freundlich entgegentreten, wird die kleinen Rücksichten nicht vernachlässigen und keinen Anlaß zur Kränkung geben." — „Das ist wohl richtig," erwiderte Johanna, „aber Bertha, dein Gedicht ist an ein sehr vollkommenes Wesen gerichtet; wer etwas bleiben soll, muß es ja doch schon sein."

„Oder werden und dann bleiben," sagte Bertha.

„Wie aber kann man wieder kindlich werden, wenn man die Kindlichkeit verloren hat?"

„In der Schrift heißt es doch: werdet wie die Kinder! es muß also möglich sein."

„Vieles ist schwer zu fassen, was in der Schrift steht," sagte Johanna seufzend, „du, Bertha, bist noch kindlich geblieben, du gehörst zu den Einfältigen, denen Gott viel geoffenbaret hat, was andere umsonst suchen. Dir ist ja auch der Ernst des Lebens fern geblieben."

Bertha sah auf: „Der Ernst des Lebens? den kenne ich wohl; ich weiß es, daß das Leben sehr ernst ist; ich bin nicht so kindlich wie du glaubst; ich komme mir manchmal gar nicht mehr jung vor."

Johanna lachte: „Suchst auch du den Schlüssel der Wahrheit?"

Und sie erzählte ihr Huberts Märchen. Bertha war sehr bleich geworden; sie legte ihre Arbeit zusammen und verließ das Zimmer, um nicht zu zeigen, daß ihr Thränen in den Augen standen. Johanna hatte keine Ahnung davon, daß sie Berthas unbestimmten Gefühlen eine feste Form verliehen, daß sie ihren Gedanken, die in nebelhafter Weise Hubert umschwebt hatten, Gestalt gegeben, daß sie ihr unklares Wünschen für ihn zur bewußten Fürbitte gestaltet hatte.

Der Winter ging vorüber; die Tage schwanden Johanna in selbstloser Arbeit dahin und die Abende in fesselnden Studien mit dem Vater. Leise und unmerklich ging die innere Umwandlung in ihr vor; anders erschien ihr das Leben und die Welt. Ihr Verkehr mit Frida gewann an Tiefe; das innere Verständnis zwischen beiden ward immer vollständiger und als Ostern kam und sie zum ersten Male den wunderbaren Vorgang der Opferung des Herrn mit bewußter Seele durchlebte, da war Er auch ihr auferstanden und sie fühlte ihr Herz überwallen von einem Gefühle so überschwänglichen Glückes, wie sie es nie geahnt. Ein heißes Verlangen ergriff sie nach dem Abendmahle; sie schrieb selbst an Pastor Meder, dessen Predigten sie in der letzten Zeit so gern gehört, und bat ihn, ihr in ihrem Zimmer das Abendmahl zu reichen. Er kam und sie lernte auf diese Weise den Mann kennen, der auf ihr Leben einen so großen Einfluß üben sollte.

Ihr Vater und Bertha nahmen an dem Abendmahle teil; ihre Mutter dagegen meinte, kirchliche Handlungen gehörten in die Kirche und hielt sich fern. Auguste pflichtete ihr bei.

14. Kapitel.

Drei Jahre später.

Das Jahr eintausend achthundert achtundvierzig war gekommen mit seinen erschütternden Ereignissen und seinen eingreifenden Ideen, die an jede Thüre pochten und jeden einzelnen zwangen, Stellung zu ihnen zu nehmen.

Woldemar und Leo kamen von der Universität und Forstschule mit schwarzrotgoldenen Kokarden am Hute zu den Osterferien heim. Der Vater ließ sie sofort entfernen, denn dem klar denkenden, besonnenen Manne war dieses Durcheinander von Recht und Unrecht, von übertriebenen Hoffnungen und maßlosen Ansprüchen in der Seele zuwider und er untersagte deshalb jede Demonstration in seinem Hause.

Seine Frau lebte in beständiger Angst und Sorge. Die Berichte in den Zeitungen, die sie mit Eifer studierte, vermehrten noch ihre Unruhe, einige Zusammenrottungen, ein bald unterdrückter Straßenauflauf hatten auch hier stattgefunden und ihre Phantasie auf das Höchste ergriffen. Jeder Lärm auf der Straße schien ihr einen neuen Auflauf zu verkünden, in jedem Anschlagzettel sah sie eine Proklamation. In fortwährender Angst um die Ihrigen, besonders um ihren Mann, zählte sie die Minuten bis zu seiner Rückkehr, wenn er das Haus verließ, und untersuchte selbst jeden Abend alle Thüren und Fensterläden; ja, sie ging in ihrer Angst so weit, daß sie zu Johanna bittend sagte: „Nicht wahr, Johanna, wenn sie das Haus stürmen und einbrechen sollten, dann trittst du ihnen entgegen, damit sie erschrecken und davonlaufen.“

Johanna, deren Seele im Laufe dieser Jahre erstarkt war und sich gefestigt hatte, zeigte sich nicht mehr so empfindlich im Punkte ihres Aussehens als früher; sie lachte dann nur und suchte die Mutter dadurch zu beruhigen, daß sie ihr versicherte, sie wolle ihnen schon entgegentreten; sie fürchte sich nicht und es würde sie freuen zu sehen, daß ihr Gesicht doch zu etwas nütze sei.

Wenn Auguste solche Reden hörte, lächelte sie etwas überlegen: „Uns, liebe Mutter, wird niemand ein Haar krümmen, und sollte irgend ein Zufall uns erschrecken, sei überzeugt, im gebotenen Augenblicke werden uns die Beschützer nicht fehlen. Der Zeitpunkt wird kommen, an dem ihr meine Bekanntschaft mit dem Brandt'schen Hause, auf die ihr so oft scheel gesehen, noch segnen werdet."

Sprach Auguste in dieser Weise, dann wurde die Mutter immer ganz still; nicht, weil solche Worte sie beruhigten, sondern weil bei ihr eine Sorge die andere jagte. Leise seufzend und mit bekümmertem Gesichte zog sie sich dann in ihr Schlafzimmer zurück.

Auguste hatte sich im Laufe dieser Jahre zu einer strahlenden Schönheit entwickelt; sie war nicht mehr das junge unerfahrene Mädchen von damals; ja sie hatte sich sogar nach und nach in ihrem Denken und Urteilen so ziemlich vom elterlichen Hause emanzipiert. Das Studium des guten Tones und des geselligen Anstandes hatten nicht glücklich auf sie gewirkt; es hatte ihr die unbewußte Anmut genommen und dagegen eine Sicherheit des Auftretens gegeben, die sie wohl davor bewahrte, in die früheren Fehler zu verfallen, sie aber weit weniger anziehend machte. Von Milla ließ sie sich nicht mehr ins Schlepptau nehmen, ja, sie entdeckte bei ihr recht oft Verstöße gegen den feinen Ton, und die Freundschaft wäre darüber fast in die Brüche gegangen, wenn die Verhältnisse sich nicht so gestaltet hätten,

daß es Auguste sehr wünschenswert wurde, mit diesem Hause auf gutem Fuße zu bleiben. Milla war es endlich gelungen, Löffler zum definitiven Schritte zu bringen, und sie hatte als seine deklarierte Braut an seinem Arme den letzten Fasching mitgemacht. Die Aufregungen der Revolution folgten diesem auf dem Fuße und im Brandt'schen Salon sammelten sich jeden Abend die aufgeregten Köpfe in größerer oder geringerer Zahl. Richard und Milla hatten sich, durch Löffler angereizt, mit Enthusiasmus der Freiheitsidee in die Arme geworfen und ihr gastfreies Haus war bald der Sammelplatz für alle Agitatoren.

Der alte Rechtsanwalt Brandt, der an einem Herzübel leidend, der Ruhe wegen einen Seitenflügel nach dem Garten zu bewohnte, wußte kaum, was in seinem Hause vorging. Milla war eben so weit davon entfernt, eine gute Tochter, als Richard ein guter Sohn zu sein; sie begnügten sich beide, ihm guten Morgen und gute Nacht zu wünschen, zu fragen, wie er geschlafen habe, wie er sich befinde; dann aber, die Antwort mochte lauten wie sie wollte, ruhig ihren eigenen Angelegenheiten nachzugehen und seine Pflege gänzlich einer alten Magd zu überlassen, die ihrem Herrn sehr ergeben war. Der alte Justizrat Seehaas, der oben im Hause wohnte, erschien jeden Abend bei ihm zur Kartenpartie; doch auch dieser sagte ihm nichts, da er wußte, daß alles vermieden werden sollte, was den alten Herrn aufregen konnte, und da dieser nie eine Zeitung zur Hand nahm, erfuhr er auch nichts von den politischen Wirren. So blieb es denn im Flügel des alten Herrn still und ruhig, während sich im Vorderhause der neue Geist recht breit machte.

Richard Brandt war es müde geworden, sich noch länger auf Universitäten umherzutreiben, wozu konnte das auch nützen? Alle Verhältnisse sollten sich ja ändern;

dabei würde sicherlich auch für ihn etwas Erkleckliches, vielleicht ein Rittergut oder dergleichen, abfallen. Da war ja kein Brotstudium mehr nötig; so blieb er denn daheim und schürte unter Löfflers Anleitung in seiner Vaterstadt die glimmenden Kohlen der Revolution.

Sobald die Preßfreiheit erklärt war, ließ er im Vereine mit Löffler und einigen andern ein Blatt erscheinen, welches die „Siegesflagge" hieß, mit einer Jubelhymne auf die Preßfreiheit begann und dann an falschen Nachrichten, verfrühtem Siegesgeschrei, unsinnigen Prophezeiungen und aufreizenden Artikeln das Unglaublichste leistete, und vielleicht gerade darum einen reißenden Absatz fand. Mitarbeiter dieses Blattes waren die meisten jungen Leute, die den Brandt'schen Salon besuchten. Hier lagen Feder und Papier stets bereit für jeden, den im Eifer des Gespräches die Begeisterung ergriff, diese sofort im Interesse des Blattes verwerten zu können und manche der krassesten Artikel entstanden auf diese unüberlegte Weise.

Im Grunde war das Treiben im Brandt'schen Salon eher ein albernes als ein gefährliches zu nennen; Damen und Herren schmückten sich mit großen schwarz-rot-goldenen Kokarden und Bändern; sie benannten sich mit Namen, die sie der glorreichen französischen Revolution entlehnten: Milla Brandt hieß Madame Roland, ihr Bruder Camille Desmoulin, Löffler, der wiederholt als Volksredner aufgetreten war, hielt sich zu dem Namen Mirabeau für berechtigt, womit Milla wohl zufrieden war; hoffte sie doch, unbeschadet ihrer gegenwärtig demokratischen Richtung, noch immer im Stillen, er werde sich eines Tages als verkappter Adliger ausweisen. Drei Schwestern Bendel, Töchter eines Lichtziehers, der denselben ein hübsches Kapital hinterlassen, aber wenig Bildung gegeben hatte, fühlten sich sehr geschmeichelt, mit dem Namen: „les dames de la Halle"

bezeichnet zu werden. Alle drei hatten sich in diesem bunten Treiben kopflos verlobt und bildeten so recht Millas Hofstaat. Das alte Fräulein Lebrecht, der man den Namen mère Barbaroua beigelegt hatte, kredenzte mit affektiert martialischen Stellungen den Wein und verfiel dann immer wieder in hysterisches Lachen. Sie sah das alles nur als originellen, geistreichen Scherz ihrer lieben Milla an, und bedauerte nur, daß ihre lieben Freundinnen, die beiden Fräulein Berger, und der Justizrat Seehaas, die im oberen Stocke wohnten, keinen Geschmack daran fanden.

Außer den Stammgästen, die fast jeden Abend erschienen, und sich schon lange kannten, fanden sich häufig Personen ein, die sich durch einen Bekannten einführen ließen oder auch sich selbst einführten, man nannte dieselben Eintagsfliegen und sah sie nicht ungern kommen. Es waren oft Durchreisende, die neue Nachrichten brachten, oder Personen aus anderen Vereinen; diese kehrten gewöhnlich nicht wieder, der Ton im Brandt'schen Kreise war ihnen nicht frei genug. Kamen sie aber dennoch wieder, so hießen sie Bremsen; wurden sie Mitarbeiter des Blattes, dann bekamen sie den Namen Arbeitsbienen und wurden in der Redaktion mehr geschätzt als im Salon.

Auguste war ein häufiger Gast im Brandt'schen Hause, und wohnte auch oft den Abenden bei, sie hätte sonst auch auf jede Geselligkeit verzichten müssen. In der Stadt war es sehr still geworden, die Stimmung war nicht danach gesellschaftliche Zusammenkünfte zu befördern, war es doch nicht mehr möglich, einen einfachen Damenkaffee zu veranstalten, ohne daß die verschiedenen Richtungen aufeinander prallten. So kam es, daß sich die besseren Familien ganz zurückzogen und sich auf den Umgang mit den nächsten Bekannten beschränkten.

So war Auguste die Freundschaft mit Milla wieder wertvoll geworden, und wenn auch ihr politisches Interesse nur ein sehr geringes war, amüsierte es sie doch, in diesem Kreise die Liberale zu spielen, Freiheitslieder zu singen und alle Thorheiten mitzumachen, die eine überreizte Phantasie der damaligen Jugend eingab. Die Rolle, die sie hier spielte, war für das eitle Mädchen auch kein geringer Magnet, die Männer huldigten ihr alle, besonders Richard Brandt, und sie ließ es sich gefallen. Sie war das einzige Mädchen dieses Kreises, das nicht Braut war, das einzige, dem keiner mit voller Vertraulichkeit nahen durfte. Das zeichnete sie vor den anderen aus, und da sie bei ihrer seltenen Schönheit in der großen Revolution jedenfalls die Rolle der Göttin der Vernunft hätte spielen müssen, so wurde mit allgemeiner Zustimmung beschlossen, ihr den Beinamen „la déesse" zu geben. Lächelnd nahm sie es an, und verstand es gar nicht übel, sich im Charakter einer gebietenden Göttin zu zeigen. —

Hätte Dr. Wolter gewußt, daß Auguste so oft ihre Abende bei Brandts verbrachte, er hätte dem ein schnelles Ende gemacht. Es war ein schlimmer Übelstand für das Wolter'sche Haus, daß der Vater gerade dieses Jahr so sehr in Anspruch genommen war, nicht nur durch seine Praxis, sondern ganz besonders durch seine Mitarbeit für das Gesammtwohl der Stadt, der er sich seiner Überzeugung nach nicht entziehen durfte. So war er denn Mitglied des ordentlichen und außerordentlichen Stadtrates geworden, und fungierte auch bei mehreren Kommissionen, welche die Regierung eingesetzt hatte. Das brachte es denn mit sich, daß er selten einen Abend zu Hause sein konnte, denn die meisten Sitzungen fanden nach Schluß der Comptoire statt.

Kehrte er dazwischen müde und abgespannt nach Hause zurück, dann war es ihm eine Erquickung, im Kreise der

Seinen auszuruhen, im Scherzen mit den Kleinen die vielfachen Sorgen zu vertreiben, die sein Herz beschwerten, dann kehrte auch das alte zufriedene und sorglose Lächeln auf sein Gesicht zurück, und wer hätte wohl gewagt, durch Mitteilung häuslicher Sorgen es wieder zu bannen? So schwiegen denn sowohl die Mutter als Johanna, und doch trugen beide schwere Sorge auf dem Herzen.

Wie selten Auguste daheim über die Abende bei Brandts sprach, wie wenig sie von ihnen erzählte, sie konnte es nicht hindern, daß von außen her der Mutter allerhand übertriebene Ungeheuerlichkeiten über das Treiben in diesem Kreise zugetragen wurden. Diese konnte es selbst kaum glauben, dennoch ward ihr Augustens steter Verkehr mit Milla bedenklich und sie beschloß, die Tochter ernstlich ins Gebet zu nehmen. Sie teilte ihr alles mit, was sie gehört, und legte ihr dringend ans Herz, daß es die Vorsicht verlange, um ihres eigenen Rufes willen sich zurückzuziehen. Doch da war sie an die Unrechte gekommen; mit Entrüstung wies Auguste die falschen Beschuldigungen zurück und fügte mit stolzem Zurückwerfen des Kopfes hinzu: sie hätte doch gedacht, zur Genüge bewiesen zu haben, wie wohl sie wisse, was Sitte und Anstand erfordern; man könne überzeugt sein, daß sie in keinem Kreise weilen würde, in welchem man diesem nicht Rechnung trüge; bisher habe sie Milla nur aus Freundschaft besucht; jetzt aber sähe sie es als eine Pflicht an, sich nicht von Personen zurückzuziehen, die immer gut und freundlich gegen sie gewesen seien, die ohne Grund verleumdet würden und die man ohne Sachkenntnis verurteile. Wollte sie sich gerade jetzt von ihr zurückziehen, dann sähe es aus, als ob die Verleumder Recht hätten; ihr Name sei ein Schutz für das Haus der Freundin und sie wolle ihr diesen Schutz nicht entziehen. Was sollte die Mutter

hierauf antworten? Hatte sie nicht selbst diesen Stolz, diesen Hochmut in der Tochter groß gezogen, als sie sie in den ersten Jahren ihres Gesellschaftslebens so sehr verwöhnt und bevorzugt hatte? Sie war damals so stolz gewesen, der Welt ein so schönes Kind zu zeigen, und jetzt hatte sie alle Gewalt über dasselbe verloren. Mit Johanna darüber zu reden, hatte sie keine Lust; was wußte diese von der Welt?! So schwieg sie denn, seufzte vor sich hin und hebte vor dem Augenblicke, an welchem ihrem Manne diese Dinge zu Ohren kommen würden. Auguste aber wandte sich mit mehr Eifer als je dem Brandt'schen Kreise zu. In einer Beziehung hatte sie nicht ganz unrecht; ihre Gegenwart hielt den Ton in diesen aufgeregten Gesellschaften in gewissen Schranken. Es ging stets lärmender und stürmischer her, wenn sie nicht da war; trat sie aber in den Salon ein, dann gewann das Ganze mehr Form und Haltung. Es war ihr doch noch zu viel hängen geblieben von dem gediegenen Geiste des väterlichen Hauses, als daß man einen Abstand nicht gefühlt hätte zwischen ihr und den Anwesenden, und dieses imponierte unwillkürlich. Ward durch Augustens Handlungsweise die Mutter fortwährend in Angst und Spannung erhalten, so war Johannas Herz von ganz anderer Sorge beschwert, und diese bezog sich auf Bertha, diese Lieblingsschwester, die sich um so fester an sie geschlossen hatte, je mehr Auguste der Mutter Herzenskind geworden war. Doch, um das zu verstehen, müssen wir etwas zurückgreifen.

Vor einem Jahre hatte Frida ihre Hand dem Pfarrer Meder gereicht, der, nachdem er sein Vikariat in der Stadt beendet, die Pfarrstelle im Dorfe Weilbach erhalten und nicht länger säumen wollte, seine Braut heimzuholen. Frida war eine reizende, strahlend glückliche Pfarrfrau geworden und Johanna bedauerte nur, daß sie nicht näher

wohnte und sie öfters besuchen konnte. Gleich nach Fridas Hochzeit war, allen überraschend, nur der einen nicht, die es betraf, Hubert vor den Doktor getreten und hatte um Berthas Hand gebeten. Dr. Wolter war im ersten Augenblicke so überrascht, daß sein erstes Wort ein ablehnendes war; dann aber sagte er, ehe er eine entscheidende Antwort geben könne, müsse er mit Bertha sprechen, Hubert bat dringend, sie gleich rufen zu lassen und als sie kam und der Vater den Blick unsagbarer Liebe wahrnahm, den sie auf Hubert richtete, da schwanden alle seine Bedenken und er legte ihre zarte bebende Hand in die des düsteren Mannes, der sein Herz nicht gewonnen hatte.

Hubert besaß nicht mehr jene leuchtende Jünglingsschönheit, die ihn ausgezeichnet hatte, als ihn Johanna zuerst kennen lernte, er war breitschultriger, männlicher geworden aber leider so finster, daß man von guten Tagen nicht mehr reden konnte. Mit dunklem Blicke schauten seine großen Augen in die Welt; er sprach wenig, aber daß er alles hörte, was um ihn vorging, konnte man an dem ironischen Zucken seiner zusammengepreßten Lippen erkennen. Mit verschränkten Armen und niedergebeugtem Kopfe ging er stundenlang auf und ab und ließ sich selten herab in die Heiterkeit seiner Umgebung einzustimmen. Gegen Bertha war Hubert wie ein ausgetauschter Mensch, aber nur gegen sie; er liebte sie grenzenlos, leidenschaftlich, gewaltig; man fragte sich: wie war es möglich, daß dieses stille, zarte Wesen diesen Löwen in Bande schlagen konnte?

Nur einer fragte nicht so, einer, der Berthas ganzen Wert kannte und das war Bernhard Kern. Zum Glückwunsche vermochte er nur ihr still die Hand zu drücken, obgleich ihm allein ihre Verlobung nicht überraschend kam; er wußte ja schon lange, wie es um ihr Herz bestellt war, vielleicht früher als sie selbst es sich bewußt geworden. Es

dauerte geraume Zeit bis er sich entschloß das Haus wieder zu betreten, das ihm jetzt wie verödet erschien. Er durfte ja nicht mehr sie im Gespräche veranlassen, ihr unschuldiges Herz vor ihm aufzuthun so einfach, rückhaltlos und unbefangen, daß er darin lesen konnte wie in einem Buche; er durfte es nicht mehr, wo dieses Herz einem andern gehörte und mehr als sein eigenes Denken und Fühlen zu bergen hatte. Jetzt wußte er, daß er sie geliebt, geliebt, wie man nur einmal im Leben lieben kann, dabei ganz wunschlos, ganz ohne Hoffnung und doch war ihm das Herz wie gebrochen.

Berthas liebliches Gesicht war ganz Licht, ganz Sonnenschein, ganz Liebe wenn Hubert bei ihr war: ging er, dann ließ sie das Köpfchen hängen wie eine Blume, auf der der Strahl der Mittagssonne zu lange geruht.

„Bertha ist ganz weg, für sie giebt es gar nichts mehr in der Welt als Hubert!" sagte die Mutter und Bertha nahm dann lächelnd eine Arbeit für das Haus vor und setzte sich zu den andern ins Wohnzimmer.

„Bertha ist eine echte Braut, wie sie sein soll," sagte die gute und gefühlvolle Frau Rosalie Merk, „ich bin ja auch Braut gewesen und recht von Herzen! Wie kann eine Braut an etwas anderes denken als an ihren Bräutigam, wie kann sie heiter sein wenn er nicht da ist?" Und sie zog Bertha an ihr verständnisvolles Herz in liebevoller Umarmung.

Sinnend folgten Johannas Blicke der Schwester; sie war keine heitere, von froh empfundenem Glücke strahlende Braut wie es Frida gewesen war; wie sehr Bertha liebte, konnte sie erkennen an dem strahlenden Aufschlage ihrer Augen, wenn Huberts Name genannt ward, an der Sehnsucht mit der sie ihn erwartete und der Freude, die sie förmlich über sich selbst erhob, wenn er da war; Johanna

sah das alles und sagte sich mit innigster Befriedigung: „sie ist glücklich.“ Kam nun Hubert und sie konnte die Liebe und Sorgfalt wahrnehmen, mit der er die Braut umgab, dann freute sie sich; aber sie sah auch, wie er sie oft mit dieser Sorgfalt quälte, wie fordernd er zugleich war, wie sie ihm, nur ihm angehören sollte, wie glühend die Blicke waren, mit denen er an ihr hing, dann stieg in ihr die bange Frage auf: wird diese zarte Pflanze nicht von der Gewalt seiner leidenschaftlichen Natur gebrochen werden? Dieser Gedanke setzte sich im Laufe des Winters bei ihr nur fester und hatte sich jetzt zu wahrer Sorge herausgebildet. Ihrem liebevollen Blicke konnte es nicht entgehen wie Bertha immer zarter, immer durchsichtiger wurde; sie klagte nie; man konnte es ihr aber oft ansehen, wie müde sie war. Kam ein schwerer, umfangreicher Brief von Hubert, dann wechselte sie lebhaft die Farbe, schloß sich ein, um ihn zu lesen und schrieb dann lange, lange Erwiderungen. Waren diese abgesendet, dann ruhte sie mit fieberhaft glänzenden Augen auf ihrem Bette, um sich auszuruhen und Johanna fürchtete schon, sie erkranken zu sehen.

Es kamen aber auch Zeiten, in denen sie wieder heiterer und rosiger wurde, und das waren solche, die ihr viele und kurze Briefe von Hubert brachten; dann sagte sich Johanna, sie habe zu schwarz gesehen, es sei nur nervöse Erregung bei Bertha; sie begann aber die umfangreichen Briefe zu fürchten, umgab die Schwester mit der größten Liebe und Sorgfalt, fand aber nicht den Mut, ihrem vielbeschäftigten Vater ihre unbestimmte Besorgnis mitzuteilen.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag, als Dr. Wolter wieder einmal Zeit fand, mit seinen Kindern einen seiner beliebten Spaziergänge zu unternehmen. Als sie auf dem Heimwege an der Schützenwiese vorbeikamen, sahen sie

auf derselben eine dichtgedrängte Volksmenge versammelt. Dr. Wolter blieb stehen und sah mit Erstaunen, wie Löffler und Brandt auf Stühlen über die Köpfe der Menge erhoben und mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt wurden.

„Also auch diese geben sich dazu her," sprach er vor sich hin mit tiefer Entrüstung, „Betrogene oder Betrüger selbst; armes bethörtes Volk!"

Da hörte er hinter sich Lenchen, die jubelnd in die Hände schlug und Willi und Billi zurief:

„Seht, o seht nur diese herrlichen Männer, wie das Volk sie ehrt!" Erstaunt wandte er sich zu ihr um: „Woher weißt du, daß das so herrliche Männer sind?"

„Nun," erwiderte Lenchen mit Zuversicht, „weil sie doch ein Herz für das Volk haben, weil sie ihm von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erzählen und das ist doch schön von ihnen."

Das Blut stieg Dr. Wolter zu Kopfe, als er diese Stichworte der Volksverführer aus dem Munde seines eigenen Kindes hören mußte, doch bezwang er sich noch und fragte nur scharf:

„Wer hat dir das gesagt?"

„Ach, es ist ja nicht wie früher, wo man nichts Rechtes zu hören bekam," fuhr Lenchen mit unseliger Zungenfertigkeit fort. „Herr Semmel thut jetzt sein möglichstes, um uns aufzuklären; er sagt, wir Mädchen seien dazu berufen, dereinst die Frauen und Mütter der deutschen Nation zu werden und wir müßten schon frühe anfangen, unseren Geist mit den Ideen zu durchdringen, die dereinst die Menschheit beglücken sollen." Diese Rede kam zu fließend und geläufig über Lenchens Lippen, als daß sie etwas anderes als eine erlernte Lektion sein konnte. Dr. Wolters Erstaunen war so maßlos, daß er sie hatte ausreden lassen. Noch nie hatte er die Hand gegen eine seiner Töchter

erhoben; jetzt aber zuckte es ihm im Arme, das kleine, dreiste Gesicht, das so selbstbewußt zu ihm aufblickte, auf freier offener Straße zu strafen. Er faßte den Spazierstock fester mit der Hand um sich zu mäßigen, Lenchen erschien ihm fast wie ein entartetes Geschöpf, solche frühreife Weisheit bei diesem kindlichen Äußern! Ein tiefer Ingrimm erfüllte ihn gegen einen Lehrer, der es sich erlaubte, mit seinen eigenen, unreifen Ideen die Köpfe seiner Schülerinnen zu erfüllen, statt zu lehren was seines Amtes war. Er brauchte Zeit dazu, sich genug zu sammeln, um der Tochter mit tiefer aber ruhiger Stimme zu antworten:

„Ich sehe wohl, man hat dir verdrehtes Zeug in den Kopf gesetzt; nicht dich trifft die Schuld. Aber das sage ich dir, ein Irrtum ist es, daß jene Männer ein Herz für das Volk haben; sie spiegeln ihnen Dinge vor, die nie in Erfüllung gehen können und treiben es dadurch ins Unglück und Verderben, wer weiß, zu welchem Zwecke," schloß er zwischen den Zähnen sprechend.

„Das hat uns Herr Semmel auch schon gesagt, daß man uns so antworten würde," nahm Lenchen wieder das Wort, aber jetzt schon ziemlich weinerlich, „aber er sagte, wir sollten nur recht fest und gesinnungstreu bleiben und darauf haben wir uns alle das Wort gegeben."

„Ich will es dir lehren, gesinnungstreu zu bleiben," brauste der Vater auf, „Gehorsam ist die Gesinnungstreue, die dir ziemt, albernes, bethörtes Kind. Marsch, vorwärts nach Hause, diese Schule betrittst du mit keinem Fuße mehr."

Ein Glück war es, daß Auguste nicht dabei war; mit Lenchen konnte man doch leichter fertig werden. Aber in dieser Weise waren sie noch nie von einem Spaziergange nach Hause gekommen. Lenchen voran mit dem Gesichte eines Opferlammes, dann der Vater ernst und strenge, dann Willi und Billi, entrüstet mit einander flüsternd;

denn da der Vater so zornig geworden war, mußte es doch etwas sehr Schlechtes sein, was dort auf dem Schützenplatze geschehen war; dann kamen Bertha und die tiefverschleierte Johanna, erschrocken über Lenchens Kühnheit und voll Bedauern, den Vater nicht früher auf das aufmerksam gemacht zu haben, was ihnen schon lange kein Geheimnis war. Die Mutter weinte und rang die Hände, als sie die ganze Geschichte hörte: „Ach, was ist das für eine böse Zeit! was werden wir noch erleben müssen!“ klagte sie und beschwor ihren Mann, nichts gegen Herrn Semmel zu unternehmen, um ihn nicht gegen sich aufzureizen. Der Doktor ließ sich aber nicht abhalten; er beschwerte sich bei der Direktion der Schule; Herr Semmel wurde verwarnt, schrieb einen flammenden Artikel über „die Erziehung unserer Töchter“ für die „Siegesflagge“, in der er nicht ermangelte, das mutige Bekenntnis einer Vierzehnjährigen rühmend zu erwähnen, behielt aber seine Stelle bei der Schule und Dr. Wolter sein Lenchen zu Hause. Johanna wurde mit ihrem ferneren Unterrichte in den wissenschaftlichen Fächern betraut, Bertha gab ihr Musikstunden und bei Auguste sollte sie zeichnen; doch aus letzteren Stunden wurde nicht viel, zumal in der heißen Zeit.

Dadurch, daß man auf diese Weise Lenchens Umgang genau überwachte, hoffte man den schlimmen Einfluß gehemmt zu haben; aber die Kleine war eigensinnig; sie hielt an den einmal eingepflanzten Ideen fest, und wenn sie nicht von den Eltern gehört werden konnte, hatte sie lebhafte Debatten mit den Schwestern; erst da ward sie etwas kleinlaut, als Johanna mit ihr die Geschichte der französischen Revolution durchnahm und sie daraus erfuhr, zu welchen Gräueln diese schönen Ideen schon einmal geführt hatten. Um die Jüngsten vor der Ansteckung durch Phrasen, die jetzt im Wolterschen Kinderzimmer kolportiert

wurden, zu bewahren, hielt Johanna es für nötig, ihnen zu lehren, den Landesvater mit in ihr Abendgebet zu schließen und erzielte dadurch bei ihnen eine glühende Unterthanentreue, die sich auf jede Weise bethätigte, aber nicht gerade den Frieden der Kinderstube beförderte. So spielte sich hier im engsten Familienkreise, in kindlicher und unschuldiger Art dasselbe ab, was sich in der großen Welt in ernstester Weise entwickelte.

15. Kapitel.

Ruhe im Sturme.

Während es in der Stadt wogte und brandete, waltete nach wie vor Ruhe und Friede bei Oberförsters im Jagdschlößchen. Zwar war es stille geworden in seinen altfränkischen Räumen, seitdem Frida dem Manne gefolgt war, doch auf den Gesichtern der Eltern lag noch immer der Ausdruck innerer Freudigkeit und wahren Friedens, der sie für jeden so anziehend machte. Der Abschied von der Tochter war ihnen wohl schwer geworden, doch der Trennungsschmerz hatte nicht lange gedauert, eigentlich nur den ersten Tag allein. Als Frida, unter Thränen lächelnd, von den Eltern Abschied genommen hatte, als eine Biegung des Weges ihren nachblickenden Augen das weiße Tuch entzog, mit dem die scheidende Tochter ihre Abschiedsgrüße ihnen zuwinkte, da hatten sie die Augen getrocknet und sich mit der ganzen herzgewinnenden Freundlichkeit, die ihnen eigen war, ihren Gästen zugewandt, bis sich auch diese nach und nach entfernt hatten. Dann hatte sich Frau Hedwig ermüdet in den Erker gesetzt und der Oberförster war zu ihr getreten und, sie mit seinen großen

Kinderaugen ansehend, hatte er mit bewegter Stimme gesagt, indem er ihr die Hand reichte:

„Nun sind wir zwei wieder allein, wie damals, als ich dich zuerst in mein Haus geführt, und es ist mir, als sollte ich dich wiederum fragen wie einstmals, ob du mit mir fürlieb nehmen wolltest."

„Und ich werde diese Hand wiederum fassen und mich an ihr festhalten, wie ich es alle diese Jahre hindurch gethan, in Leid und Freud, in Sorge und Hoffnung. So lange wir einander haben, sind wir nicht vereinsamt."

So hatte sie geantwortet, mit ihren beiden Händen die dargereichte ergreifend. Er hatte sich dann zu ihr gesetzt und sie mit seinem Arme umschlungen, und nun saßen sie da im epheuumrankten Erker, im Schmucke ihrer weißen Haare, wie ein junges Liebespaar sich innig in die Augen schauend.

Es ist ein anderes um die Liebe eines jungen Paares, das hoffnungsfroh und glücksberechtigt vereint den Weg durchs Leben antritt, als um die langbewährte Gattenliebe, die durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch die in der Jugend Verbundenen bis an die Schwelle des Greisenalters begleitet hat. Sie hat ihr Angesicht verändert, auch ihre Ausdrucksweise, wie sich ja auch die äußere Gestalt der Gatten geändert hat; sie ist aber ein Teil ihrer selbst geworden, keinem Wandel unterworfen, weder in Steigerung noch Abnahme, tief, fest und innig, gewiß, das Grab zu überdauern, würdig, die goldene Krone zu tragen, wenn der fünfzigste Hochzeitstag anbricht.

Solch eine Liebe half auch diesem würdigen Paare die Lücke verwinden, die durch die Entfernung der geliebten Tochter in ihrem Leben entstanden war, auch bildete sich bald ein so reger Verkehr zwischen dem Jagdschlößchen und dem nicht zu fern gelegenen freundlichen Pfarrhause in

Weilbach, daß das Gefühl, die Tochter verloren zu haben, nicht Platz greifen konnte, sich vielmehr die Eltern herzlich des Tochterhauses freuten, das ihnen wie ein frischer Zweig des eigenen erschien.

Huberts Verlobung, die so bald auf Fridas Hochzeit folgte, trug auch viel dazu bei, das Herz der Eltern zu beglücken. Dem Vater war der Sohn wie neu geschenkt. Es freute ihn, daß dieser das zarte Veilchen der prunkvollen Rose, wie er Auguste nannte, vorgezogen habe; das war für ihn ein schönes Zeugnis für das Herz des Sohnes, um dessen willen er ihm vieles verzieh. Hubert war seinerseits tief gerührt und erfreut von dem warmen Verständnis, das der Vater seiner Liebe für Bertha entgegenbrachte; er war ihm dankbar, daß er keine Einwände gegen seine frühzeitige Verlobung erhoben. Vater und Sohn lernten sich besser verstehen, und wo sie sich nicht verstanden, einander in Liebe tragen.

So waltete denn Friede und Glück in jeder Beziehung im stillen Jagdschlößchen. Ein neues, doch nicht störendes Element war hinzugekommen; des Oberförsters jüngste Schwester Adelgunde war noch vor Fridas Hochzeit eingetroffen, um bei den Vorbereitungen zu derselben hülfreiche Hand zu bieten, und war dann geblieben, um der viel kränkelnden Schwägerin die Mühen der Haushaltung abzunehmen.

Adelgunde war eines dieser alternden Mädchen, die ein Schatz für jede Familie sind. Groß, kräftig, mit hochroten Wangen und glänzenden Augen, war sie wie geschaffen, die Stütze ihrer Mitmenschen zu sein. Als sie noch in jungen Jahren ihren Bräutigam verlor, glaubte sie daraus den Willen Gottes zu erkennen, daß sie fortan nur mehr für andere leben solle, und hatte sich demselben auch mit frommem Sinne willig und selbstlos gefügt. Gutmütig,

gefällig und verträglich, unermüdlich im Schaffen, sehr erfahren in allen praktischen Arbeiten, war sie ein lieber und gerngesehener Gast und Hausgenosse in ihrem großen Verwandten- und Bekanntenkreise. In ihr großes warmes Herz schloß sie nicht nur mit Liebe ihre Geschwister, Neffen und Nichten ein, sondern auch jeden, der es sich gefallen ließ, sich von ihr vermahnen und verpflegen zu lassen und sie zum Dank dafür mit dem Titel „Tante" beehrte. Sie war Tante mit Leidenschaft, war auch nur unter dem Namen „Tante Adelgunde" bekannt, ja, man erzählte sich, daß Briefe unter dieser Adresse sie richtig erreicht hätten, was sie mit stolzer Freude erfüllt habe.

Adelgundens Tantenherz fand reichliche Nahrung und Arbeit im Hause ihres Bruders, als das Jahr achtundvierzig anbrach. Sehr bald erkannte der Oberförster, welcher Gefahr der Verführung gerade die jungen Leute ausgesetzt waren, die auf entfernteren Förstereien beschäftigt wurden. Mit viel Geduld und Menschenkenntnis suchte er sich ältere Forstleute von bewährtem Charakter aus, die er an die exponierten Stellen beorderte, während er die jungen Leute zu sich zog, ihnen Wohnung im geräumigen Jagdschlößchen anwies, sie an seinen Tisch nahm und, ohne daß es den Anschein hatte, ihren Umgang sorgfältig überwachte. Um sie vom Besuche der Wirtshäuser abzuhalten, wo sie so leicht in die Hände der Wühler und Hetzer fallen konnten, hatte er den großen Saal zu einem allgemeinen Vereinigungslokale einrichten lassen. Hier lagen Zeitungen, die dem jetzt so allgemeinen politischen Interesse Rechnung trugen; das Klavier, wie auch ein Billard hatte er hineinstellen lassen, für die freien Stunden und die Sonntage eine fesselnde Unterhaltung zu bieten. Doch besonders suchte er durch viel Arbeit im Walde, bei Abholzungen und Waldkulturen die jugendlichen Kräfte zu verwenden, daß

keine Zeit zu müssigen Grübeleien blieb, und so gelang es dem rüstigen, thatkräftigen Manne, indem er sich das doppelte Maß von Arbeiten auflud, den Geist der Ordnung und Pflichttreue aufrecht zu erhalten in seinem ganzen Kreise, bis die Wogen des Aufruhrs und der Revolution verbraust waren und sich die Verhältnisse neu geordnet hatten.

So mancher Jüngling nahm aus diesem Hause klare, feste Grundsätze mit, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten. So mancher brach Verbindungen ab, die er im Taumel unklarer Schwärmerei angeknüpft hatte, und die ihm hier im ruhigen nüchternen Arbeitsleben, und durch die Urteile, die er teils bei Tische, teils in den Abendunterhaltungen, die alle wie eine Familie vereinte, zu hören bekam, ganz anders erschienen als zuvor. Es kam wohl auch vor, daß einer dieses Leben unschmackhaft fand und heimlich davonging, ohne wiederzukehren, das geschah aber nur sehr selten und nur in der ersten Zeit.

„Es ist gut, daß er gegangen," meinte der Oberförster in diesen Fällen, „das Übel, das er hätte anrichten können, nimmt er mit sich, so bleiben mir die anderen unberührt davon."

Als die Forstschule wegen demagogischer Umtriebe aufgehoben wurde, mehrten sich die jungen Leute, die unter die Leitung des Oberförsters Ritter gestellt wurden. Die Handlungsweise des edlen Mannes war bekannt geworden, und manche Eltern schätzten sich glücklich, ihre Söhne seinen Händen anzuvertrauen. Auch Leo kehrte nach Hause zurück zur Verzweiflung der Mutter und nicht geringen Verlegenheit für den Vater, der nicht recht wußte, was er mit dem Sohne beginnen sollte, denn ihn zu Hause ohne Beschäftigung zu lassen, wollte ihm nicht in den Sinn, und im Jagdschlößchen waren schon so viele junge Leute, daß

er es nicht wagen durfte, auch noch um Leos Aufnahme zu bitten. Doch Leo war stets ein besonderer Liebling des Oberförsters gewesen, er bat direkt darum, ihn in die Praxis der Forstwirtschaft einführen zu dürfen, bis die Forstschulen wieder eröffnet würden. Damit war denn auch den Eltern ein Stein vom Herzen genommen und Leo glücklich, aufs Land und in den Forst zu kommen, er eroberte sich mit seiner frischen freimütigen Weise bald aller Herzen, ganz besonders das von Tante Adelgunde. Ungesucht ward er so recht das Haupt der jungen Schaar und erleichterte durch seinen ehrlichen Charakter und den Einfluß, den er ausübte, dem braven Oberförster seine schwierige Aufgabe bedeutend, der er sich ohne Zaudern unterzogen hatte, in der Überzeugung, daß in so schwierigen Zeiten jeder einzelne berufen sei, an seinem Teile alles zu thun, was die Ruhe und Ordnung erhalten könnte.

Die Doktorin Wolter fühlte es als eine große Erleichterung ihrer Sorgen, daß sie diesen Sohn in dem ehrenwerten Ritterschen Hause geborgen wußte; ach, hätte doch ihr Mann eingewilligt, als Woldemar einst so sehr wünschte, die Landwirtschaft zu erlernen, dann wäre auch er fern von der unruhigen Universitätsstadt! Aber der Vater hatte gemeint, es sei ein traurig Ding, Landwirt zu werden, ohne ein Gut unter den Füßen zu haben; es sei weit besser, er studiere Medizin. Sollte er dereinst zum Besitze eines Gutes kommen, dann hätte er schon das Studium der Chemie und Botanik hinter sich, das Praktische würde er leicht erlernen; als Arzt sei er aber jedenfalls ein selbständiger Mann, der nach keinem Dienst zu suchen brauchte. So studierte denn Woldemar ohne Neigung aber mit Ausdauer Medizin, hielt sich, seitdem der Vater ihm die erste dreifarbige Kokarde abgenommen, fern von allen Verbindungen, und gab durch sein Verhalten wahrlich keine

Ursache zu all den Sorgen und Ängsten, mit denen die Mutter sich quälte.

Doch das eine, was ihre Sorge mit Recht hätte wachrufen sollen, Berthas Hinsiechen, entging ihr völlig. Man hörte ja nie eine Klage von ihr, sie zeigte jedem dasselbe freundliche Lächeln, sie war eine liebende und geliebte Braut, was konnte ihr denn fehlen? Ein Unwohlsein von Doktor Wolter, das ihn zwei Tage zu Hause hielt, ließ ihn endlich selbst wahrnehmen, daß für Bertha etwas gethan werden müsse. In seinem Auftrage schrieb Johanna an die Oberförsterin, Bertha sei sehr bleich und müde, und der Vater meine, ein Aufenthalt auf dem Lande würde ihr gewiß sehr wohlthun. Frau Hedwig säumte nicht, sie holte Bertha ab und war beglückt, sie unter ihrer Pflege bei Landluft und frischer Milch sichtlich erblühen zu sehen.

Für Bertha war es gewiß gut, aus der gedrückten Stimmung, die in der Stadt herrschte, herauszukommen; hier konnte sie auch ganz dem Zuge ihres Herzens folgen und mit Huberts Mutter besser von ihm reden, als mit jedem anderen. Stundenlang unterhielten sie sich von ihm. Bertha wollte alles wissen aus seinem Knaben- und Jünglingsalter, doch wenn sie auf seine düstere Stimmung kamen und Frau Hedwig so zuversichtlich zu ihr sagte: „Du wirst sein guter Engel sein," dann senkte sie ihr Haupt und schwieg.

Tante Adelgunde meinte, Bertha müsse sich mehr Bewegung machen, das sei für bleichsüchtige Personen das beste, auch müsse sie die Zeit ihres Brautstandes benutzen, um sich wirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben. So nahm sie sie überall mit, wo sie etwas lernen konnte, und Bertha folgte ihr gern. Nach Schluß der Kollegien kehrte Hubert nach Hause zurück, er war entzückt, die Braut dort zu finden, und legte völlig Beschlag auf sie. Für Bertha

begann nun die schönste Zeit ihres Brautstandes, die sie ganz und voll genoß und in der sie sich unbeschreiblich glücklich fühlte. Ja, das war Ruhe im Sturme, nichts störte hier ihr stilles Glück, nicht einmal Huberts Launen, vor ihrem sanften Blicke flohen sie dahin, als wären sie nie dagewesen. Beide ahnten es nicht, daß es die letzten Tage sorglosen Glückes waren, die ihnen werden sollten.

16. Kapitel.

Löffler.

Während Bertha im Jagdschlößchen weilte und Johanna von der Sorge für die jüngeren Geschwister hingenommen war, wurde Auguste immer tiefer in das Treiben des Brandt'schen Kreises hineingezogen; dieses hatte aufgehört, ein unschuldiges und harmloses zu sein, und eine innere Stimme sagte ihr, daß es für sie an der Zeit wäre, sich zurückzuziehen. Doch auch auf sie hatte schon die allgemeine Strömung einzuwirken begonnen, und wenn ihr auch die politische Frage noch ebenso gleichgiltig war als vordem, so hatte sie sich doch unvermerkt innerlich losgemacht von den Ideen, die Erziehung und Herkommen ihr eingeimpft, und ihr Gefühl ward von vielem nicht mehr beleidigt, woran sie früher Anstoß genommen hätte. Die deutlich zur Schau getragenen Huldigungen, die oft dreisten, ja unverschämten Liebeserklärungen, die sie empfing, und die sie noch immer, aber mit mehr Entschiedenheit als Würde, zurückwies, schmeichelten ihr im Grunde doch, und lockten sie, immer wieder hinzugehen. Sie konnte es noch nicht verwinden, daß Bertha vor ihr Braut geworden, und sie sagte sich mit heimlicher Befriedigung, daß unter diesen

Männern sie nur zu wählen brauche; sie lagen ihr ja alle zu Füßen, aber ihr Herz war frei geblieben.

Der politische Ton in diesem Kreise hatte einen verbissenen und rachgierigen Charakter angenommen; den Erwartungen desselben war nicht entsprochen, seinen Wünschen nicht genügt worden. Die „Siegesflagge" hatte ihr Triumphgeschrei eingestellt und brachte Artikel voll Gift und Galle, welche aber nicht mehr so eifrig gelesen wurden, außer in den Kreisen, die in gleicher Weise dachten und fühlten. Sie hielten unter sich und in Volksversammlungen aufreizende Reden und alle stimmten darin überein, daß jetzt etwas geschehen müsse, was Eindruck mache.

Unter all' diesen Schreiern war es Löffler allein, der klar und deutlich wußte, was er wollte; die anderen waren zumeist junge leichtsinnige Leute, die an Ideale glaubten und überzeugt waren, daß aus einem allgemeinen Umsturze Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit notwendig von selbst hervorgehen müßten. Viele dachten nicht einmal so weit und sprachen nur nach, was sie hörten.

Löffler glaubte an keine Ideale; er wußte sehr gut, daß von dem, was er laut in den Volksversammlungen verkündete, nichts in Erfüllung gehen würde; aber einen Umsturz wünschte auch er, hoffte darauf, doch verfolgte er dabei rein persönliche Zwecke.

Er hatte die Revolution weder geträumt, noch hervorgerufen; jetzt, da sie da war, wollte er sie ausnützen und wie es immer geschieht, wenn einer kaltblütig einen Zweck verfolgt, gewann er Einfluß und Ansehen in der Partei, der er sich angeschlossen hatte; ja, er hatte sich zum Haupte derselben aufgeschwungen, ohne den Namen eines Leiters zu tragen. Dennoch entwickelten sich die Dinge nicht, wie er wollte, und er begann darauf zu denken, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Dem alten Fräulein Lebrecht waren nach und nach die Augen aufgegangen, und oft jammerte sie über das wilde Treiben und die stürmischen Reden in ihrem Hause. Eines Abends, als es wieder einmal recht bunt hergegangen war, wandte sie sich zu Milla, nachdem alle gegangen waren, und rief, indem sie ihre langen mageren Hände zusammenschlug: „Ach, was waren das wieder für Reden! Sage mir, Liebchen, es kann doch nicht ihr Ernst sein, daß sie alles umstürzen wollen!"

„Und warum denn nicht," fragte Milla, indem sie sich die Kokarde und die Bänder aus dem Haar löste, „was würde es denn schaden, wenn es geschähe? Was haben denn die Adeligen voraus, daß sie sich für etwas besseres halten als uns? Wir sind alle Menschen, und müssen ganz gleiche Rechte haben."

„Aber bedenke, Liebchen, alle Menschen können doch nicht adelig sein, wo bliebe denn der Bürgerstand? Und die Bürgerlichen sind doch stets die Tüchtigsten gewesen, das sagt ihr ja immer selbst."

„Ach, davon ist ja garnicht die Rede," erwiderte Milla ärgerlich, „es soll gar kein Adel mehr sein, sie sollen alle von der Kalesche herunter, und es würde mich recht freuen, dies mit anzusehen. Als mir der Graf Zellheim den Hof machte, da war nur seine hochmütige Mutter und seine aufgeblasenen Schwestern daran schuld, daß er nicht um mich freite, das sollte mich aber freuen, wenn die ihre Grafenkrone verlieren würden!"

„Aber liebe Milla," sagte verwundert die Tante, „man sagte doch hernach, daß der Graf viele Schulden habe, und sich nur deswegen genähert, weil er geglaubt, daß du sehr reich seist."

„Man sagt sehr viele Dinge, die nicht wahr sind," erwiderte Milla geringschätzig, „aber sag' einmal, Tante,

findest du nicht, daß Auguste schrecklich kokett geworden ist?"

„Nun, das weiß ich doch nicht," entgegnete die alte Dame, den Kopf hin und her wiegend, „sie versteht es schon, die Herren tüchtig abzuweisen; ach, wie wollte ich mich freuen, wenn sie unseren Richard nähme!"

„Ja, das weiß ich schon, du hast ihr immer die Stange gehalten," rief Milla erregt, „ich aber kenne sie durch und durch; mit Worten weist sie wohl die Herren ganz schön zurück, aber das Spiel mit ihren Augen, damit verdreht sie allen die Köpfe, wenn sie könnte, würde sie selbst Löffler an ihre Schleppe binden."

„Sie hat sehr schöne Augen, aber dafür kann sie ja nichts, und das ist auch kein Fehler," meinte die Tante begütigend.

„Sie hat nichts als ein Larvengesicht," entgegnete Milla, „ich kann diese regelmäßigen Gesichter nicht leiden; die haben alle gar keinen Ausdruck!"

Die Tante fand es für gut, diese Frage fallen zu lassen, doch mit einem Seufzer hub sie wieder an: „Ach, Täubchen, ich glaube, an dem Löffler hast du dir auch nichts Rechtes eingefangen."

„Nun Tante; für einen Engel habe ich ihn nie gehalten; aber ein ausgezeichneter Mensch ist er doch, und mir ergeben ist er mit Gut und Blut und dann passe nur auf; er wird uns noch manche Überraschung bereiten, von der du jetzt noch keine Ahnung hast."

Millas Locken waren während dieser Zeit aufgewickelt und die Tante folgte ihr ins Schlafzimmer, um ihren Liebling mit aller nur erdenklichen Sorgfalt zu Bette zu bringen, was sich das verwöhnte Mädchen jeden Abend gefallen ließ, als wenn es sich so von selbst verstünde.

Hätte Milla geahnt, was vorging, während sie sprach,

sie wäre weniger zuversichtlich gewesen. Als sich Auguste diesen Abend anschickte, nach Hause zu gehen, bot ihr Löffler seinen Arm, um sie hinunter zu führen. Das war nichts Auffallendes mehr; Auguste war es gewohnt, sich nach Hause begleiten zu lassen; es war ja auch nicht ratsam für ein junges Mädchen, in dieser unruhigen Zeit, sich allein zu so später Stunde auf die Straße zu wagen, zumal der Pöbel oft die ganze Reihe der Gaslaternen zugedreht hatte. Gewöhnlich wurde sie von Mehreren begleitet; heute aber hatte man Abgesandte in verschiedene öffentliche Lokale entlassen; die anderen Damen konnten auch nicht allein gehen, so blieb denn nur Löffler für Auguste übrig. Es war ja auch kein Umweg für ihn; der Markt, an dem seine Wohnung lag, war nicht sehr fern vom Wolter'schen Hause, so versicherte er der für seine Ruhe besorgten Milla mit einer zärtlichen Umarmung. Dann reichte er Augusten den Arm und schloß die Thüre hinter sich. Daß diese Sachlage nicht ohne Absicht herbeigeführt war, erkannte Auguste bald genug.

Kaum waren sie allein auf der Treppe, als Löffler ihren Arm mit Wärme an sich drückte: „Wie lange, Déesse, habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt," flüsterte er mit gedämpfter Stimme. „Ihre Sittenstrenge machte jedes verborgene tête à tête zur Unmöglichkeit!"

Auguste zuckte zusammen, sie wollte ihm ihren Arm entziehen; er hielt ihn mit sanfter Gewalt zurück: „Erschrecken Sie nicht, Auguste, es ist unmöglich, meine Göttin, daß Ihnen dieses Bekenntnis überraschend kommt; zu oft haben sich unsere Blicke verständnisvoll begegnet, Sie wissen es schon lange, daß ich Sie liebe; gestehen Sie es, Auguste; ist es nicht so?"

„Nein," hauchte Auguste, die zum ersten Male den mächtigen Einfluß des männlichen Willens auf die weib-

liche Natur spürte und es nicht hindern konnte, daß Löffler ihre Hand an die Lippen zog und mit Küssen bedeckte, „es kommt mir völlig überraschend. Sie sind Millas Verlobter; Sie dürfen gar nicht Ihre Blicke auf mich wenden!"

„Nicht dürfen," sagte Löffler gedehnt und nicht ohne Spott, „Sie vergessen, meine Schönste, daß wir im Zeitalter der Freiheit leben; nicht dürfen ist ein verpöntes Wort; wir dürfen alles, was wir können; wir dürfen nicht in den Mond steigen, denn das können wir nicht; wir können uns aber wohl zu der Liebe eines schönen Mädchens aufschwingen; wir können ihr Herz erobern mit einem kühnen Griffe und darum dürfen wir es auch. O Göttin, Sie sind viel zu klug, um nicht zu begreifen, daß Milla nicht dazu gemacht ist, mir folgen zu können; ihre kleine Seele, ihre verblühte Erscheinung, sind sie dazu angethan, einen hochfliegenden Geist zu beseelen? Auguste, in diesem Kreise gehören nur Sie und ich zu den Auserwählten; nur wir können uns verstehen. Werfen wir von uns enge, kleinliche, spießbürgerliche Rücksichten, schwingen wir uns auf zu jenem freien Dasein, das allein unser würdig ist. Sagen Sie selbst, sehnen Sie sich denn nicht heraus aus diesen engen Grenzen? Darf so viel Liebreiz, solch ein königlicher Anstand wie Sie ihn besitzen, in dieser kleinen Stadt verloren gehen? Auguste, reichen Sie mir Ihre Hand und ich will Sie in Kreise führen, die Ihrer würdig sind, wir wollen nach Paris, nach Amerika gehen, reden Sie, Auguste, befehlen Sie, verfügen Sie über mich!"

Augustens Herz klopfte hörbar; hatte sie zuerst Entrüstung erfaßt, so überwältigte sie jetzt ein ahnungsvolles Erstaunen; wie hatte dieser Mensch in ihrer Seele gelesen! Ja, sie paßte nicht hierher; er allein hatte sie verstanden, und er wollte ihr die Welt eröffnen? Amerika! ein Schauer des Entzückens ergriff sie, unwillkürlich klammerte sie sich

fester an seinen Arm. „Wie," sagte sie bebend, Sie wollten mich nach Amerika bringen, in das Land meiner Sehnsucht?"

„In das Land des freien, köstlichen Lebens! Jawohl, meine Teuerste," rief Löffler, gleich wahrnehmend, welchen Reiz das Wort Amerika für sie hatte. „Hier sind sie alle zu flau, zu matt, ich fürchte, sie bringen nicht durch; ich aber will nicht mit ihnen fallen; ich wende der Heimat den Rücken. Lassen Sie mich hoffen, daß ich dann das teuerste Kleinod, das sie für mich birgt, mit mir nehmen kann, daß Sie mir folgen werden, daß Sie an meiner Hand die neue Welt betreten wollen. Dort erst, wo die Frau so hoch geachtet ist, wird man Ihren vollen Wert erkennen; Sie werden über alle Herzen herrschen und für einen Blick aus Ihren Augen, für ein Lächeln Ihres Mundes wird man die Schätze Perus zu Ihren Füßen legen!"

Auguste war wie berauscht; eine solche Sprache hatte noch nie ihr Ohr berührt; immer bot man ihr nur Herz und Hand, den „Raum in der kleinsten Hütte," den mutigen Kampf mit dem Leben und zu alledem hatte sie keinen Zug, doch hier, welch' blendende Aussichten, welch' interessante Zukunft!

„Es wäre schön," seufzte sie aus tiefster Brust, „aber es geht nicht! o Löffler, Sie sollten mich nicht in Versuchung führen!"

Ein Mädchen ist schon halb verloren, wenn es eingesteht, daß es sich versucht fühlt; Löffler wußte das sehr gut, er wurde nur noch dringender; er entriß ihr ein halbes Versprechen, mit ihm zu fliehen und rief begeistert aus:

„O daß ich nicht in dieser Minute mit Ihnen weiter gehen kann bis zum Bahnhofe und mit dem nächsten Zuge diesem Neste den Rücken kehre; beseligt würden wir dem Glücke in die Arme fliegen; doch die elende Prosa des Lebens hält mich zurück! Morgen muß ich eine Geschäfts-

reise nach Frankfurt unternehmen und brauche einige Tage, mein Vermögen flüssig zu machen; kehre ich wieder, dann Auguste, dann halten Sie sich bereit, auf ein gegebenes Zeichen sich zu mir zu gesellen, und dann machen wir den Flug aufwärts, aufwärts zur Freiheit!"

Jetzt hatten sie das Wolter'sche Haus erreicht; von mannigfachen Gefühlen bewegt, reichte sie ihm den Hausschlüssel; er öffnete die Thüre; dann sich zu ihr wendend, benutzte er die Dunkelheit der Nacht, schlang seinen Arm um sie und mit den Worten: „Zur Besiegelung unseres Bundes" drückte er einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Dies war ein Fehler; Auguste stürzte ins Haus, warf die Thüre ins Schloß und stand nun in der Dunkelheit da, bebend vor Entrüstung. Noch nie hatte ein Mann außer ihrem Vater oder ihren Brüdern gewagt, sie zu küssen; diese Frechheit zerriß den Schleier vor ihren Augen; sie entsann sich, mit wie zärtlichen Worten er von Milla Abschied genommen, und was hatte er die ganze Zeit gethan? und jetzt! — — „Wie konnte ich nur einen Augenblick auf ihn hören; er ist ein Schurke, sollte ich nicht Milla vor ihm warnen? Ach, sie wird mir nicht glauben; sie wird denken, ich wolle mich zwischen sie und ihn stellen, das alberne Ding, wenn sie wüßte, wie ich ihn verabscheue; ich mag ihn gar nicht wiedersehen! Er hat gesagt, daß er morgen verreisen will; ich werde es schon in Erfahrung bringen, ob das wahr ist; dann erst werde ich wieder hingehen, wenn er wirklich fort ist."

Damit tappte sie hinauf in ihr Zimmer und legte sich nieder; doch lange währte es, bis der Schlaf ihre Augen schloß, und selbst im Traume noch verfolgten sie die widerwärtigen Eindrücke des eben Erlebten.

Zwei Tage blieb Auguste ihrem Vorsatze getreu, doch am dritten übermannte sie die Langeweile; sie wußte nicht,

was sie zu Hause beginnen sollte; zu ihren anderen Bekannten zu gehen hatte sie keine Lust; dort wurde sie so viel über die Brandt'schen Abende ausgefragt. Endlich beschloß sie, die Schwestern Bendel zu besuchen, um zu erfahren, ob Löffler abgereist sei. Sie wurde von diesen mit lauten Ausrufen über ihre Treulosigkeit begrüßt, ob sie auch eine Eintagsfliege werden wolle? Es sei nicht schön von ihr, daß sie nicht komme, die arme Milla in ihrer Einsamkeit zu zerstreuen und dergleichen. So war denn Löffler wirklich fort und sie fühlte sich wie von einem Alp befreit; sie erfuhr aber noch außer diesem soviel Neues und Interessantes, daß es ihr erschien, als wenn doch nur da allein noch wirkliches Leben zu finden sei und im Stillen beschloß, sich nicht länger fernzuhalten. Diese Schwestern stickten schwarz-rot-goldene Westen für ihre Verlobten und sprachen sich lebhaft darüber aus, welch' ein Glück es für alleinstehende Mädchen sei, in diesen unruhigen Zeiten eines männlichen Schutzes sicher zu sein; daß ihnen dieser Schutz ziemlich schwer im Beutel lag, sagten sie natürlich nicht. So erhaben sich Auguste über diese Mädchen fühlte, so beschlich sie doch ein Gefühl des Neides, als sie diese Reden hörte; sie sagte sich auf dem Heimwege, daß sie darin etwas vor ihr voraus hätten, daß, wenn sie auch einen solchen Schutz hätte, Löffler es nie gewagt haben würde, sich ihr so zu nahen. Das thörichte Mädchen dachte nicht daran, daß ihr das elterliche Haus den besten Schutz bot und daß sie ja nur sich von diesem Kreise fernzuhalten brauche, um jeder Gefahr zu entgehen. Im Gegenteil, sie sagte sich mit stillem Triumphe, daß es nur an ihr läge, sich eines solchen Schutzes, wie ihn die Bendels hatten, zu versichern, daß nur ein Wink von ihr, der Vielbewunderten, dazu gehören würde, um Richard Brandt zu ihren Füßen zu sehen,

und sie beschloß, es noch heute Abend zur Erklärung zu bringen.

Auguste konnte sehr reizend sein, wenn sie wollte, und war es vielleicht noch nie so sehr gewesen, als diesen Abend bei Brandts; auch erreichte sie vollkommen ihr Ziel. Als Richard sie nach Hause führte, hing sie als seine Braut an seinem Arme und hörte mit stillem Lächeln die feurigen Liebesschwüre, die er ihr ins Ohr flüsterte. Vorläufig sollte dies Verlöbnis noch ein Geheimnis zwischen ihr, den Brandt'schen Geschwistern und der Tante Lebrecht bleiben; erst wenn die Bestrebungen der Partei durchgedrungen, erst wenn die Freiheit proklamiert worden und Richard die hervorragende Stellung eingenommen haben würde, die ihm zukam, erst dann sollte er vor den Doktor treten und förmlich um Augustens Hand werben. Einstweilen fühlte sie sich sehr zufrieden, eine Scheidewand zwischen sich und Löffler aufgerichtet zu haben, und empfing ihn, als er wiederkam, mit einem sarkastischen, herausfordernden Lächeln.

Löffler hatte sich nicht geeilt, zurückzukommen, mit dem Flüssigmachen seines Vermögens schien er besondere Schwierigkeiten gehabt zu haben; er war verstimmt und launenhaft geworden. An Amerika schien er nicht mehr zu denken, im Gegenteil, er war voller Pläne für die nächste Zukunft, hielt große Reden, wie das ganze Volk zusammenstehen müsse als ein Mann gegen seine Unterdrücker, sprach von Volksbewaffnung, Sammlung eines Nationalfonds zu diesem Zwecke. Er schrieb zündende Artikel für diese Idee in die „Siegesflagge", die er mit R. B. unterzeichnete, unter dem Vorwande, er wolle Richard nicht die Ehre schmälern, Verfasser der Leitartikel zu sein; da sie ja ganz eines Sinnes wären, sei es ja gleichgültig, wessen Name genannt würde, ihm läge es nur an der

Sache selbst, nach dem Ruhme des Schriftstellers verlange ihn nicht.

Milla war entzückt über diese Selbstlosigkeit und den Edelmut ihres Geliebten. Dieser besaß einen so unbedingten Einfluß auf den charakterschwachen Richard, daß er ihn vermochte, in seinem Blatte zu erklären, fortan arbeite die „Siegesflagge" nur noch zum Besten des Nationalfonds; auch sollte er eine namhafte Summe nennen für ein grundlegendes Kapital. Diese Summe mußte nun, um den Fond ins Leben treten zu lassen, unter mancherlei Vorwänden den Händen des kranken Vaters entrungen werden. Daß Richard, der sehr populär geworden war, der Kassierer und Verwalter dieses Fonds wurde, verstand sich von selbst; noch weitere vier Mitglieder wurden erwählt als Verwaltungsrat, erhielten aber kaum Einblick in die Kasse. Der einzig maßgebende, aber geheime Ratgeber blieb Löffler, der die Sammlungen anregte und dem auch der Schlüssel der Kasse zugänglich war.

Doch flossen die Summen nur spärlich und er wollte jetzt die Dinge bis aufs äußerste treiben. Mit Wort und Schrift regte er den Gedanken der Notwendigkeit, ja der Berechtigung zu „Zwangsanleihen bei den reichen Hamstern an, die ihr vermeintliches Eigentum dem Gesamtwohl entziehen." Die Folge davon waren Exzesse aller Art; ein Juwelierladen und ein Bäckerladen wurden gestürmt und geplündert, Kassen gewaltsam geleert, rohe Erpressungen an Privatleuten vorgenommen: der Nationalfond mehrte sich, die „Siegesflagge" jubelte, doch die Bürger der Stadt zitterten.

Der verzweifelte Stadtrat, der sich ganz machtlos diesem Treiben gegenüber sah, wandte sich an die Regierung mit der dringenden Bitte um Militär, die Kosten der Einquartierung wollte die Stadt selbst tragen, wenn

nur Ruhe und Ordnung wieder einkehrte. Die Polizei aber beschloß, gegen die Redaktion der „Siegesflagge" einzuschreiten. Löffler, der das schon lange erwartet und seine Spione aufgestellt hatte, die ihm bei dem ersten Anzeichen sofort Nachricht bringen sollten, eilte zu Richard, drängte ihn zu sofortiger Flucht, und öffnete, als er ihn ohne Hut, mit fliegenden Haaren die Hintertreppe hatte hinunterstürmen gesehen, ruhig die Kasse des Nationalfonds, steckte zu sich, was sie an Geld und Papieren enthielt, nur einige Schmucksachen zurücklassend, die im Juwelierladen geraubt worden, und ließ den Deckel der Kasse offen stehen. Dann nahm er seinen Hut und verließ ruhig das Haus, gerade in dem Augenblick, als die Polizeiagenten um die Straßenecke bogen. Hernach forschte man auch nach ihm; doch er war spurlos verschwunden.

Auf die Nachricht, daß die Polizei in die Redaktion der „Siegesflagge" eingerückt sei, eilten die Mitglieder des Verwaltungsrates des Nationalfonds dahin, um denselben zu schützen; groß war ihr Schreck, ihn schon geleert zu finden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Stadt; der Pöbel rottete sich wutentbrannt zusammen; man schrie nach den versprochenen Waffen; man wollte Richard sehen, Verwünschungen regneten auf seinen Namen; man wollte endlich das Haus stürmen. Die Bürgerwehr mußte in aller Eile aufgeboten werden, um dasselbe zu schützen, und erst, nachdem zahlreiche Verhaftungen erfolgt waren, zerstreute sich die Menge.

Es war ein klarer, schöner Herbsttag, und Auguste, welche die Unruhen in der Stadt mit anderen Augen ansah als der Rest ihrer Familie, und sich daher häufig abzusondern liebte, war allein im Garten. Sie fühlte sich gut aufgelegt und pflückte singend die Nüsse an der Gartenhecke; da vernahm sie ein rasch sich wiederholendes Klopfen

an der Gartenpforte; sie trat heran und fragte wer da sei. „Mach' schnell auf, Liebchen!" hörte sie Richard's atemlose Stimme sagen, „man ist mir auf den Fersen."

Auguste öffnete sogleich und zog ihn in den noch immer schattigen Laubgang, hier konnten sie vom Hause her nicht gesehen werden.

An allen Gliedern bebend, erzählte Richard das Vorgefallene. „Ich werde verfolgt," rief er, „wenn du mich nicht verbirgst, bin ich verloren! Du bist so klug, mein einziger, mein rettender Engel; ersinne einen Ausweg für mich, bring' mich ins Haus, birg mich in deiner Kammer, in deinem Schranke, wo du willst, nur laß mich nicht in die Hände der Häscher fallen!"

Er hatte alle Fassung verloren, rang die Hände, fiel vor Auguste nieder und umschlang flehend ihre Kniee.

Auguste bebte auch; wie ein Blitz schoß es ihr durch den Sinn, in welche Lage sie sich, ihren Vater, ihr ganzes Haus gebracht durch ihre thörichte Verbindung mit diesem Kreise; was aber sollte sie nun beginnen? Den Flehenden zurückzuweisen vermochte sie nicht, ebensowenig aber ihn ins Haus zu bringen.

„Es ist schrecklich, Richard!" rief sie. „Ins Haus kann ich dich nicht bringen, die Meinigen dürfen nicht wissen, daß du hier bist; was fangen wir an?!"

„Ist denn hier kein Ort im Garten, wo du mich verstecken könntest?" fragte er mit bleichen Lippen.

„Ach, das Kaninchenhaus, dort geht's!" rief sie, sich plötzlich besinnend, „komm', ich verberge dich, dort bist du ganz sicher!" Sie ergriff seine Hand und führte ihn in die Ecke des Gartens.

Ein altes Gartenhaus der kleinsten Art, dessen Fenster bis zu der obersten Scheibe mit Brettern zugeschlagen waren, hatte man für die Kaninchen, die Lieblinge der

Kinder, eingerichtet und ein kleiner Bretterzaun bildete einen ganz engen Hof um das Häuschen; es war wirklich ein sehr verborgener Ort, nur der längere Aufenthalt hierselbst für einen Menschen eine bittere Aussicht, zumal in dieser Jahreszeit. Für den Augenblick war Richard überglücklich, diese sichere Stätte erreicht zu haben. Auguste brachte einige Gartenstühle herbei, auf denen er sich ausstrecken konnte, holte so verborgen als möglich einen alten Damenmantel und zwei große Tücher aus dem Hause, legte ein kleines Vorlegeschloß an die Thüre des Bretterzaunes und erklärte den Geschwistern, daß sie für diesen Herbst die Kaninchen allein versorgen wolle; sie habe sich den ganzen Vormittag mit den lieben Thierchen beschäftigt und so großes Vergnügen daran gefunden, daß sie ihr nicht dreinreden sollten.

Während des Mittagessens sprach der Vater in scharfen Worten über Richard Brandts Entweichen, nannte ihn einen von der schlimmsten Art und sagte zu Auguste, es thäte ihm leid, daß Milla unschuldiger Weise durch den elenden Bruder mitleiden müsse; aber Augustens Freundschaft für sie würde ihn nicht hindern, diesen Buben den Gerichten auszuliefern, wenn er in seine Hände käme; es sei unbegreiflich, wie er so spurlos hätte verschwinden können.

Augustens tiefes Erröten wie ihre Thränen bezog jeder auf das Mitgefühl für Milla, und man bezeigte ihr um so mehr Freundlichkeit, als man nicht daran zweifelte, wie sehr sie unter dieser Katastrophe litt. Als sie daher nach dem Essen Johanna bat, ihr das Wegstellen der Reste zu überlassen, reichte ihr diese willig die Schüssel in der Überzeugung, sie suche Arbeit, um sich von den traurigen Gedanken abzuziehen. Sie aber füllte ein Körbchen mit Vorräten, verbarg es unter ihrem Tuche und schlüpfte

hinaus zum Kaninchenstalle, ihren Gefangenen zu erquicken. Richard war in gerührter, dankbarer Stimmung; er bedeckte ihre Hände mit Küssen und beschwor sie, ihre Güte noch weiter auszudehnen und zu Milla zu gehen, um ihr zu sagen, wo er sich verborgen halte, und sie um Reisegeld für ihn zu bitten, damit er noch in dieser Nacht fliehen könne. Auguste versprach es, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als seine Flucht. Sobald er sie jedoch dazu willig fand, erwachten so viele Wünsche in ihm, daß ihr ganz bange wurde. Seinen Mantel wollte er haben, Kleider, Wäsche und von seinen Wertsachen so viel als möglich. Auguste ward sich immer mehr des ganzen Ernstes der Lage in peinlichster Weise bewußt, was konnte sie aber thun? Bei Milla hoffte sie Rat zu finden, sowie Hülfe für Richard.

Im Brandt'schen Hause fand sie alles drunter und drüber; eine Anzahl Polizeibeamter hatte dort Posto gefaßt; der alte Brandt lag schwer darnieder; gleich hinter ihr eilte der Arzt mit einer Pflegerin, die er geholt, die Treppe hinauf; der alte Justizrat Seehas empfing ihn mit sorgenvollem Gesichte. Milla lag auf dem Sopha im Saale, umgeben von ihrer Tante und den guten Fräulein Berger, die sich wieder eingefunden, jetzt, wo so schweres Leid die Freunde getroffen. Milla fiel aus einem Weinkrampf in den anderen; sie klagte, daß Richard sie unglücklich gemacht, es sei entsetzlich, daß er mit dem Gelde des Nationalfonds durchgegangen sei; auf alle seine Papiere sei Beschlag gelegt; man habe auch sie, die Tante, den Vater verhört, der darüber ganz krank geworden; und Löffler, der so edeldenkend sei, habe sich gewiß dadurch allein zurückgestoßen gefühlt, denn er sei den ganzen Tag nicht gekommen. Auch seien so viele Forderungen eingelaufen, daß sie alles verlieren müßten; sie sei jetzt so

arm wie eine Kirchenmaus und das unglücklichste Wesen von der Welt.

Auguste erschrack bei dem Gedanken, daß Richard das Geld genommen haben könnte; sollte er auch sie hintergangen haben? Sie suchte mehr über seine Flucht aus dem Hause zu erfahren, doch Milla erklärte, sie könne seinen Namen nicht nennen hören, sie wollte, die Polizei hätte ihn schon; dann würde sie selbst wenigstens nicht mehr im Auge behalten werden, was unerträglich sei, und das sei gewiß, daß sie für den ungeratenen Bruder auch nicht den kleinsten Finger heben würde.

Auguste sah, daß hier gar nichts zu machen sei und verließ in tiefer Niedergeschlagenheit das Haus. „War Richard auch der Hülfe wert, die sie ihm geboten? Wenn er so viel Geld bei sich hatte, warum hatte er von Milla Reisegeld verlangt?

Als sie am Abend Richard Bericht über ihren Besuch erstattete, ward er sehr ungehalten, behauptete, sie habe es nur zu ungeschickt gemacht und da sie ihn nun einmal in diesen Stall gesperrt, sei es auch ihre Sache, ihm herauszuhelfen. Auguste war erstaunt und tief gekränkt davon, wie schnell Richard vom kläglich Bittenden zum brutal Fordernden übergegangen war, jetzt wo sie, da sie ihn versteckt hielt, seine Mitschuldige geworden.

Finster erwiderte sie ihm: „Was habe ich eigentlich mit dir zu schaffen; es ist genug, daß ich dich für den Augenblick gerettet; du hast ja das Geld vom Nationalfond bei dir, damit kannst du fliehen."

Richard sah sie starr an; er verstand sie nicht; sie erzählte ihm nun alles, auch wie der Pöbel das Haus habe stürmen wollen, die Bürgergarde noch immer die Straße sperre und sie Mühe gehabt habe, ins Haus zu kommen. Richard war verzweifelt; so müsse er sich auch vor dem Volke ver-

bergen; er sei der unglücklichste Mensch auf der Welt. Er sei aber unschuldig, er schwöre es ihr zu; er habe nichts mitgenommen; er drehte alle seine Taschen vor ihr um, aus denen manches Unnütze zum Vorschein kam, nur kein Heller Geld. Also diese Beschuldigung war falsch, Auguste atmete erleichtert auf; es erwachte auch wieder ihr Mitleid mit ihm, als er zu ihren Füßen am Boden lag und versicherte, sein Leben läge in ihrer Hand. Kaum aber begann sie ihm Mut zuzusprechen, als er sich auch schon aufrichtete, sie umschlang, auf den nächsten Stuhl zog und sie zärtlich bat:

„Thue mir eine große Liebe, süßes Kind! Sieh' es ist schon dunkel; mit diesem dicken Tuche über dem Kopfe wird dich niemand erkennen, schlüpfe aus dem Gartenpförtchen, gehe zu Löffler und führe ihn hierher."

Auguste sprang auf: „Nie werde ich zu ihm gehen! Und dazu kannst du, du selbst mich auffordern?!"

„Die Not bricht Eisen," rief Richard kläglich, „es bleibt mir ja nichts anderes übrig!"

„Man weiß nicht, wo Löffler ist!" erwiderte Auguste tonlos, es war ihr, als stände sie auf einem Moraste, in den sie von Minute zu Minute tiefer sänke.

„Er muß hier sein, er hat mich ja gewarnt!" rief Richard.

„Hat er dich gewarnt, dann ist er auch geflohen," erwiderte Auguste wie vorher.

„Dann hat er die Kasse mitgenommen," jubelte Richard auf, „nun dann ist alles gut; dann wird er nächstens das Volk bewaffnen und dann jagen wir die feilen Schergen der Justiz davon. Sie sollen mir diese Stunde der Angst zahlen, das verspreche ich dir! Das ist die erste gute Nachricht, die du mir gebracht, warum sagtest du das nicht gleich?"

„Ich wußte nicht, daß das eine gute Nachricht für dich wäre," erwiderte Auguste. „Ich muß jetzt gehen," sagte sie, „meine Abwesenheit fällt sonst auf."

Sie wünschte ihm eine gute Nacht und verschloß das Pförtchen hinter sich. Richard richtete sich sehr beruhigt, so gut es ging, für die Nacht ein und versank bald in tiefen Schlaf. — Noch zwei Tage versorgte Auguste den Flüchtling in seinem Verstecke; ein zweiter Versuch zu Milla zu dringen erwies sich als völlig erfolglos.

Der alte Brandt war gestorben, Milla selbst mußte das Bett hüten, eine Fräulein Berger allein kam zu Auguste in den Salon, es ihr zu sagen und deutete zugleich an, es wäre besser, wenn sie in der nächsten Zeit nicht käme; Milla würde dadurch immer an den unglücklichen Bruder erinnert und das rege sie so sehr auf.

Auguste litt Folterqualen; die Angst vor Entdeckung, die Schwierigkeit, Richard unvermerkt zu versorgen, seine Vorwürfe, die Ratlosigkeit, wie ihn fortzuschaffen, peinigten sie so sehr, daß sie die Nächte in Thränen verbrachte und ganz bleich und elend wurde. Unmöglich wäre das den Ihrigen entgangen, wenn deren Gedanken nicht durch ganz andere Sorgen hingenommen gewesen wären.

Als vor einigen Wochen Tante Adelgunde bemüht gewesen war, Bertha in die Geheimnisse des Einsalzens einzuweihen und diese ihr gegenüber am Pökelfasse stand, hatte sie bemerkt, wie Bertha plötzlich aufgehustet hatte und das weiße Tuch, das sie zum Munde geführt, sich rot gefärbt. Erschrocken hatte Adelgunde ausgerufen: „Bertha du speiest ja Blut!"

„Nicht oft, Tantchen," hatte Bertha geantwortet, „ich glaube nicht, daß es von Bedeutung ist, es wird wohl wieder von selbst aufhören."

Aber Adelgunde ließ alles stehen, ergriff Berthas Arm, führte sie aus dem Keller und sofort zur Frau Hedwig, die heftig erschrak und gleich anspannen ließ, um Bertha zum Vater zu bringen, der sie einer genauen Prüfung unterzog. Das Übel war in seinem ersten Stadium und er hoffte, ihm noch siegreich entgegentreten zu können; sie blieb zu Hause, um unter seiner Beobachtung zu sein, doch das stete Fortschreiten des Leidens war nicht zu verkennen; Dr. Wolter war derselben Ansicht wie einige seiner Collegen, daß Bertha den Winter in einem wärmeren Klima verbringen müsse; man faßte Meran ins Auge. Nun entstand die schwer zu lösende Frage, wer sie dahin begleiten sollte. Die Mutter konnte den Gedanken nicht ertragen, sich jetzt von ihrem Manne zu trennen; sie war auch selbst so angegriffen, so erregbar, daß Dr. Wolter ohne weiteres entschied, daß daran nicht gedacht werden könne. Johanna in Begleitung einer älteren Dienerin hätte er ihr gern mitgegeben und hätte sie damit gut versorgt gewußt und auch eine moralische Stütze wäre ihr die Schwester gewesen; doch hier trat wieder Johannas Gesicht als unübersteigbares Hindernis entgegen und der Doktor befand sich in großer Ratlosigkeit. Da erbot sich Tante Adelgunde, Bertha zu begleiten, wenn sich Johanna entschließen wollte, ihre Stelle bei Ritters auszufüllen.

„So weit ich es vermag, will ich es gern thun," sagte Johanna zu den Eltern, „ihr kennt ja aber selbst die Grenzen, die mir gesetzt sind, gebt mir Lisbeth mit, damit sie die Vermittlerin zwischen mir und dem Dienstpersonal sein kann; bei Oberförsters selbst, will ich schon meinen Platz ausfüllen, wenn ich mich auch von den gemeinsamen Mahlzeiten bei der so sehr vergrößerten Tischgesellschaft fern halten muß.

So ward denn die Reise beschlossen, und man ging mit Eifer daran, Bertha auszustatten. Dies waren nun

die Interessen, die alle im Hause erfüllten, Berthas Pflege und das Packen ihrer Koffer; denn der Tag der Abreise stand vor der Thüre und daher entging allen Augustens Aufregung.

Es war der Vorabend von Berthas Abreise, Johanna hatte noch lange an ihrem Bette sitzend mit ihr gesprochen, bis sie merkte, daß Bertha müde wurde und meinte einschlafen zu können; dann war Johanna in ihr Zimmer hinuntergegangen. Das Herz voll trüber Ahnungen trat sie ans Fenster noch ehe sie ihr Licht angezündet hatte. Zerrissene dunkele Wolken jagten über den tiefblauen Sternhimmel dahin. Johanna berührte dieses Bild wunderbar; sie setzte sich und schaute hinauf.

Sie mußte daran denken wie diese zerrissenen Wolken mit ihrem steten Wechsel, ihrem mangelnden Zusammenhange, ihrer Formlosigkeit den Zeitideen glichen, die in rascher Folge jetzt kamen und gingen, immer wieder von anderen verdrängt.

„Und wie dort der Sternhimmel unbewegt bleibt von dieser Wolkenjagd, so stehst auch Du, ewige Wahrheit, über all' dem Treiben des aufgeregten Menschengeistes. Dieser Sturm wird enden, diese Wolkenflucht vorüberziehen, dann wird der Sternhimmel in unveränderter Schöne über uns stehen, unwandelbar wie die ewige Wahrheit selbst, die alles Sein umschließt. Und diesen Himmel der Wahrheit, der unserem Geiste nicht weniger erkennbar ist, als der irdische unserem sterblichen Auge, warum muß der Mensch ihn sich trüben durch Wolken, die seinem eigenen Hirne entsteigen?" Sie dachte an Hubert, an seine wechselvolle Laune, seine düstere Lebensauffassung: „Dein Sternhimmel ist Berthas Liebe; ach warum führst du Wolken darüber hin! Sie ist ein Wesen, das im Sonnenscheine leben muß; ich fürchte, sie ist zu gut für dich!"

Johanna vertiefte sich in ihre Gedanken; die Minuten schwanden; sie dachte nicht daran. Plötzlich fesselte ein schnell auftauchender und gleich wieder verschwindender Lichtschein im Garten ihre Aufmerksamkeit; ihr Auge, das schon lange in die Dunkelheit geblickt, erkannte sogleich Auguste, die in ein großes Tuch gehüllt eine Blendlaterne in der Hand trug, deren Licht sie zu verdecken trachtete; da sie aber unter dem anderen Arme ein Kopfkissen und einen größeren Korb trug, während ihr Arbeitskörbchen an dem kleinen Finger der Hand hing, welche die Laterne hielt, geschah es doch von Zeit zu Zeit, daß ein Lichtstrahl auf den Weg fiel.

Einen Augenblick blieb Johanna wie versteinert; was konnte Augustens Absicht sein? Im nächsten Moment hatte sie ein Tuch ergriffen, es um die Schultern geworfen und war aus dem Zimmer geschlüpft. Sie fand die Thüre zum Garten halboffen stehen, wahrscheinlich um die geräuschlose Rückkehr ins Haus zu ermöglichen; jetzt diente diese Vorsicht dazu, Johannas Verfolgung zu erleichtern. Der Schein von Augustens Laterne zeigte sich jetzt in dem entfernteren Teile des Gartens, Johanna folgte ihr über Rasenplätze und zwischen Beete hinhuschend und war ihr bald ganz nahe; voll Erstaunen sah sie sie ihre Bürde am Bretterzaune des Kaninchenstalles niederlegen, die Thüre desselben aufschließen und dann die Kissen und Körbe wieder aufnehmen und in der Umzäunung verschwinden. Wäre ihr Augustens Thun nicht so ganz unbegreiflich gewesen, sie hätte sie schon lange angerufen; aber hier mußte ein Geheimnis sein, das sie um jeden Preis entdecken wollte; jetzt fielen ihr auch eine Menge kleiner Vorkommnisse aus den letzten Tagen ein, die sie damals nicht beachtet hatte, die ihr aber jetzt auf das Deutlichste sagten, daß Auguste einen gefährlichen Weg wandele. Leise schlich

auch sie durch das Pförtchen und stand nun hinter der Thüre des Häuschens, durch den Spalt in das Innere blickend.

Der Schein von Augustens Laterne fiel voll auf Richards Gesicht; er sah unordentlich und heruntergekommen aus; Johanna erschrak heftig. Wie! dieser so plötzlich verschwundene Richard Brandt, der Redakteur jenes schändlichen Blattes, ein Mensch, dem so Schlimmes nachgesagt wurde, den ihr milder und gerechter Vater so streng verurteilte, den hielt ihre Schwester im Hausgarten verborgen!!

Aber ihr Staunen verwandelte sich zur Entrüstung, als sie vernahm, in welcher Weise Richard zu Auguste sprach, sie immer mit „du" anredend. Er machte ihr heftige Vorwürfe, daß sie so spät komme. Sie entschuldigte sich demütig damit, daß es für sie so sehr schwer sei, unbemerkt aus dem Hause zu entkommen.

„Ehe Vater zur Ruhe gegangen, kann ich nicht daran denken; er macht immer die Runde im Hause und sieht nach den Thüren, ob sie verschlossen sind; was sollte ich aber beginnen, wenn ich ausgeschlossen würde?"

„Das ganze Unglück liegt ja nur an deiner Feigheit allein," murrte Richard, „warum faßt du nicht meine Hand, trittst mit mir vor deinen Vater, erklärst ihm kurzweg, ich sei dein Bräutigam und forderst seinen Schutz für mich; es wäre doch eine Schande, wenn du ihn nicht herumbringen könntest."

„Nein Richard, das geht nicht," sagte Auguste, der die Lust an der Brautschaft mit ihm völlig vergangen war, „mein Vater würde dich sofort festnehmen lassen."

„Aber alle Donnerwetter! hier in diesem elenden Stalle kann ich doch nicht länger sitzen bleiben!" fuhr Richard auf, seine Stimme gleich wieder dämpfend, um nicht draußen gehört zu werden.

„Das sollst du auch nicht," versicherte Auguste in angstvollem Tone, noch heute Nacht mußt du fort. Hier habe ich dir mein Kopfkissen gebracht, damit du noch ein paar Stunden besser schlafen kannst und hier ist Wein und kaltes Fleisch und Brot. Ich werde die Thüre offen lassen; mit dem Morgengrauen mußt du fort."

„Wie kann ich denn fort," rief Richard heftig, der schnell ein Glas Wein hinuntergestürzt hatte, „ich habe ja kein Geld!"

„Hier bringe ich dir alles was ich habe," sagte Auguste mit unsicherer Stimme, ihr Arbeitskörbchen aufdeckend. „Geld ist nur wenig dabei, aber meine Uhr mit der Kette, meine Armbänder und sonstiger Schmuck; das mußt du unterwegs verkaufen, so kommst du wohl über die Grenze."

„Was das nun wieder für ein Einfall ist," murrte Richard, „wie soll ich's denn anfangen, diese Sachen zu verkaufen; man würde mich darüber gleich festnehmen. Es ist aber wirklich eine Schande für den reichen Dr. Wolter, daß er seinen Töchtern so wenig Geld giebt, daß sie nicht einmal über einige hundert Gulden verfügen können! Nein, so kann ich nicht fort; denke dir etwas Besseres aus; so geht es nicht!"

Die arme Auguste weinte zum Herzbrechen wie eine Schuldbeladene; Johanna konnte das nicht länger mit anhören und trat vor. Auguste hatte die Laterne zu sich gekehrt, um Richard die Schmucksachen zu zeigen; das Licht fiel daher voll auf die Thüre, in der Johanna erschien. Richard verstummte vor Entsetzen; Auguste schrie auf.

„Still!" gebot Johanna, „wir könnten gehört werden; komm Auguste, hier ist nicht dein Platz!"

Sie zog die Schwester, die ihr gebrochen und willenlos folgte, ins Freie, schloß die Thüre und schob den Riegel vor; dann sagte sie fest: „Jetzt komm zum Vater!"

„Zum Vater!“ schrie Auguste „unmöglich! er liefert ihn aus; er wird erschossen werden wie Robert Blum!“

„Still, Auguste, wir können nicht wissen, ob die Polizei nicht jetzt schon unseren Garten beobachtet. Wir müssen zum Vater; nur er allein kann hier helfen.“

Sie zog die Bebende mit sich ins Haus.

„Geh' auf mein Zimmer,“ sagte sie, „ich will allein zum Vater gehen.“

Wie gern folgte Auguste dieser Aufforderung! sie fühlte die Wogen über ihrem Haupte zusammenschlagen, und ergab sich in alles. Nur dem ersten Aufflammen des väterlichen Zornes wollte sie noch ausweichen; dann komme, was da wolle; elender als in den letzten Tagen konnte sie nicht mehr werden.

Dr. Wolter hatte, um seine Frau vor den so häufigen Störungen in der Nacht, denen er sich selbst nicht entziehen konnte, zu schützen, in seinem Studierzimmer ein Bett aufschlagen lassen, das er immer benutzte, wenn er spät nach Hause kam. Das war auch an diesem Abende der Fall gewesen; auch hatte er noch nicht sein Licht gelöscht, als Johanna eintrat; er blickte ihr beunruhigt entgegen. „Ist Bertha krank?“ fragte er.

„Bertha schläft, Vater; eine andere Sache führt mich zu dir,“ entgegnete Johanna und erzählte nun möglichst ruhig das Vorgefallene; nur Eines sagte sie nicht, daß Richard Auguste seine Braut nannte. „Augustens Gutmütigkeit ist entsetzlich mißbraucht worden; es ist ein Glück, daß ich sie gesehen und die ganze Sache entdecken konnte; wer weiß, wozu er sie noch getrieben, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre.“

„Augustens unbegreifliche Thorheit soll mich nicht hindern, ihn den Gerichten zu übergeben; verlaß mich jetzt; ich werde sogleich aufstehen und diesen Menschen verhören,

ehe ich weitere Schritte thue; ihr aber bleibt in deinem Zimmer wach für den Fall, daß ich Auguste ihm gegenüber stellen müßte und um meine Anordnungen ausführen zu können."

Johanna ging, und beide Schwestern setzten sich in der Dunkelheit an das Fenster und schauten in den Garten hinab, die nächsten Ereignisse zu erwarten.

17. Kapitel.

Das Verhör.

Als sich Richard vom ersten Schreck erholt, den Johannas plötzliches Erscheinen ihm bereitet, mußte er sich sagen, daß dieser Versteck ihm länger keine Sicherheit bieten könne. Daß er dem Doktor verraten werden würde, wußte er aus Augustens Aufschrei vor der Thüre, auch versah er sich des Schlimmsten von Seiten des Gorgonenhauptes, das er so plötzlich aus der Dunkelheit hatte auftauchen gesehen; er dachte daher, schleunige Flucht sei hier die einzige Rettung. Schnell ließ er Augustens Schmuck und Geld in seine Taschen gleiten und versuchte durch einen kräftigen Stoß die Thüre zu sprengen. Richard war kein starker Mann und die Thüre widerstand seinen Angriffen. Einen Augenblick dachte er nun daran, das Haus in Brand zu stecken und in der dann entstehenden Verwirrung zu entfliehen, verwarf aber diesen Plan als zu gefährlich. Nun versuchte er mit seinem Taschenmesser den Riegel zurück zu schieben; nachdem er aber beide Klingen abgebrochen, mußte er auch diesen Versuch aufgeben. Plötzlich verlöschte das Licht in der Laterne; er befand sich wieder in völliger Dunkelheit und tappte sich zu den Stühlen zurück, die ihm als Lager dienten.

Nie ist unsere Phantasie geschäftiger, uns die unglaublichsten Bilder vorzumalen, als wenn uns völlige Dunkelheit umgiebt. Richard besaß, wie alle charakterlosen Menschen, wenig persönlichen Mut, doch eine gute Portion Anmaßung und Selbstgefühl; diese verhalfen denn auch seiner Phantasie zu einem absonderlichen Schwunge.

„Im Grunde," sagte er sich, „was habe ich zu fürchten? Bin ich ein Verbrecher? Nein, ich bin für die Freiheit des Volkes aufgetreten, ich bin ein unschuldig Verfolgter!"

Thränen des Mitleids mit sich selbst traten in seine Augen. „Drei Tage sitze ich hier; der Doktor hat ein edles Herz; er muß Mitleid mit mir haben! Ach, und meinen Vater habe ich auch in diesen Tagen verloren; welch' bejammernswertes Schicksal! Nein, er wird sich nicht entschließen, es noch trauriger zu machen! Übrigens, was brauche ich mich an sein Mitleid zu wenden, habe ich denn kein Anrecht auf seinen Schutz? Seine Tochter liebt mich, wie sehr sie mich liebt, hat sie doch dadurch gezeigt, daß sie mich hier verbarg, daß sie mir ihre Kleinodien opferte; er kann nicht so grausam sein, ihr das Herz zu brechen; er muß mich schützen, er wird's, und sollte doch noch ein Zweifel in ihm leben, so werden meine Worte diesen zerstreuen. Mein Herr, ein Opfer blinden Irrtums stehe ich hier vor Ihnen" — Richard stand auf und nahm die Stellung des edlen Verkannten an, und im Dunklen die Hand ausstreckend fuhr er fort: „Ein Herz erfüllt von Freiheitsliebe, von Eifer glühend für das Wohl des Volkes," — er suchte nach der Fortsetzung und sich der Weinflasche erinnernd, tastete er nach ihr, setzte sie an seine Lippen und trank sie aus. Während des Trinkens mußte ihm seine hinreißende Rede in raschem Fluge durch den Sinn gegangen sein; denn die Flasche von den Lippen entfernend, sagte er bewegt: „Verstehen Sie mich jetzt?" — Da kann

er nicht länger widerstehen; Auguste faßt flehend seine Hand; er zieht mich an sein Herz! Natürlich, es ist ja das Beste, ich warte alles ruhig ab."

So hüllte er sich denn in den Damenmantel und setzte sich mit dem Gefühle hin, er thue freiwillig, wozu ihn doch die bittere Notwendigkeit zwang.

Nicht lange hatte er zu warten, da hörte er den Riegel zurückschieben; er erschrak doch ein wenig, und als ihm des Doktors ernste Stimme befahl, ihm zu folgen, gehorchte er sofort und trat etwas bleich und verwirrt mit ihm in des Doktors Studierzimmer.

Erst als er die Mitte des Zimmers erreicht hatte, wandte sich Dr. Wolter um und musterte schweigend den ihm Gegenüberstehenden. Richard sah nicht ansprechend aus, unrasiert, mit unordentlichen Kleidern und wirrem Haar, um die Schultern den alten Damenmantel, bildete er eine erbärmliche Erscheinung.

Fast mit Bewegung hub Dr. Wolter endlich an: „Ich hätte nie gedacht, daß ich den Sohn eines achtbaren Hauses in dieser Weise und in solchem Aufzuge vor mir sehen würde!" „Nicht an mir liegt die Schuld", entgegnete Richard, der sich vergebens nach Auguste umsah, „ich bin das Opfer mißverstandener Verfolgungssucht, ich . . ." „Das werden Sie mir nicht sagen," rief der Doktor, „der ich im Stadtrate sitze und alles Übel kenne, das Ihr Hetzblatt hervorgerufen!" „Wir haben keine anderen Mittel, das Volk aus seiner Erschlaffung aufzurütteln, in die eine lange Knechtschaft es versinken ließ; doch meine Ziele waren groß. Mein Herz glüht vor Eifer für das Wohl des Volks . . ."

„Kommen Sie mir nicht mit diesen Phrasen," brauste Dr. Wolter auf, „in jedem einzelnen von Ihnen steckt ein umgekehrter Ludwig XIV. Jeder von Ihnen spricht in

seinem tiefsten Herzen: „Das Volk bin ich“ und ist es einem gelungen, sich die Taschen zu füllen, sich eine Machtstellung zu erringen, dann spricht er: „Dem Volke ist Genugthuung geschehen“; das arme Volk ist dann eine Weile die Wühler los und Ruhe und Ordnung kehren zurück. Hätten Sie in Wahrheit ein Herz für das Volk, Sie würden zu ganz anderen Mitteln greifen, ihm sein Dasein zu erleichtern. Doch es ist jetzt nicht der Augenblick, Prinzipienfragen zu erörtern; sagen Sie mir, junger Mann, was konnte Sie veranlassen, bei mir, gerade bei mir, der ich nie zu Ihrer Fahne geschworen, eine Zuflucht zu suchen?“

Jetzt war Richard in seinem richtigen Fahrwasser, und den Kopf zurückwerfend begann er mit Zuversicht: „Wohin sollte ich in der Bedrängnis meine Schritte mit mehr Vertrauen auf einen freudig erteilten Schutz richten, als in das Haus des Vaters meiner Braut?“ Er lächelte, in der Erwartung, jetzt in die Arme geschlossen zu werden.

Es war schwer zu sagen, ob sich mehr Erstaunen, mehr Zorn oder mehr Verachtung in Dr. Wolters Blicken ausmalte. „Ihrer Braut?“ wiederholte er, als hätte er es nicht verstanden.

„Ja, meiner Braut; Auguste liebt mich zärtlich; Sie können, Sie werden ihr nicht das Herz brechen, indem Sie mich meinen Feinden ausliefern, Sie, der Vater meiner Geliebten!“

Dr. Wolter stand da, wie vom Donner gerührt; das hatte er nicht erwartet; diesen ihm so verächtlichen Menschen, diesen liebte seine Tochter? „Das will ich ergründen!“ rief er drohend, ging an die Thür und rief nach Auguste.

Schwankenden Schrittes, so bleich, daß sie mehr einem Marmorbilde als einem lebenden Wesen glich, trat sie ins Zimmer.

„Ist es wahr, Auguste, daß du diesem Manne hier dein Wort gegeben?“ Es lag eine so tiefe Entrüstung in Blick und Ton des Vaters, daß Auguste nur mit einem leisen, kaum merklichen Kopfschütteln antwortete, das den Vater erleichtert aufatmen ließ. Richard hatte davon nichts bemerkt; er ergriff Augustens Hand und sagte eindringlich zu ihr: „Auguste, sage deinem Vater, wie es zwischen uns steht; zeige ihm, daß der Bund unserer Herzen unlöslich ist, daß, mich ausliefern, hieße dein Herz brechen; bekenne ihm, wie dein hochfliegender Geist sich unseren Bestrebungen stets angeschlossen, wie auch dein Herz für Freiheit glüht . . .“

In unangenehmster Weise ward Auguste an Löfflers Worte erinnert; sie suchte ihm die Hand zu entziehen, die er festhielt. Der Doktor aber, diesen stillen Kampf bemerkend, trat rasch heran und beide trennend, zog er Auguste zu sich.

„Sie sind im Irrtume, mein Herr,“ sagte er kalt, „meine Tochter ist Ihre Braut nicht; zwischen Ihr und Ihnen besteht kein Band. Du kannst gehen, Auguste,“ sagte er zu der Tochter, in die jetzt erst Leben und Bewegung zurückkehrte und begleitete sie in solcher Weise zur Thür, daß ihr Richard nicht mehr zu nahen vermochte. Er streckte nur noch einmal seine Arme nach ihr aus und rief verzweifelnd ihren Namen; dann blieb er wie vernichtet stehen; jetzt hielt er sich wirklich für verloren.

Dr. Wolter ging in sichtlicher Erregung im Zimmer auf und ab; er suchte es sich klar zu machen, welchen Weg er einschlagen sollte. Richard wurden die Minuten zu Stunden; endlich setzte sich der Doktor auf den Stuhl an seinem Schreibtische nieder und begann nicht ohne Bitterkeit:

„Sie haben Ihre Karten gut gemischt; dadurch, daß Sie mein Kind in Ihre Angelegenheit hineingezogen, haben Sie mir die Hände gebunden, Sie auszuliefern, wie es

meine feste Absicht war, daran kann ich jetzt nicht mehr denken. Es thut mir leid, es nicht thun zu können, denn wahrlich, Sie hätten es verdient, hinter Schloß und Riegel zu sitzen, wie einer der schlimmsten Übelthäter, und es wird mir schwer, Sie der Freiheit wiederzugeben. Was hat Sie veranlaßt, noch so lange in der Stadt zu bleiben bei den großen Geldmitteln, die Sie bei sich führen?"

Richard versicherte wieder, daß er nichts mitgenommen, doch hoffe er, sein Freund Löffler habe das Eigentum des Volkes in Sicherheit gebracht.

„Es ist schwer anzunehmen, daß Sie darüber nicht näher unterrichtet sein sollten; es verlangt mich aber nicht, in diese Tiefe einzudringen. Sie haben also kein Reisegeld?"

„Hätte ich nur das Reisegeld gehabt, ich wäre lange fort," seufzte Richard; „aber hier," rief er, sich besinnend, „hier kann ich Ihnen die Beweise liefern, wie sehr mich Ihre Tochter liebte, und Sie wollen nicht an unsere Liebe glauben und sagen, es sei kein Band zwischen uns!"

Schluchzend zog er, während er sprach, vor den erstaunten Blicken des Doktors Augustens sämtliche Schmucksachen aus der Tasche und legte sie auf dem Schreibtische nieder.

„Wie kommen Sie zu diesen Dingen?" fragte Dr. Wolter finster.

„Auguste, Ihre Fräulein Tochter, brachte sie mir in ihrer sorgenden Liebe für mich; sie wollte, daß ich noch heute Nacht fliehen sollte und mit dem Erlöse dieser Sachen mir weiter helfen möchte."

„Ich sehe nun klar, wie die Dinge liegen; das arme Kind wußte nicht, wie es Sie los werden sollte und opferte alles, was sie hatte. Nicht ein Zeichen ihrer Liebe sehe ich darin, nur ein Zeichen ihrer Furcht; daß Sie dieses Opfer angenommen, gereicht Ihnen nicht zur Ehre. Frei

auf Ihr Ehrenwort, sofort die Stadt zu verlassen, kann ich Sie nicht geben. Sie würden es schwerlich halten und wer weiß, ob Sie nicht schon mit Ihrem Freunde Löffler irgend einen höllischen Plan verabredet haben. Sie selbst sind mehr erbärmlich als gefährlich; doch der Schwache ist immer eine gefährliche Waffe in der Hand des Schlimmen. Sie müssen von hier fort; ich muß Sie aber selbst fortbringen; Sie werden steckbrieflich verfolgt; ich kann Sie niemandem übergeben. Ich bringe Sie zu einem mir treu ergebenen früheren Bediensteten unseres Hauses; dieser wird Sie mit den Kleidern eines Bauern versehen und Sie auf seinem eigenen Gefährte außer Landes bringen; erst dann erhalten Sie durch ihn das Geld zur Weiterreise. Ich rate Ihnen, diese soviel als möglich zu Fuße zurückzulegen; meiden Sie alle Städte und kehren Sie nur in alleinstehenden Bauernhäusern ein; halten Sie sich nicht eher für sicher, als bis Sie die Grenze der Schweiz überschritten haben." Des Doktors Sprache war kurz und scharf; Richard gehorchte willenlos, nahm das dargereichte Licht und ging in das Nebenzimmer, die Spuren der Vernachlässigung der letzten Tage auf des Doktors Anordnung an sich verschwinden zu lassen.

Dr. Wolter ging, seinen Burschen zu wecken, und sandte ihn, einen Fiaker zu holen: „Der Rebheimer ist sehr krank geworden," sagte er, „ich muß gleich zu ihm hinausfahren."

Dann begab er sich zu seinen Töchtern: „Ich kann euch noch nicht gestatten, euch niederzulegen; diese leidige Sache muß in dieser Nacht und nur zwischen uns zu Ende geführt werden. Johanna, sage dem Burschen, wenn er wiederkommt, daß er sich niederlegen kann; er braucht nicht auf meine Abfahrt zu warten; du selbst wirst die Thür schließen; vor allem sorge dafür, daß er nicht in mein

Zimmer tritt. Sind noch Spuren von Brandts Verweilen im Kaninchenhause vorhanden, so bringt sie beiseite, während ich fort bin; die Hausgenossen dürfen nichts von dem Vorgefallenen erfahren."

Er ging, ohne Auguste einen Blick geschenkt zu haben; sie aber, fast unempfindlich geworden, saß starr da und schaute auf den Boden, ohne Worte, ohne Thränen; es wäre Johanna fast unheimlich geworden, wenn sie nicht gesehen hätte, daß sie willig alles that, was man von ihr verlangte, daß keine wirkliche Erstarrung sie ergriffen. Als der Vater mit Richard das Haus verlassen, gingen beide Schwestern in den Garten und brachten alles zurück, was Auguste zu Richards Bequemlichkeit in den Kaninchenstall geschafft. Dann setzte sich Johanna in des Vaters Zimmer; es schien ihr für Auguste besser, daß sie allein bliebe.

Diese litt unendlich unter einem tief empfundenen, immer wachsenden Gefühle der Scham; sie konnte sich selbst nicht mehr begreifen; sie fand keine Entschuldigungsgründe für sich, besonders jetzt, wo sie den Vater so mild mit Richard verfahren sah und dieser selbst ihr so zuwider geworden war. Aber sie fand nichts in sich, was sie zu einem offenen, freien Bekenntnis ihrer Schwäche gebracht hätte. So ward sie durch ihre Selbstvorwürfe wohl niedergebeugt, aber nicht gedemütigt.

Eine Stunde später öffnete Johanna dem Vater die Hausthür.

„Ich hoffe, diese fatale Sache ist jetzt beendet", sagte er erleichtert zu ihr; „doch je länger ich sie mir überlege, um so unbegreiflicher wird mir Augustens Verhalten; ich muß noch mit ihr sprechen und die Sicherheit erlangen, daß jeder Verkehr mit dieser Familie aufhöre."

Auguste erschien vor dem Vater ebenso bleich wie

vorher: „Erkläre mir, Auguste," rief er nicht ohne Heftigkeit, „erkläre mir, wie das alles stattfinden konnte?"

Auguste sah zu Boden und antwortete nicht.

„Es ist doch nicht möglich, daß du diesen Laffen wirklich liebst!" rief er mit entrüstetem Erstaunen.

Sie hätte aufschreien mögen: „Nein, nein, ich liebe ihn nicht, ich möchte dir auf den Knieen danken, daß du mich von ihm befreit hast; ich habe ja in diesen Tagen seine gemeine, niedrige Gesinnung völlig erkannt; ich fühle mich tief schuldig und ich will alles Schwere, was nun kommen muß, in Geduld auf mich nehmen, glücklich, wenn ich allein und nicht das ganze Haus durch meine Thorheit leiden muß." Das hätte sie alles gern gesagt, aber ihre Lippen waren nicht gewohnt, ein demütiges Bekenntnis zu sprechen; ihr Mund war ihr wie mit einer eisernen Klammer geschlossen; nur einmal erhob sie die Augen zu des Vaters Gesicht, dann senkte sie sie wieder und schwieg. War es zu verwundern, daß er dieses Wesen für passiven Widerstand nahm, daß er in Zorn geriet, ihr heftige Vorwürfe machte und da kein Wort von ihr zu erlangen war, sie endlich mit dem strengen Befehle entließ, keinerlei Verkehr mit Richard Brandt aufrecht zu erhalten und das Brandt'sche Haus nicht wieder zu betreten.

„Ach, Auguste," rief Johanna verzweifelt, als sie wieder in ihrem Zimmer waren, „warum antwortetest du dem Vater nicht?" „Ich konnte nicht, Johanna, es war mir unmöglich zu sprechen; aber sage du dem Vater . . ." und nun kam das ganze und volle Bekenntnis über ihre Lippen; nun offenbarte sie das ganze Treiben im Brandt'schen Kreise, Löfflers Antrag, ihre unsinnige Verlobung, nun kamen Reuethränen und Selbstanklagen, daß Johanna Mühe hatte, sie nur in etwas zu beruhigen. Sie sagte ihr, daß nun ja alles vorüber sei, sprach ihr liebevoll zu,

brachte ihr einen kühlenden Trank und hüllte die vor Aufregung Fröstelnde in ihren Plaid; endlich bewog sie sie, sich auf ihrem Sopha niederzulegen, wo sie bald ganz erschöpft vor Erregung und Thränen in tiefen Schlaf versank.

Johanna warf sich nun völlig angekleidet auf ihr Bett; sie war sehr müde und es begann schon zu dämmern; dennoch kam kein Schlaf in ihre Augen. Es war ihr unendlich schwer gerade jetzt und für so lange das Haus verlassen zu müssen; noch gestern Abend schienen die Dinge so klar und einfach zu liegen, und nun hatten die Vorgänge dieser unruhigen Nacht alles verändert. Wie würde es sich hier im Hause gestalten, wenn sie ging, die jetzt vermittelnd zwischen allen stand. War Auguste in ihrer gegenwärtigen Gemütsverfassung ein guter Umgang für Lenchen, dieses junge, nicht leicht zu lenkende Wesen, das erst jetzt wieder anfing, sich in erfreulicher Weise zu entwickeln? Diese Gedanken ließen ihr keine Ruhe und erst gegen Morgen schloß ein kurzer unruhiger Schlaf ihre Augen. Sobald das Leben sich im Hause zu regen begann, war sie wieder wach, erfrischte sich mit kaltem Wasser und ordnete ihren Anzug; dann besorgte sie den Kaffeetisch wie gewöhnlich und trug zu bestimmter Stunde selbst den Kaffee für den Vater in sein Zimmer. Es trieb sie, die letzten Stunden, die sie noch im Elternhause zu verleben hatte, zum Besten der Ihren auszunutzen; sie setzte sich zum Vater und teilte ihm Augustens Beichte mit, knüpfte aber daran die Frage, ob es nicht das Beste wäre, Lenchen zur Vorbereitung auf die Konfirmation zu Meders in die Pfarre zu schicken; dadurch wäre sie der Teilnahme an Augustens unvermeidlichen Seelenkämpfen entrückt, und für diese wäre es gerade jetzt recht gut, wenn die ganze Verantwortung der häuslichen Arbeit ihr zufiele und ihr Zeit und Gedanken ausfüllen würden.

Die ganze Liebe, die Dr. Wolter für dieses sein Sorgenkind im Herzen trug, trat in seine Augen, als er Johanna in die Arme schloß und an sein Herz zog:

„Du bist ein Segen für uns alle," sagte er, „in deiner stillen, ungestörten Abgeschlossenheit trägst du das Wohl der Deinen beständig auf dem Herzen und erkennst daher die gegenwärtigen Übel und die drohenden Gefahren. Ja, wir wollen Lenchen entfernen; ich gehe, diese Angelegenheit mit der Mutter zu besprechen; die Arme, sie wird staunen, wenn sie hört, in welcher Unruhe wir die Nacht verbracht haben." Tante Adelgunde erschien bald nach dem Frühstücke und alle sammelten sich um Bertha, die mit dem Mittagszuge nach Meran reiste. Auguste war unter dem Vorwande, an starken Kopfschmerzen zu leiden, auf ihrem Zimmer geblieben und Bertha war zu ihr gegangen, um Abschied von ihr zu nehmen. — Lenchen zeigte sich hocherfreut über die so unverhofft gekommene Reise und begleite am Nachmittage Johanna ins Jagdschlößchen, von wo sie zu Meders gebracht werden sollte. —

Als Auguste gegen Abend ihr Zimmer verließ, fühlte sie es als eine Erleichterung, daß keine forschenden Schwesternaugen auf sie gerichtet wurden; sie hatte es über sich gebracht, Vater und Mutter um Vergebung zu bitten und besorgte fortan still und treu ihre täglichen Pflichten. Sie hatte nicht die Gabe, in heiterem Spiele mit den Kleinen ihren Kummer zu vergessen; auch vermochte sie nicht an die so herzliche und rückhaltlose Vergebung des Vaters zu glauben; daß aber die Mutter, die ihr früher jede Freiheit gestattete, sie jetzt bei jedem Schritte, den sie außer Hause that, begleiten wollte, und galt es auch nur einen Gang in den Handarbeitladen, das ertrug sie in stiller Geduld als eine gerechte Strafe.

18. Kapitel.

In Meran.

Bertha war von den Vorgängen im Elternhause unberührt geblieben; man suchte nur heitere Bilder vor ihr Auge zu bringen; sie sollte ruhig und heiter bleiben und sich erholen. Sie schrieb kleine zärtliche Briefe nach Hause und sandte zu Weihnachten kleine, sinnige Geschenke, nur kleine, da die durch Tante Adelgunde streng befolgte kurgemäße Lebensweise ihr wenig Zeit zu irgendwelcher Beschäftigung übrig ließ.

Aber, wie sorgfältig Tante Adelgunde war, wie gehorsam Bertha sich ihren Anordnungen unterwarf: mit ihrer Genesung wollte es dennoch nicht vorwärtsgehen; es war als wenn etwas an ihrem Lebensmarke zehre; jeder errungene Fortschritt schwand aus unbegreiflichen Gründen bald wieder, so daß einmal der Arzt ganz entmutigt zur tiefbekümmerten Adelgunde sagte:

„Ich fürchte, ein geheimer Kummer nagt an dieser jungen Seele und macht alle Mühe und Arbeit, ihrem Körper Heilung zu bringen, zu Schanden."

„Welch' ein Kummer kann sie drücken?" rief erstaunt Adelgunde, „sie ist die liebende und heißgeliebte Braut des schönsten Mannes, den man sehen kann, sie geht einer glücklichen, sorgenfreien Zukunft entgegen."

„Des schönsten Mannes, sagen Sie?" fragte gedankenvoll der Arzt, „könnte da nicht vielleicht Eifersucht? — —"

„Unmöglich, ganz unmöglich!" versicherte Adelgunde. „Er hat nur Augen, nur Gedanken für sie; er überschüttet sie mit Briefen, mit Geschenken; er beschwört sie, sich zu pflegen, sich zu schonen, mit einem Worte: er atmet nur für sie!"

Der Arzt hatte ihr aufmerksam zugehört. „Vielleicht zu sehr," sagte er vor sich hin, „und sie liebt ihn mit gleicher Leidenschaft?"

„Ich weiß nicht, ob man bei einem so sanften Charakter von Leidenschaft sprechen kann," meinte Tante Adelgunde, „aber das glaube ich wohl, daß er alle ihre Gedanken erfüllt."

Der Arzt nickte ernst mit dem Kopfe: „Ja, derartiges kommt vor; es ist gut, daß sie keine Katholikin ist, eine Wallfahrt würde sie töten."

Der erfahrene Mann verstand, daß hier nicht alles war, wie es sein sollte.

„Ja Gottlob, daß bei uns dieser Unsinn nicht gebräuchlich ist," rief Tante Adelgunde ganz aufgeregt und ging, nachdem sich der Arzt verabschiedet hatte, noch erfüllt von diesem Gespräche zu Bertha.

„Höre, Kind, machst du dir Sorge um Hubert?" fragte sie.

„Ist Hubert krank?" rief Bertha erschrocken, und das Blut schoß ihr dabei in die Wangen.

„Nein, nein, durchaus nicht; der ist ganz gesund!" beruhigte die Tante, „wie schreckhaft du bist; ich glaube, du liebst ihn zu sehr, du solltest dich gewöhnen, ihn mit ruhigeren Augen anzusehen; er ist ja auch nur ein Mensch wie alle anderen."

„Wie alle anderen, Tante? O nein, das ist er nicht!" rief Bertha mit aufflammender Seele. „Er ist eben ganz, ganz anders als alle anderen Menschen und darum kann er auch nur mit unbezwinglicher Liebe geliebt werden!"

Tante Adelgunde war jeder Schwärmerei abhold; da sie aber Bertha schonen wollte, sagte sie nur begütigend: „Nun ja, ja, ich sage ja nichts gegen ihn; aber man muß doch immer vernünftig bleiben; ich finde, er schreibt dir

zu oft; jedesmal wenn ein Brief von ihm kommt, finde ich, daß das Fieber bei dir gestiegen ist; ich werde ihm schreiben, er solle seine Briefe an dich einschränken; sie regen dich auf."

„Das wirst du nicht thun, Tante!" rief Bertha und Thränen stiegen ihr in die Augen, „wenn mein Fieber steigt nach seinen Briefen, dann ist es vor Freude und diese kann doch nicht schaden; sollte ich aber auf Briefe von ihm warten müssen, dann würde ich wirklich krank werden. Sieh', jetzt hast du mich durch deine Drohung weit mehr aufgeregt als alle Briefe Huberts es könnten." Und erschöpft lehnte sie sich im Sopha zurück.

Tante Adelgunde eilte herzu; sie hob Berthas Füße aufs Sopha, schob ihr die Kissen zurecht, dann holte sie stärkende Tropfen, konnte aber nicht umhin, dazwischen hinein zu seufzen: „Ach du mein liebes Kindchen, du armes Herzchen! Ja, das ist eben die Sache; du fühlst zu stark, was Hubert anbetrifft, du bist ein wahres Blümchen rühr' mich nicht an."

Bertha lächelte vor sich hin: „Es hat wohl jeder seinen verwundbaren Punkt, Tantchen, und gieb nur zu, im Grunde wäre es dir gar nicht recht, wenn ich Hubert weniger liebte."

„Nun, davon wollen wir gar nicht reden," sagte die gutmütige Tante, die ihrem Neffen mit wahrhaft blinder Liebe anhing, — und eigentlich ist es ja auch hübsch von Hubert, daß er dir trotz seiner Studien so viel schreibt; aber weißt du, das Antworten greift dich ganz gewiß an; das Antworten, das könntest du mir überlassen; ich bin doch eure Tante, ihr habt mich beide lieb; du könntest mir doch ganz einfach sagen, was ich ihm schreiben soll, und ich thue es mit Freuden, so oft du willst."

Jetzt aber mußte Bertha hell auflachen: „Nein, Tantchen, das geht nicht an; ich danke dir viel tausend Mal für

deine gute Absicht; aber was ich an Hubert schreibe, kann ich keinem anderen sagen. Huberts Briefe sind nicht leicht zu beantworten; da muß man oft sehr nachdenken, ehe man weiß, was man sagen soll, aber er liebt meine Briefe und das ist ja auch alles, was ich für ihn thun kann."

Sehr ernst werdend setzte sie hinzu: „Jeder Mensch, auch der Kranke, hat seine Aufgabe im Leben; die meine ist, wie ich glaube, zu Hubert zu sprechen, wie das Herz es mir eingiebt; vielleicht segnet Gott mein schwaches Wort an ihm. Es heißt ja, wir sollen wirken, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

Noch niemals hatte Bertha ihre tiefsten Herzensgedanken so weit offenbart; Adelgunde wandte den Kopf ab:

„Nun ja, Kind, so schreibe selbst," sagte sie, „aber nicht mehr als eine halbe Stunde am Tage."

Sie ging schnell hinaus, um ihre Thränen zu verbergen und Bertha lächelte eigentümlich vor sich hin.

Die gute, wirtschaftliche Tante Adelgunde besaß ein frommes, tiefgläubiges Gemüt; und das machte sie fähig, Bertha zu verstehen; bei ihrer geraden, einfachen Natur sah sie die Dinge, wie sie waren. Dieser eine Blick in Berthas Herz hatte genügt, sie das Verhältnis dieser Beiden zu einander erkennen zu lassen; sie ward dem so sehr geliebten Neffen fast gram darüber, daß er seine Braut nicht zu schonen wisse; zugleich fühlte sie, daß Bertha selbst nicht an ihre Genesung glaube, und dieser Gedanke war ihr sehr schmerzlich; sie sagte wohl nichts mehr, aber oft seufzte sie vor sich hin: „Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich."

Als sie an diesem Tage wieder zusammenkamen, hatten sie nur ein freundliches Lächeln für einander, das vorher Gesprochene wurde nicht mehr berührt. Bertha nahm den Arm der Tante, sie wählten ihren Lieblingsweg und wanderten, nur von heiteren Dingen redend, das reizende Thal dahin.

Tante Adelgunde hatte als Krankenpflegerin einen Fehler: sie besaß einen festen, zu ungewohnter Stunde schwer zu brechenden Schlaf. Das war auch der Grund, daß sie, trotzdem die Thüre zwischen den Schlafzimmern offen stand, nicht wahrnahm, wie Bertha, die der Schlaf immer lange floh, oft Stunden hindurch in ihrem Bette knieend in heißem Gebete, das ihr unbewußt oft laut von ihren Lippen strömte, um den Seelenfrieden des Geliebten rang; wie häufig sie darnach das Licht wieder anzündete, das schon bereitgelegte Schreibzeug ergriff und nun Seite auf Seite niederschrieb, so daß sie in der kurzen halben Stunde, die ihr am Tage gegeben war, nicht mehr viel hinzuzufügen brauchte, um den Brief schließen zu können. Von dem allen ahnte Adelgunde nichts. Die Überzeugung ihres leidenden Zustandes trieb Bertha zu solchem Thun und dieses wiederum steigerte ihr Leiden; doch selbst, wenn sie es über sich gebracht hätte, die schlaflosen Nächte, auf ihren Kissen liegend, ruhig hinzubringen, die sorgenden Gedanken wäre sie doch nicht losgeworden und diese hätten sie auch ohne die nächtlichen Anstrengungen aufgerieben, denn Huberts stürmische Briefe regten dieselben immer wieder an und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Es war ihm Bedürfnis, zu einer lieben Gewohnheit geworden, seine Kämpfe förmlich in ihrer Seele auszufechten und er ward es nicht gewahr, daß er sie damit überlastete, ahnte nicht, daß er sie in ein ringendes Gebetsleben hineintrieb, das ihre schon schwindende Lebenskraft völlig aufzehrte. Er liebte sie namenlos, aber mit einer selbstischen, fordernden Liebe, es kam ihm garnicht in den Sinn, daß sie ein anderes Seelenleben haben könne als das seine, daß er ihr Schmerz bereite, sie sich um ihn gräme, das sah er alles nicht, konnte es gar nicht sehen, sein inneres Auge war noch geschlossen, das „Hephata" des Herrn, das dem Blind-

geborenen das Auge, dem Tauben das Ohr öffnet, war noch nicht über ihm gesprochen worden und was in ihm stürmte, waren selbstgemachte Kämpfe und solche fördern den Menschen nicht.

Hatte Bertha in solchen Nächten nach heißem Flehen das Herz sich freigeschrieben und dem Geliebten alles gesagt, was sie glaubte sagen zu müssen, dann kam eine stille, freudevolle Ruhe über sie und sie schlief ein, um oft lange in den Tag hinein fortzuschlummern, denn Tante Adelgunde hütete sich wohl, diesen kostbaren Schlaf zu stören.

Auf Hubert wirkten Berthas Briefe wie ein wohlthuender Balsam auf eine Brandwunde gelegt, erquickend und heilend. Leider war nur der Sitz des Brandes, der ihn verzehrte, in seiner Seele selbst und immer wieder verlangte er nach der Erquickung, die ihm die Liebe seiner Braut zu bieten wußte.

Er hatte sich auf der Universität in Hegels Philosophie hineingearbeitet, zuerst mit Eifer und Interesse, dann daran festhaltend, da er nichts anderes fand, was ihn fesselte; endlich aber, angewidert von einer Spekulation, die sich nur in der Gedankenwelt bewegte und nie den Übergang zum realen Leben fand, wandte er sich von Hegel ab und suchte in der Natur, in der uns umgebenden Welt den Schwerpunkt des Lebens zu finden. Daß er ihn da nicht fand, wo ihm überall Rätsel und Widersprüche entgegentraten, war natürlich; nur den Schwerpunkt seines eigenen Lebens glaubte er in seiner Liebe gefunden zu haben; Berthas harmonisches, tiefweibliches Wesen erschien ihm als das Reizendste, das Vollkommenste, was er geschaut, und er zog sie an sich mit der ganzen Gewaltsamkeit seiner ungebrochenen Natur.

Bertha war aber trotz ihrer Jugend eine in sich geschlossene Persönlichkeit; sie sah klarer und urteilte richtiger

über ihn, als er es ahnte. Sie liebte ihn mit der ganzen Kraft ihres warmen Herzens und litt gerade darum so sehr darunter, ihn auf irren Wegen und stets mit dem Leben zerfallen zu sehen. Sie philosophierte nicht mit ihm, das hätte sie sich gar nicht getraut, sie suchte ihn nur durch ihre Liebe mit dem Leben zu versöhnen, ließ ihn auch frei in ihr Glaubensleben blicken, unbeirrt durch manches sarkastische Wort, manchen sie verletzenden Scherz, den er ihr jedoch gleich wieder abbat. An ihr duldete er diesen Geist tiefer Frömmigkeit, ja, er hätte es bei ihr nicht anders gewollt, es paßte zu ihr und er liebte sie wie ein Wesen besonderer Art, wie eine Blume, an deren Duft er sich erfreute, deren Besitz ihn reich machte, doch fiel es ihm nie ein, daß das Licht, das in ihr leuchtete, auch seinen Lebensweg erhellen könnte.

Wäre Bertha gesund gewesen, so hätte sie zuversichtlich Hubert nicht weniger geliebt, nicht mit geringerer Inbrunst für ihn gebetet, sie wäre aber nicht zu dieser krankhaften Übertreibung gekommen. Jetzt war sie durch ihren leidenden Zustand von aller wirklichen Arbeit ausgeschlossen; sie führte ein contemplatives Leben, ein rein seelisches, das durch Huberts ruhelosen Geist zur höchsten Spannung getrieben wurde. Zu früh war diese Liebe an sie herangetreten, und hatte mehr und mehr ihr ganzes Wesen überflutet; erst als ihre körperliche Schwäche so sehr stieg, daß sie es nicht mehr vermochte, dem Zuge dieser Erregung zu folgen, erst da lernte sie ihre Sorgen auf den Herrn zu werfen und stille zu werden im gläubigen Vertrauen; erst dann fühlte sie sich wirklich erlöst, nicht nur von ihren Sünden, auch von allen ihren Sorgen. Mehr und mehr zog sich ihr Herz von der Erde zurück und es kam über sie diese freudige, Liebe atmende Stimmung, die allen, die sie in den letzten Wochen umgeben durften, so unvergeßlich blieb.

19. Kapitel.

Die Einquartierung.

Es lag eine schwüle Stille auf der Stadt; Exceſſe waren in der letzten Zeit nicht mehr vorgekommen, aber das Gefühl der Unſicherheit ruhte noch auf der Bürgerſchaft. An den Straßenecken ſammelten ſich noch immer Gruppen arbeitsloſer, mißvergnügter Bluſenmänner, und in den Wirtshäuſern rumorte noch der Gährſtoff des Aufruhrs, doch dämpfte er ſeine Stimme, denn man wußte, das Militär war im Anmarſch.

Man fing an zu merken, daß man ſich mit eitelen Hoffnungen getragen. Mancher ſagte ſich mit Ingrimm, er habe die Wurſt nach der Speckſeite geworfen, die nicht herunterfallen wolle, und kehrte verdroſſen zu ſeiner Hantierung zurück. Die Idealiſten der Stadt träumten wohl noch von einer Umwandlung aller Verhältniſſe, doch ohne ſich berufen zu fühlen, ſie durch ſelbſtthätiges Eingreifen zu fördern. So waltete ſcheinbar Ruhe überall, aber niemand traute dem kommenden Tage, Handel und Wandel ſtockte, und während der Teil der Bevölkerung, der das Militär wie eine Erlöſung von ſeiner Furcht und Sorge erwartete, ſeine Freude nicht zu zeigen wagte, wappnete ſich der andere mit einem finſteren Trotze, um nicht den Anſchein zu haben, daß er ſich fürchte.

Viele Familien meldeten ſich bei dem Magiſtrat bereit, Einquartierung aufzunehmen, unter dieſen hatte auch Dr. Wolter auf eifriges Antreiben ſeiner Frau ſeine Adreſſe abgegeben, und ihm ward der Major mit ſeinem Adjutanten und zwei Burſchen zugewieſen. Die Doktorin empfing dieſe Nachricht mit großer Freude, wenn dieſe ins Haus

kamen, dann war sie ja geborgen wie in Abrahams Schoße; voll Ungeduld sah sie ihnen entgegen und bereitete alles aufs beste zu ihrem Empfange.

Auguste vernahm diese Nachricht ohne Schreck und ohne Freude; es war ihr lieb, daß die Arbeit im Hause dadurch vermehrt wurde, was sie mehr und mehr von ihren quälenden Gedanken befreite, doch keine Spur der lebhaften Neugier und Erwartung, mit der sie früher einem solchen Ereignis entgegengesehen hätte, stellte sich ein. Ruhig und mit Umsicht ging sie der Mutter zur Hand, bei der mit dem Gefühle der Sicherheit auch der alte Thätigkeitstrieb erwacht war. Nicht nur alle Bewohner des Hauses, auch die junge Lehrerin, die jetzt täglich kam, Änncheu zu unterrichten, mußten helfen, und es kehrte etwas von dem früheren Wesen froher Thätigkeit in dasselbe zurück.

Die schuldbewußte Stadt lag in tiefem Schweigen, als das Militär in geschlossenen Reihen, ohne klingendes Spiel, nur mit Trommelklang einrückte. Die meisten Läden waren geschlossen, da man Demonstrationen des Pöbels gefürchtet hatte; doch die gaffende Menge verhielt sich still, man hörte nichts als den Tritt der Soldaten und den Kommandoruf der Offiziere. Kein Fenster öffnete sich, keine frohbelebten Gesichter beugten sich aus denselben herab, um den Vorbeimarsch zu sehen; der herzliche Empfang blieb den Einquartierten in den Häusern vorbehalten, wo sie mit Freuden erwartet wurden.

Major von Stelzer imponierte der Doktorin so sehr durch seine stramm militärische Haltung, daß es ihr fast unbehaglich wurde, doch machte sein rücksichtsvolles Auftreten im Hause den ersten Eindruck bald wieder gut. Er war ein stattlicher Mann am Ende der Dreißiger, von mittlerer Größe, energisch und charakterfest, man sagte sich, wenn man ihn sah, daß dieser Mann von dem Ziele, das

er einmal ins Auge gefaßt hatte, nicht ablassen würde, und demnach war auch sein Auftreten in der Stadt fest und durchgreifend. Sein Adjutant dagegen war ein schlanker, blonder Lieutenant, dessen wasserblaue Augen nicht mehr von Auguste wichen, nachdem er sie einmal gesehen. Vielleicht war dies der Grund, warum nach drei Tagen der Major ihm befahl, das Quartier mit dem Oberlieutenant Kümmel zu tauschen, ein Befehl, dem der junge Mann mit sichtlichem Widerstreben folgte. Dem Doktor war dieser Wechsel sehr angenehm, mit dem Major konnte er nicht so recht auf den grünen Zweig kommen, seine Anschauungen, die nie den militärischen Standpunkt verließen, waren ihm unsympatisch, seine streng korrekte, vorschriftsmäßige Handlungsweise, der Dr. Wolter seine Achtung nicht versagen konnte, schien ihm von aller Güte so fern zu sein, daß er bei ihm kein Gemüt zu finden glaubte, und das machte den warmherzigen, gemütvollen Menschen, diesem unergründlichen Manne gegenüber, einsilbig und wortkarg. Daß vielleicht besondere Gründe, die in seinem Hause zu suchen waren, den Major so gemessen und zugeknöpft erscheinen ließen, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Dagegen verstand er sich ganz vortrefflich mit dem treuherzigen und gutmütigen Oberlieutenant Kümmel, der nicht mehr Soldat war, als er sein mußte, der von Frau und Kind erzählte, seine herzliche Freude an Willi und Billi hatte, sie exerzieren ließ, ihnen am Klaviere Soldatenlieder vorsang, bis sie dieselben auswendig wußten und mitsingen konnten, und sich abends bei einem Glase Bier höchst gemütlich mit dem Doktor und dessen Frau unterhielt, während Auguste Abend für Abend mit dem Major eine Schachpartie nach der anderen spielte, die sie fast immer gewann.

Lange konnte Dr. Wolter nicht begreifen, warum dabei Kümmels Augen immer wieder mit einem lächelnden Aus-

druck auf seinem Majore ruhten; da klopfte eines Tages dieser selbst — es mochten drei Wochen seit dem Beginn der Einquartierung vergangen sein — an die Thüre von Dr. Wolters Arbeitszimmer und trat in voller Galauniform über dessen Schwelle. Der Doktor stand betroffen von seinem Schreibtische auf, sein Privatzimmer hatte der Major noch nie betreten, und zu einer ärztlichen Konsultation pflegt man nicht in Gala zu kommen. Fast verlegen trat er ihm entgegen, doch wie sehr wuchs seine Verlegenheit, als ihn der Major in knapper, echt militärischer Sprache um die Hand seiner Tochter Auguste bat.

Dr. Wolter war so überrascht von dem Antrage selbst, wie auch von der Art und Weise, wie er gestellt wurde, daß er nur versichern konnte, er fühle sich sehr geehrt, aber doch ein Wort von kurzer Bedenkzeit verlauten ließ. Das schien der Major für vollkommen berechtigt zu halten und setzte dieselbe gleich auf drei Tage fest, wieder ganz gegen Dr. Wolters Gefühl, dem der Gedanke, diesem Manne drei Tage lang mit dieser unentschiedenen Frage gegenüber zu sitzen, höchst peinlich war. Er hatte sich nur sammeln, nur mit Frau und Tochter sprechen wollen, aber der Major hatte schon gegrüßt und das Zimmer verlassen, ehe der Doktor vermochte, Einspruch zu erheben, und so blieb es bei den drei Tagen.

Ein wirkliches Bedenken kam ihm eigentlich gar nicht in den Sinn, er fühlte gleich, daß Stelzers Antrag ein Glück für Auguste sei, besonders im gegenwärtigen Augenblicke. Es lag ihm daran, in keiner Weise gegen die Anschauungen des Bewerbers zu verstoßen, oder ihn auf irgend eine Weise zu verletzen, daher ergab er sich in die peinliche Lage und ging zu seiner Frau hinüber, um ihr die erstaunliche Sache mitzuteilen. Bei ihr fand er kein Schwanken, nur die ungeteilteste Freude; ihr hatte der Major immer

sehr gefallen und sie freute sich, in der Familie solch einen Schutz für alle Zeiten zu haben.

Von der Seite hatte es der Doktor nun freilich noch gar nicht angesehen, er ging, Auguste zu rufen; auch bei ihr fand er kein Zögern, sie gab ihre Zustimmung sogar freudig und getrost, obgleich nicht mit jenem Aufleuchten des Auges, das stille Liebe bekundet.

Dr. Wolter vermißte seine Johanna, er war es so gewohnt, alles in der Familie mit ihr durchzusprechen; unwillkürlich richtete er seine Schritte nach ihrem Zimmer, trat ein und schaute sich darin um. Alles sprach hier so deutlich von ihr. „Warum ist sie gegangen," sagte er vor sich hin, „ihr Platz ist hier, wenn sie zurückkommt, soll sie nicht wieder fort."

Er kehrte in sein Studierzimmer zurück; was sollte er mit seiner Bedenkzeit anfangen? Er beschloß, Kümmel mit ins Geheimnis zu ziehen und bat ihn, in sein Zimmer zu treten, sobald er seinen Schritt im Hausflur vernahm. Dieses treuherzigen Mannes unverstellte Freude, als er den Schritt seines Majors erfuhr, that Wolters Herzen wohl, und schien ihm die beste Zusicherung für Augustens Glück. Kümmel versicherte ihm, Stelzer besitze ebensoviel Herz als Verstand, doch stehe bei ihm beides unter so strenger Kontrole, daß man ihn genau kennen müsse, um ihn zu verstehen. Er habe schon lange bemerkt, daß Auguste einen tiefen Eindruck auf den Major gemacht, er habe nur gefürchtet, daß dieser nie den Mut haben würde, sich der Gefahr eines Korbes auszusetzen. Übrigens könne er dem Doktor nur von Herzen zu dem Schwiegersohne gratulieren, er würde die Tochter auf Händen tragen, wie man zu sagen pflegt; er sei für seine alte Mutter und seine beiden Schwestern ein vortrefflicher Sohn und Bruder gewesen, dabei sei er vermögend und allgemein geachtet.

Dr. Wolters Herz war vollkommen beruhigt, er zweifelte nicht mehr daran, daß unter der harten Schale bei diesem Manne ein warmes Herz schlage, und wenn nur der Major gewollt, er hätte auf allen Gesichtern seiner Tischgenossen das Jawort lesen können. Aber er konnte oder wollte das nicht, war formeller und zugeknöpfter als je, und machte jeden Versuch, ihn vor der festgesetzten Zeit von seiner Qual zu erlösen, zur Unmöglichkeit, so daß bald Dr. Wolter mehr in der Seele seines künftigen Schwiegersohnes und nicht in seiner eigenen unter der Pein der Situation zu leiden begann.

Von Auguste war ein Bann genommen, sie fühlte sich in ihren eigenen Augen gehoben durch den Antrag eines so streng denkenden Mannes, wie der Major war, und ihrer taktvollen Liebenswürdigkeit sowie Kümmels jovialer Heiterkeit allein war es zu danken, daß die Lebensluft dieser Tage keine zu schwüle ward.

Die Leiden des Majors konnte niemand lindern, er verschloß sich in eine unnahbare Hoffnungslosigkeit, ward alle Tage bleicher und beauftragte Kümmel, für ihn Zimmer im Gasthause abzusprechen für den Fall, daß ihm der Raum bei Wolters zu enge würde, es wäre ihm wünschenswert, seine Kanzlei neben sich zu haben. Abends bei der Schachpartie trocknete er wiederholt die Stirn, und wenn Auguste ihre schönen Augen mit einem Blicke des Vertrauens und der Dankbarkeit auf ihm ruhen ließ, verlor er fast die Fassung.

Für Kümmel war dieses ein Schauspiel zum Entzücken; während den Tag über der Major nicht in der gnädigsten Stimmung war und seine Untergebenen noch nie so viel zu leiden gehabt hatten als in diesen Tagen, sah er ihn am Abende unter den Blicken eines schönen Mädchens Folterqualen ausstehen, und wenn auch der Doktor sich abwandte, um nicht mit ihm zu leiden, so weidete sich

Kümmel daran mit unverholenem Lächeln, und blies dabei dicke Rauchwolken in die Luft. Der Doktorin wollte es das Herz abdrücken, daß sie ihre Freude in sich verschließen sollte, sie benutzte daher diese Wartezeit, an alle ihre fernen Kinder zu schreiben, und so ward es möglich, daß am Tage der Entscheidung Lenchen und die beiden Brüder den Familienkreis erweiterten.

Genau nach dreimal vierundzwanzig Stunden ließ sich wieder das Klopfen des Majors an des Doktors Thüre hören, und wieder in voller Gala trat der Bewerber ein. Dr. Wolter vermochte nun nicht länger den Zwang zu ertragen, er reichte dem Major beide Hände und versicherte ihm in der herzlichsten Weise seine Einwilligung. Auch bei Stelzer durchbrach das aufrichtige Gefühl alle Steifheit der Formen, beide Männer umarmten sich in herzlichster Weise. Dann ward Auguste gerufen, und Wolter legte ihre Hand in die des Majors, der, nachdem er auch von ihren Lippen das Jawort vernommen, mit sichtlicher Bewegung die Hand seiner schönen Braut an die Lippen zog.

Mit Augusten war auch die Mutter ins Zimmer getreten, ihre etwas zu geräuschvolle Freude zog wieder die steiferen Seiten des Majors in den Vordergrund; er bat angelegentlich, die ganze Sache im Hause noch geheim zu halten, bis die Einwilligung seiner Mutter eingetroffen sei, die er sich sogleich telegraphisch erbitten wolle. So erstaunlich es klingen mochte, daß ein Mann nahe den Vierzigen zu seiner Verlobung der Einwilligung der Mutter bedürfe, so lag doch in dieser Pietät ein rührender Zug, der seine Wirkung auf Augustens Eltern nicht verfehlte und der laut ausgesprochenen Freude noch einmal einen Damm setzte.

Glücklicherweise langte die telegraphische Antwort noch vor dem Mittagsessen an und Dr. Wolter konnte zu passender

Zeit an sein Glas klopfen und der Tischgesellschaft das verkünden, was alle schon wußten, die Verlobung Augustens mit dem Major. Nun ward ihre Gesundheit in Champagner getrunken und die Glückwünsche dargebracht. Nach dem Essen überreichte der Major Auguste ein umfangreiches Etui, das einen herrlichen vollständigen Schmuck enthielt, in dessen Mitte der mit einem großen Diamanten geschmückte Verlobungsring prangte. Für sich erbat er einen einfachen Ring mit einem blauen Steine, den er täglich während des Schachspieles an ihrer Hand gesehen und an den sich für ihn, wie er sagte, die schönsten Erinnerungen knüpften. Heute war er nicht steif, nur sehr still, zufrieden, neben Auguste sitzen zu dürfen und ihre Hand in der seinen zu halten, es war, als wenn er sein Glück nicht fassen könne und fürchte, aus einem schönen Traume zu erwachen.

Am Abend brachte das Offizierkorps Augusten ein Ständchen, am nächsten Tage strömte alles herbei zur Gratulation, sie sah sich wieder umringt und geehrt, sie war keine strahlende, aber eine zufriedene Braut, die mit aufrichtiger Achtung und sogar Dankbarkeit zu ihrem Verlobten aufschaute, der ihr eine neue Zukunft erschloß, und bemühte sich, um seinetwillen ihr Benehmen ganz seinen Wünschen anzupassen. Heiter stimmte sie ein, wenn andere ihr Glück priesen und zeigte sich gern während ihrer kurzen Brautzeit am Arme ihres Verlobten.

In der Stadt war Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt, in Fabriken und Werkstätten war die Arbeit wieder im Gange, der außerordentliche Stadtrat hatte sich aufgelöst, der ordentliche seine Sitzungen eingeschränkt, ein jeder kehrte zu seiner gewohnten Beschäftigung zurück, und das Bedürfnis nach Geselligkeit begann sich zu regen. Man wünschte besonders dem Militär sich dankbar zu bezeigen, und zahlreiche Gesellschaften fanden statt, Auguste,

als Braut des Majors, war wieder die gefeiertste Dame der Stadt.

Milla Brandt sah man nirgends mehr, sie war in tiefer Trauer, und die Schicksalsschläge, die sie betroffen, hatten sie viel zu tief gekränkt, als daß sie noch Lust behalten hätte, sich vor den Augen der Menschen zu zeigen. Den Bemühungen des Justizrates Seehaas und dem Umstande, daß die Tante Lebrecht mit einem Teile ihres Vermögens eintrat, war es zu danken, daß den Geschwistern Brandt der Besitz des Hauses erhalten blieb. Milla freilich besaß zu wenig Einsicht, um dies nach seinem wahren Werte zu schätzen, war sie doch genötigt, ihre hübsche Wohnung zu verlassen und mit der Tante zwei kleine Stübchen im obersten Stockwerke zu beziehen, wo sie von der einen Hälfte des einlaufenden Hauszinses leben mußte, die andere wurde für Richard zurückgelegt. Verdrossen lag sie den ganzen Tag auf dem Sofa, las Romane, fütterte ihren Zeisig, oder ging zu den beiden Fräulein Berger hinunter, die stets mit derselben Freundlichkeit abwechselnd den Klagen der Tante und denen der Nichte ein geduldiges Ohr liehen. Der Bräutigam der ältesten Bender war gleich nach Richards Verschwinden zur Besinnung gekommen. Er war ein früherer Polytechniker, der seine Studien nicht beendet hatte; jetzt drang er auf sofortige Trauung, um mit der Hand seiner Braut auch die Konzession zur Lichterzieherei zu erlangen, und eröffnete sofort das Geschäft seines verstorbenen Schwiegervaters von neuem.

Sobald er als ehrsamer Staatsbürger etabliert war, hob er alle seine freisinnigen Ideen nur für die Loge auf, deren eifriges Mitglied er war; in seinem Hause jedoch war jedes liberale Wort verpönt.

Den beiden jüngeren Schwestern war es weniger gut ergangen. Unter den vielen Verhaftungen, welche die

Polizei ins Werk setzte, als sie sich durch militärische Macht gestützt sah, gehörte auch die ihrer beiden Verlobten, die sich wiederholt besonders unnütz gemacht hatten. Kaum war dieser Umstand bekannt geworden, als sich die ahnungslosen Mädchen gezwungen sahen, die Schulden derselben, für die sie in blindem Vertrauen gut gesagt hatten, zu zahlen. Sie thaten es auch willig, obgleich der größte Teil ihres schon stark angegriffenen Kapitales daraufging, hatten sie doch die feste Absicht, den armen Unglücklichen ihre Treue zu bewahren. Doch hiervon wollte der neue Schwager, unterstützt von der Schwester, nichts hören; er erklärte, er wolle solche Durchbringer nicht in seiner Familie haben, diese Verlobungen seien schon durch die Verhaftung dieser leichtsinnigen Leute von selbst aufgehoben und er wolle die Verwaltung des Vermögens der Schwestern seiner Frau in die eigene Hand nehmen. Das that er nun auch und zahlte den Mädchen so geringe Zinsen unter dem Vorwande, ihr Kapital anwachsen zu lassen, daß sich diese seufzend entschlossen, die schwarz-rot-goldenen Westen, die sie für ihre Verlobten gestickt, im Arbeitladen zum Verkaufe auslegen zu lassen und um Arbeit zu bitten. In den Dämmerstunden schlichen sie bisweilen die Treppe hinauf zu Milla und trugen ihr alles zu, was sie an Stadtgeschichten auffingen.

Auf diese Weise erfuhr auch Milla von Augustens Verlobung, über die sie höchst entrüstet war. Sie nannte es einen Treubruch an ihrem Bruder und ihre Erbitterung gegen die frühere Freundin stieg um so höher, je Schöneres die Bendels über die Geschenke des Majors und über die Zuvorkommenheit ihrer neuen Familie gegen sie zu berichten wußten.

Mochten die Bendels nun auch Augustens Glück bis ins Ungeheuerliche übertreiben, das war gewiß, daß ihr

Schwiegermutter und Schwägerinnen in freundlichster Weise entgegenkamen; es war immer ihr Herzenswunsch gewesen, diesen einzigen Sohn und Bruder heiraten zu sehen und jetzt, wo er endlich ihren Wunsch erfüllte, waren sie bereit, seine Braut mit offenen Armen zu empfangen.

Nur sechs Wochen Zeit gestand der Major den Vorstellungen der Doktorin zu, um Augustens Aussteuer zu besorgen; länger könne und wolle er nicht warten; es sei hart genug, daß er sich überhaupt von ihr trennen müsse, und wenn das alles auch mit sehr großer Höflichkeit gesagt wurde, so sah man doch, daß kein Widerspruch möglich war. Auch der Doktor stimmte dem Major bei; er sah keinen Nutzen von der Verlängerung dieses Brautstandes für Auguste voraus; es war übrigens eine merkwürdige Sache, wie diese beiden Männer, die sich im Grunde nicht verstanden, und nur eine aufrichtige Hochachtung für einander fühlten, stets von ganz entgegengesetzten Punkten ausgehend, meistens zu demselben Schlusse gelangten, was sie zu einem sehr guten Einvernehmen geführt hatte.

War der Einzug des Militärs düster und ernst gewesen, ihr Abmarsch fand in der sympathischesten Weise statt, bei klingendem Spiele und lebhafter Teilnahme der Stadtbevölkerung. Der Major fuhr mit Auguste und ihrer Mutter zum Bahnhofe; die Trennung sollte nur wenige Wochen dauern, jedoch, Auguste hatte sich in der schützenden Nähe des ernsten Bräutigams so sicher gefühlt, daß sie Thränen beim Abschiede vergoß, der auch ihm weit näher ging, als er mit seiner Würde für verträglich hielt.

Nun gab es im Wolter'schen Hause alle Hände voll zu thun; Lenchen mußte tüchtig mithelfen und that es mit dem größten Vergnügen. Auch Johanna holte sich ihren Anteil an Arbeit ins Jagdschlößchen hinaus und heimlich stickten die Bendel'schen Mädchen an Augustens Taschen-

tüchern. So endete das böse Jahr achtundvierzig mit Freude und Wonne für die Doktorin Wolter.

Ende Januar ward Augustens Hochzeit gefeiert mit all' dem Glanze, mit all' der Würde, welche der Hochzeit eines hohen Offiziers und eines älteren Mannes ziemte. Stelzers Mutter und Schwestern waren erschienen; Augustens Schönheit und taktvolles Benehmen entzückte sie und sie betäubten sie fast durch die vielen Beweise ihrer Zuneigung und die Fülle von Geschenken, die sie ihr darbrachten. Zwei höhere Offiziere aus seinem Regimente hatte der Major sich als Brautführer mitgebracht, auch gestattete er Augusten nicht, mehr als zwei Brautschwestern sich zu wählen; es sei nicht „bon genre", eine ganze Herde hinter sich zu haben. So folgten nur Lenchen und eine Schulfreundin der in Kranz und Schleier entzückend schönen Braut.

Wie sie nun um den Altar standen, auf der einen Seite die Stelzer'sche Familie in schwerer Seide und modernstem Schmucke prangend, auf der anderen Seite die Wolters, erst die Brautschwestern ganz weiß gekleidet, dann neben den Eltern Ännchen mit den langen Kinderlocken und die jugendlichen Gestalten der Brüder, da mußte es jedem auffallen, wie sehr auf Seiten des Bräutigams Würde, Anstand und Reichtum überwiegend hervortrat, während Schönheit, Anmut und Jugendfrische ganz auf Seiten der Braut waren. Man sagte sich unwillkürlich, daß Auguste jetzt Abschied von ihrer Jugendzeit nehmen müsse, denn sie würde keinen Boden zum Weiterblühen in ihrer neuen Familie finden.

Als sie am Arme des Majors nach der Trauung die Kirche verließ, fiel ihr Blick auf Milla, die es sich nicht hatte versagen können, in Begleitung der Bendel'schen Mädchen Augustens Trauung mit eigenen Augen anzu-

sehen. Es waren keine freundliche Blicke, die sie hier trafen; sie wandte ihre Augen ab, stützte sich fester auf den Arm ihres Gatten und pries in tiefster Seele ihr Geschick, das sie aus dieser Stadt entführte.

20. Kapitel.

Waldemar.

Etwa vier Wochen waren nach Augustens Hochzeit vergangen als Johanna wieder einmal, wie sie es öfters that, vom Jagdschlößchen hereingefahren kam, die Eltern zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten brachte sie stets eine ganze Liste von Besorgungen mit, die dann Lenchen voll dienstfertiger Geschäftigkeit an sich nahm und in Begleitung der Magd sich aufmachte, um alles Gewünschte einzukaufen. Gewöhnlich belagerten die jüngeren Geschwister Johanna bei solchen Gelegenheiten; sie hatten ihr immer so viel zu erzählen und zu fragen; aber heute war sie unerwartet gekommen und die Kleinen hatten den schönen Nachmittag zu einem Spaziergange mit der Lehrerin benutzt.

So saß denn Johanna mit der Mutter allein im Wohnzimmer; sie griff mit in den Flickkorb und nutzte die kurze Zeit ihres Verweilens daheim dazu, der Mutter bei der Arbeit zu helfen, während diese ihr die eingelaufenen Briefe von Auguste und Bertha vorlas und sich eingehend über alle Freuden und Leiden im engsten Familienkreise mit ihr unterhielt.

Plötzlich wurde die Thüre des Zimmers aufgerissen und Dr. Wolter trat sichtlich erregt herein. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und begann sogleich,

nachdem er die Thüre geschlossen, in etwas heftiger Weise zu reden: „Da erhalte ich eben einen Brief von Woldemar, von dem ich nicht weiß, was ich daraus machen soll! Er hat große Rosinen in der Tasche, er will die Universität verlassen, will Landwirtschaft treiben, will heiraten und trägt das alles mit einer Sicherheit, mit einer Zuversicht vor, als wenn er den Stein der Weisen gefunden hätte und wir ihm nur so zujauchzen sollten. Hier, lies der Mutter den Brief vor!" Bei diesen Worten warf er denselben auf Johannas Schoß, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Johanna nahm den Brief und las:

„Lieber Vater! Die Mitteilung, die ich dir zu machen habe, wird dich überraschen, ich zweifle aber nicht daran, daß du sie mit derselben Befriedigung vernehmen wirst, die ich selbst empfinde, während ich sie dir schreibe. Ich habe das große Glück gehabt, die Bekanntschaft eines vermögenden Gutsbesitzers zu machen und das Herz seiner einzigen Tochter zu gewinnen. Malwine ist ein hübsches, blühendes Mädchen von 22 Jahren, sie und ein jüngerer Bruder sind die einzigen Kinder des Herrn Schlatter aus Dürau. Der Knabe leidet an einer Hüftgelenkentzündung und um seinetwillen verbrachte die Familie diesen Winter in der Stadt, wo alles Erdenkliche angewandt wurde, um das Übel zu heben. Er wird aber zeitlebens lahm bleiben, wie der Arzt sagt, hat auch keine Lust zur Landwirtschaft, und da er einen guten Kopf hat, soll er studieren. Nun ist es der Wunsch der Eltern, die Tochter bald zu verheiraten, damit der Vater dem Schwiegersohn das Gut übergeben könne. Dann würden sie mit dem Sohne in die Stadt übersiedeln, wo er in fortgesetzter ärztlicher Behandlung bliebe, was auf dem Lande doch nur schwer und kostspielig durchzuführen wäre. Dieses alles weiß ich aus

dem Munde von Vater und Tochter selbst; da wäre ich doch ein Narr, wenn ich nicht zugriffe. Ich habe, lieber Vater, auf deinen Wunsch das Studium der Medizin begonnen, der ich aber absolut keinen Geschmack abgewinnen kann; ich hoffe, du wirst nichts dagegen haben, wenn ich schon jetzt die Universität verlasse und zu Schlatters aufs Gut gehe, um dort die Landwirtschaft zu erlernen. Ich soll zunächst nicht im großen Gute, sondern in einem nahe gelegenen Pachthofe wohnen, wo ich sehr viel zu thun bekäme und meinen neuen Beruf recht aus dem Grunde kennen lernen würde. Im Herbst über ein Jahr soll ich dann mit der Hand der Tochter das große Gut übernehmen. Dann bin ich ein gemachter Mann und du brauchtest für meine Zukunft keine Sorge weiter zu haben. Es ist doch gewiß weit besser, ich werde ein guter Landwirt als ein schlechter Arzt. Ich denke, die liebe Mutter und die Schwestern werden sich auch recht herzlich freuen über die schönen Aussichten, die sich mir eröffnet haben, ich sende ihnen viele Grüße und bleibe dein gehorsamer Sohn

Woldemar."

Die Mutter hatte schon lange die Arbeit in den Schoß sinken lassen und folgte mit freudiger Spannung dem Vorlesen des Briefes.

„Aber, lieber Leopold," rief sie jetzt, „was hast du denn dagegen? Das kann uns doch nur im höchsten Grade freuen für den armen, lieben Jungen, der sich bis jetzt so gehorsam deinen Wünschen gefügt."

„Was ich dagegen habe," erwiderte der Doktor, „das will ich dir sagen, erstens: ist er mir zum Heiraten noch viel zu jung, zweitens — —"

„Er wird im Sommer fünfundzwanzig Jahre," schaltete die Doktorin ein.

„Zweitens," fuhr der Doktor fort, „kann ich es nicht leiden, wenn man die Universität verläßt, ehe man seine Studien beendet hat. — —"

„Wenn sich aber doch Besseres bietet!" rief seine Frau, „und gerade etwas, das seinen Neigungen entspricht!"

„Drittens", fuhr der Doktor, die Stimme erhebend fort, „heiratet man ein Mädchen, aber nicht ein Gut! Was sagt er aber über sie," er zog ungeduldig den Brief aus Johannas Händen: „da steht, Malwine ist ein hübsches, blühendes Mädchen von 22 Jahren, das ist alles was er von ihr zu sagen hat. Ist das die Sprache eines Verliebten? Da haben wir anderes von bräutlicher Liebe gesehen!"

„Nun," meinte die Mutter begütigend, „er ist keine so stürmische Natur wie Hubert, „aber deswegen kann er doch recht glücklich sein."

„Und von den Eltern spricht er garnicht," fuhr der Doktor, wieder auf und ab gehend, fort, „als ob es ganz gleichgültig wäre, in was für eine Familie man hineinheiratet. „Es sieht mir fast darnach aus, als wenn der Junge geködert worden sei, was sind das für Versprechungen, die ihm da gemacht worden sind? Die ganze Sache ist ja eine Thorheit, aus der nichts werden kann!" Die Mutter nahm bekümmert den Brief des Sohnes noch einmal zur Hand: „Aber sieh hier, da sagt er ja, er habe das Glück gehabt, so nennt er es, das Herz der einzigen Tochter dieses Herrn zu gewinnen; darnach scheint es, hat er schon ihr Jawort, und dann wäre es doch nicht so zu verwundern, daß sie ihm das andere alles schon mitgeteilt; sind sie aber schon verlobt, dann würde es doch auch schwer sein, dagegen Einsprache zu erheben."

Der Doktor nahm den Brief und las diesen Passus noch einmal; seine Stirne verfinsterte sich: „Das ist wohl

auch so eine Errungenschaft der neuen Zeit, daß die Söhne ihre Angelegenheiten allein einfädeln und erst zuletzt nach der Ansicht der Väter fragen." Er warf den Brief auf den Tisch und ging mit verschränkten Armen durchs Zimmer. Jetzt hatte auch die Mutter nichts zu erwidern, dieser Punkt that auch ihr wehe; es war ja nicht so lange her, daß Woldemar im Hause gewesen, aber kein Wort über Schlatters hatte er zu ihr gesagt.

„Woldemar hat nie die Art gehabt, sich viel über seine Angelegenheiten auszusprechen," nahm Johanna, die bisher sinnend geschwiegen hatte, jetzt das Wort, „besonders wenn er sich selbst noch nicht recht klar über eine Sache war, vielleicht ist das alles erst jetzt zwischen ihnen zur Sprache gekommen und daher hat er nicht früher davon geschrieben, auch nichts gesagt, als er zu Augustens Hochzeit hier war. Er kam mir aber oft sehr nachdenklich vor, wenn er bei mir im Zimmer saß."

„Gewiß," griff die Mutter Johannas Worte lebhaft auf, „so wird es auch sein; ich glaube, so ganz müßte man die Sache nicht zurückweisen, es ist doch vielleicht mehr daran, als auf den ersten Blick erscheint."

„So seid ihr Frauen immer," entgegnete der Doktor, der eine Weile zum Fenster hinausgesehen hatte; er sprach nicht mehr mit gereiztem Tone wie vorher, „ihr könnt es nun einmal nicht anders; ihr müßt diese Fragen immer von der Herzensseite betrachten. Aus seinem Briefe könnt ihr doch unmöglich für diesen Plan eingenommen sein, ihr meint nur, weil Woldemar an und für sich ein solider Junge ist, müßte auch an dieser Sache was Gutes sein, und übersieht dabei, wie sehr ihn das Verlangen, Landwirt und wohl auch Gutsbesitzer zu werden, verblendet. Er spricht hier eine Sprache, rechnet hier mit Faktoren, die meiner innersten Natur zuwider, und dem Geiste seiner

Erziehung ganz entgegen sind. Er sagt kein Wort darüber, ob dieser Herr Schlatter ein geachteter und geschätzter Mann ist, und nennt ihn nur einen vermögenden Mann; er sagt nicht, ob das Mädchen gebildet und liebenswürdig ist, spricht aber viel eingehender über den Zustand des Bruders, dessen Kränklichkeit er mit in die Berechnung seiner Lebenspläne zieht, aus dem allen spricht mir ein fremder Geist, der mir die ganze Sache zuwider macht."

„Ich fürchte, wir können von hieraus uns kein richtiges Urteil bilden," meinte Johanna, „wie wäre es, Vater, wenn du selbst hingingest und dort mit ihm sprächest, du würdest dann auch hören, was man über Schlatters spricht."

„Gewiß, lieber Leopold, das ist ein guter Gedanke," rief die Doktorin, „fahre hin, dann wirst du alles erfahren."

„Ich bin überzeugt," fuhr Johanna mit Wärme fort, „es ist nicht nur das Gut, das ihn fesselt, er sieht es aber natürlich als einen besonderen Glücksfall an, daß er zugleich seiner Neigung für die Landwirtschaft nachkommen kann, und das kann ich ihm nicht verdenken. Ich weiß es ja am besten, wie weh es thut, wenn man fortwährend dem entsagen muß, was man so gerne thäte, und es will mir scheinen, daß man doch sehr vorsichtig sein müßte, wenn man jemand seine liebsten Pläne durchkreuzen will."

Der Vater lächelte: „Du bist immer ein guter Advokat für deine Geschwister gewesen; nun, ich will es mir überlegen, vielleicht ist es wirklich das Beste, wenn ich mich mit eigenen Augen überzeuge. Wenn ich mit dem Morgenzuge reise, bin ich um die Mittagszeit dort und spätestens in zwei Tagen zurück." Gedankenvoll verließ er das Zimmer.

„Und ich gehe und packe den Mantelsack," rief die Doktorin, „jetzt haben wir gewonnenes Spiel, der Vater wird nicht wieder schwankend werden; das ist gar nicht

seine Art, und ist er erst dort, ach, Johanna, dann hoffe ich, wird noch alles gut werden! Der arme liebe Junge! wie hat er gewünscht, aufs Land zu kommen; wie glücklich wollte ich sein, wenn sich alles gut anließe!" Sie hatte, während sie sprach, ihre Arbeit zusammengelegt, nahm jetzt den großen Schlüsselkorb und verließ das Zimmer.

Nicht in der besten Stimmung trat Dr. Wolter am nächsten Morgen seine Reise nach der Universitätsstadt an, in welcher Woldemar seinen Studien bisher oblag, es stand noch immer bei ihm fest, daß er diesen vorschnellen Plan nicht zulassen wollte, doch hatten Johannas Worte ihn zu dem Entschluß gebracht, nicht zu durchgreifend aufzutreten, und sich erst ein Urteil zu bilden, ehe er das entscheidende Wort spräche. Woldemar empfing den Vater mit lichter Freude und einer Wärme, die er bei seiner etwas phlegmatischen Natur selten zeigte; er zweifelte gar nicht daran, daß er nur zu dem Zwecke gekommen sei, sein Glück voll zu machen und wollte ihm Zustimmung und Segenswunsch förmlich von den Lippen nehmen.

„Nur gemach, mein Lieber," mäßigte der Vater des Sohnes Freude, „die Überraschung, die mir dein Brief gebracht, war zu groß, als daß du erwarten kannst, daß ich deine Freude sofort teile; wir wollen doch die Sache erst ein wenig genauer überlegen, es scheint mir, du bist etwas zu schnell vorgegangen; hattest du schon diesen Plan im Sinne, als du zu Augustens Hochzeit bei uns warst?"

„Wie kannst du daran zweifeln, lieber Vater; du wirst mir doch nicht zutrauen, daß ich ohne reifliche Überlegung einen solchen Schritt thun würde!"

„Dann nimmt es mich nur Wunder, daß du es nicht für nötig fandest, mich mit in diese Überlegung hereinzuziehen?" meinte Dr. Wolter, seinen Unmut mit Mühe bezwingend.

„Was sollte ich dir damals sagen?“ erwiderte Woldemar, vollkommen überzeugt, ganz sachgemäß gehandelt zu haben. „Daß ich immer lebhaft gewünscht, Landwirt zu werden, weißt du ja schon lange; du warst dagegen, wozu sollte ich dir also meine Wünsche wiederholen, ohne Bestimmtes vor mir zu haben? Auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten hin wärest du wohl schwerlich von deiner Ansicht abgewichen, die ja, wie die Sachen früher lagen, ihre volle Berechtigung hatte.“

„Wenn es sich um nichts Weiteres handelte, als um den Wechsel deines Berufes, könntest du Recht haben,“ sagte Dr. Wolter, der zu fühlen anfing, daß er keinen leichten Stand mit dem Sohne haben würde, „du hast aber doch noch anderes, Wichtigeres, für dein ganzes Leben Entscheidendes vor; du willst heiraten, mußt doch schon damals daran gedacht haben und das hätte ich freilich erwartet, daß du mich bei diesem Schritte vorher zu Rat gezogen hättest; denn aufrichtig gesagt, zum Heiraten bist du mir doch noch zu jung.“

„Wenn ich meinem zukünftigen Schwiegervater nicht zu jung dafür erscheine, weiß ich nicht, warum ich selbst ein Hindernis darin finden sollte“, erwiderte Woldemar wie vorher.

Dr. Wolter schwieg einen Augenblick wie nachsinnend und etwas erstaunt, dann sagte er langsam: „Wir wollen von allem anderen absehen, sage mir aber, liebst du das Mädchen auch wirklich?“

„Natürlich, lieber Vater!“ rief Woldemar, „ich habe keinen größeren Wunsch, als sie mein zu nennen!“

Dr. Wolter blickte ihn sinnend an: „Würdest du auch dann so denken, wenn die Tochter nicht das Gut in Aussicht hätte?“

„Wie sollte ich das?“ erwiderte Woldemar einfach, „Malwine heiraten wollen, wenn sie ein armes Mädchen wäre, ehe ich eine feste Anstellung hätte, würde ja die reine Unvernunft sein.“

Der Doktor räusperte sich: „Dann liebst du sie also nicht so unbändig, daß sie dir zu deinem Lebensglücke unentbehrlich ist?“

„Du kannst es doch unmöglich wünschen, mich kopflos verliebt zu finden?“ war Woldemars erstaunte Gegenfrage.

„Das gewiß nicht, doch meine ich, daß bei einer Heirat die Person der Braut die erste Frage ist, ihre äußeren Verhältnisse aber erst in zweiter Linie stehen.“

„Der Meinung bin ich auch,“ stimmte Woldemar lebhaft bei, „darum habe ich mich auch zunächst der Neigung der Tochter versichert, ehe ich mit ihrem Vater sprach.“

„Mein lieber Sohn,“ begann nun der Vater in warmer, liebreicher Weise, „ich wollte mich überzeugen, wie weit dein Herz gefesselt sei, darum kam ich her, es ist mir lieb zu sehen, daß deine Neigung keine so tiefgehende ist, daß es für dich einen unheilbaren Riß geben würde, wenn du ihr entsagtest. Ich bin nicht für deinen Plan, gute äußere Verhältnisse sind ja gewiß eine schöne Mitgabe, bedingen aber nicht das Eheglück. Ich selbst habe arm geheiratet, die ersten Jahre mit deiner Mutter waren nicht leicht, wir haben uns recht mühevoll durchgearbeitet, und doch wie reich an lieben Erinnerungen sind gerade diese Jahre! Ich fürchte, ich habe dich durch den Wunsch, dich meine Laufbahn einschlagen zu sehn, beeinflußt, in einen Weg gedrängt, den du um jeden Preis verlassen möchtest, ich kann es aber nicht zugeben, daß dein Herz dabei zum Opfer fällt. Ich will von meinem Wunsche, dich dein Studium beenden zu sehen, abstehen, ich will dich auf eine landwirtschaftliche Schule bringen, dir hernach behülflich

sein, dich selbständig zu etablieren, nur heirate erst dann, wenn du dem Mädchen begegnest, für das du wahre Neigung empfindest; heirate nach dem Herzen, nicht nach berechnendem Verstande."

„Warum zweifelst du nur daran, daß ich eben jetzt meinem Herzen folge," fragte Woldemar in einem Tone, der es deutlich zeigte, daß die Worte des Vaters glatt an ihm vorübergeglitten waren, „ich liebe Malwine aufrichtig und werde gewiß sehr glücklich mit ihr sein. Selten begegnet man zweimal im Leben dem Glück, wer es nicht dann ergreift, wenn es ihm zur Hand liegt, ist ein Thor. Auch halte ich mich schon für zu sehr gebunden, um zurücktreten zu können."

Dem Doktor schwoll die Galle: „Sage mir, kanntest du schon ihre äußeren Verhältnisse, ehe du dich um ihre Gunst bewarbst, oder hast du diese erst später kennen gelernt?"

„Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Schlatter an der Gasthaustafel, an der ich täglich zu speisen pflege; mein großes Interesse für Landwirtschaft fiel ihm auf und wir wurden gut miteinander bekannt. Er lud mich ein, um mir seine Wirtschaft zu zeigen, ich fand in der Tochter eine sehr ansprechende Persönlichkeit, und ich fuhr so oft ich konnte, zu ihnen hinaus, oder ging auch zu Fuß dahin; das Gut ist nicht sehr weit von hier gelegen. Diesen Winter verbrachten sie in der Stadt. Da bin ich oft bei ihnen gewesen. In diesen Tagen gingen sie wieder aufs Land, da glaubte ich, der Augenblick sei gekommen, ich bat Malwine um ihre Hand, und sprach das übrige mit ihrem Vater ab, so ward alles festgestellt und es fehlte uns nur noch deine Einwilligung, um unsere Verlobung veröffentlichen zu können."

„Und wenn alles festgestellt ist, dann wird erst, um der Form zu genügen, der Vater gefragt," brauste jetzt

der Doktor auf und begann nach seiner Gewohnheit, wenn er aufgeregt war, mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen, „das danken wir dem modernen Zeitgeiste, daß der Wille der Eltern für die Kinder keine Autorität mehr ist! Verfluchtes Jahr achtundvierzig, das alle Verhältnisse und Ideen umgewühlt und jeder Unsitte Thür und Thor geöffnet hat!"

Auch Woldemar war aufgestanden, ein bitterer Zug lagerte sich um seine Lippen; er kreuzte die Arme und lehnte sich gegen seinen Schreibtisch: „Das Jahr achtundvierzig war so übel nicht," sagte er, „es zeigte dem mündig gewordenen Volk wie der mündigen Jugend die Kinderschuhe abzulegen und auf eigenen Füßen zu stehen."

„Du hast ja vortrefflich profitiert von den Lehren der neuen Aera!" rief mit Bitterkeit der Vater. „Wenn dies nicht nach deinem Sinne war," sprach jetzt Woldemar mit Nachdruck, „dann hättest du mich nicht zu einem Studium zwingen sollen, das mich wenig fesselte, mich aber fortwährend in Berührung brachte mit Personen, die dem Zeitgeiste huldigten; wie konntest du erwarten, daß ich ganz unberührt davon bleiben würde? Übrigens denke ich, daß ein Mensch, der die Jahre seiner Mündigkeit erreicht hat, und sich noch nie einen dummen Streich zu Schulden kommen ließ, berechtigt ist, sich seinen ferneren Lebensweg selbst zu wählen. Zu verlangen, daß der erwachsene Mann nur nach dem Willen von Mama und Papa leben, denken und handeln soll ist doch geradezu Unnatur und Thorheit."

Der Doktor war stehen geblieben, er sah den Sohn mit schmerzlichem Blicke an: „Wer uns beide reden hörte, wird schwerlich sagen können, wer der Ältere von uns ist, ich habe heute viel gelernt. Nur Eines sage ich dir, es giebt göttliche Thorheiten, die ich um alle Klugheit der Welt nicht hergeben möchte, aber von diesen ahnt, wie ich

sehe, deine Seele nichts. Lieber sehe ich dich thöricht, als allzuweise. Wir sprechen uns noch, jetzt muß ich an die Luft, über das Gehörte nachzudenken und meine Gedanken zu ordnen. Jede Trennung thut weh, am meisten vielleicht die Trennung von Grundsätzen und Ideen, die in uns noch fortbestehen, während wir sie um uns her gleich welken Blättern im Herbste von den Zweigen fallen sehen.

Er nahm seinen Hut und ging hinaus; Woldemar verharrte noch eine Weile in derselben Stellung, dann zuckte er die Achseln, und während er die Möbeln zurechtrückte, die der Vater verschoben hatte, sagte er vor sich hin: „Es thut mir leid, ihn geärgert zu haben, aber da läßt sich nun einmal nichts ändern; der Alte muß es doch auch lernen, mit der neuen Zeit zu rechnen. Hätt' es nicht gedacht, daß ihm nicht gleich alle Vorteile in die Augen springen würden, die für mich bei dieser Verbindung herauskommen. Die Zeit der Romanhelden ist vorüber, Malwine ist gerade das Mädchen, das für mich paßt, ob ich sie liebe? Natürlich liebe ich sie und werde ihr ein guter Ehemann sein, wie es die Ehre des Menschen verlangt, und daß sie mir eine rechtschaffene Frau sein wird, dafür stehe ich ein. Ein Paar Turteltauben wie Bertha und Hubert sind wir nicht, aber was kommt dabei heraus? Da war doch Auguſtens Heirat viel verständiger. Ach was, der Alte wird sich darin finden, dachte nicht, daß er solch ein Romantiker wäre."

Er nahm das Buch, in welchem er gelesen hatte als sein Vater eintrat, wieder zur Hand. Auf dem Titelblatte stand mit großen Buchstaben geschrieben: Das Schaf, seine Zucht und sein Nutzen in der Landwirtschaft.

Während sich Woldemar in dieses Studium vertiefte, schritt Dr. Wolter, von mannigfachen Gedanken und Gefühlen bewegt, die Stadtpromenade hinab. Es ist eine bittere Stunde, in der wir wahrnehmen, daß unsere Kinder unser

nicht mehr bedürfen, daß sie nur um der Form zu genügen unsere Zustimmung, unsere Einwilligung bei den entscheidendsten Schritten im Leben nachzusuchen und daß unsere Beteiligung bei der Sache weder ihr Glück zu mehren noch zu mindern vermag. Er fühlte mit Kummer, daß er und sein Sohn vollkommen verschiedene Wege gingen. Was hätte es ihm genützt, wenn er dieses ohne jedes idealere Moment geschlossene Verlöbnis zu lösen vermocht hätte? War es zu vermuten, daß Woldemar hernach Besseres gesucht? Vielleicht war dieses nicht einmal so schlimm, er wollte zu Schlatters hinausfahren, und wollte sie selbst kennen lernen. Jetzt, wo ihm die Kluft klar geworden, die zwischen ihm und dem Sohne bestand, lag ihm vielmehr daran, die Fühlung mit diesem nicht zu verlieren, als den Willen desselben unter den seinen zu beugen. Er wünschte jetzt Gutes von Schlatters zu hören, wünschte der ganzen Sache die beste Seite abzugewinnen und da er einige der Professoren und Ärzte in der Stadt kannte, besuchte er diese und brachte das Gespräch immer wieder auf die Familie, über die er eingehende Mitteilungen zu erlangen wünschte.

Er fand nicht gleich, was er suchte; das Gut war allen bekannt d. h. dem Namen nach, und man rühmte ihm die Butter und den Käse, den man von dort bezog als vorzüglich, doch die Familie kannte man nicht, sie schien dem Professorenkreise vollkommen fern zu stehen. Endlich fand er in einem Arzte, den er seit Jahren kannte, gerade denjenigen, der den jungen Schlatter behandelte und hier erfuhr er Näheres über die verschiedenen Glieder der Familie.

Schlatters hatten sich mit Mühe das Ihre erarbeitet, er galt für einen tüchtigen Landwirt und geriebenen Geschäftsmann, sie für eine seelengute aber beschränkte Frau;

der Sohn war das Herzblatt der Eltern; für ihn geschah alles, um ihn zu fördern und zu einem Fachstudium vorzubereiten, auch habe er Talent und einen eisernen Fleiß, doch würde er körperlich immer schwach und hinfällig bleiben. Die Erziehung der Tochter sei vielleicht etwas vernachlässigt worden, doch sei sie ein hübsches, blühendes Mädchen. Nicht sehr befriedigt von diesen Ermittelungen, verließ Dr. Wolter seinen Kollegen, er wünschte nun noch mit eigenen Augen zu sehen, und Woldemar war hocherfreut über den Vorschlag des Vaters, noch an diesem Nachmittage nach Durau hinaus zu fahren. Ziemlich schweigsam fuhren sie dahin bis sie die Grenze von Durau erreichten. Nun wurde Woldemar gesprächig und zeigte wie wohlbewandert er hier schon war; er erklärte dem Vater alles was sie sahen und auch nicht sahen, und versank erst in erwartungsvolles Schweigen, als sie in die lange Allee von italienischen Pappeln einbogen, die zum Gutshause führte.

Im Verhältnisse zu den großen Wirtschaftsgebäuden erschien das Wohnhaus fast klein, doch war es gut erhalten frisch getüncht und hatte ein leuchtend rotes Ziegeldach. Den Anfahrenden kamen Vater und Mutter Schlatter in einer Weise entgegen, daß der Doktor wohl sah, er stehe vor vollendeten Thatsachen. Übrigens hatte er es kaum anders erwartet, nachdem er auf der Fahrt gesehen wie festgeankert Woldemar schon an diesem Boden war. So gab er denn auch willig der lächelnd an ihn herantretenden Malwine den schwiegerväterlichen Segenskuß; war es aber Vorurteil oder sah er richtig, sie entsprach nicht seiner Erwartung; ihr reiches, in zwei dicken Flechten um den Kopf gelegtes Haar erschien ihm zu blond, ihre Augen zu blau, die Stirne zu breit, das Lächeln zu stark; die Haltung zu gerade, es war nichts an ihr, was ihm zum Herzen sprach, auch war sie scheu gegen ihn und er lernte

an diesem Abend von ihr nicht viel mehr als ihr stets bereites Lächeln kennen.

Mit Woldemar that sie aber gleich sehr vertraut und erzählte ihm, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, mit lautem Lachen, daß die braune Rieke gekalbt und die ersten Kücken ausgekommen seien, was ihn sehr zu interessieren schien und beide verließen das Haus, um in die Ställe zu gehen.

Doktor Wolter ward in das Wohnzimmer geführt; auf dem Sopha lag Joseph, der kranke Sohn, auf einem Tische neben ihm ein Haufen Bücher. Er hatte die braunen hervortretenden Augen seines Vaters, der untere Teil des Gesichtes glich dem der Mutter, doch während ihr Mund stets ein gutmütiges, freundliches Lächeln zeigte, zogen sich Josephs Mundwinkel herab wenn er sprach oder lachte, was ihm ein höhnisches, fast tückisches Aussehen gab. Der Vater Schlatter war ein kluger, gesprächiger Mann, und wenn auch Dr. Wolter die Gegenstände, über die ihn dieser unterhielt, bisher ferne lagen, so war es ihm doch nicht unwichtig, einen Einblick in die künftigen Interessen seines Sohnes zu erhalten; er hätte sich aber wohler befunden, wenn sich seine Hauswirte nicht so sehr geehrt durch seinen Besuch gefühlt hätten und so sehr bestrebt gewesen wären, es ihm zu zeigen.

Der nächste Tag verging mit Besichtigung des Gutes, der Wirtschaft, des Pachthofes, auf dem Woldemar wohnen sollte. Malwine trat ihm nicht näher, obgleich sie stets bemüht war, ihn während der Mahlzeiten mit den vorzüglichen Produkten ihrer Bäckerei, Schlächterei und Einmachekunst zu versorgen, dagegen hatte Joseph alle Scheu verloren, sprach und urteilte über das Gelesene mit einer Sicherheit, die weit über seine siebzehn Jahre ging und Dr. Wolter gewann den Eindruck, daß das einzige geistige

Element im Hause durch diesen frühreifen Jungen vertreten wurde, der ihm aber fast etwas Unheimliches hatte. Die anderen Glieder der Familie gewannen in seinen Augen durch den Vergleich mit ihm; ihre zwar materiellen aber gesunden Interessen erschienen ihm weit schätzenswerter als Josephs aufgeblähtes Wissen. Und als sie nun am anderen Morgen mit Schlatters hübschen Braunen zur Stadt fuhren, konnte er mit aufrichtigem Herzen Woldemar sagen, er begreife es, daß ihn diese frische Thätigkeit, die so umsichtig geführte und so vortrefflich eingerichtete Landwirtschaft im höchsten Grade anziehen müsse, und daß er hoffe, die Befriedigung daran würde von Dauer bei ihm sein. Auch ihm war unvermerkt Malwinens Persönlichkeit ganz in den Hintergrund getreten, nur vor Joseph, dessen Charakter er nicht traute, warnte er den Sohn.

„Ach lieber Vater," meinte Woldemar, „ob Joseph erwächst, ist noch sehr die Frage, und wenn auch, so wird er doch immer von uns abhängig bleiben müssen, ein Krüppel, wie er ist."

„Baue nicht darauf," warnte der Vater, „schon mancher Krüppel hat eine merkwürdige geistige Kraft entwickelt; schon jetzt regiert er das Haus; hüte dich, jemals mit ihm in irgend welche geschäftliche Beziehungen zu kommen, die ihm Macht über dich geben könnten."

Woldemar lächelte ungläubig: „Sind das nicht prächtige Pferde?" fragte er, von diesem Gegenstande ablenkend; eigene Zucht, ein herrliches Paar, eines aufs Tüpfchen gleich dem anderen," und nun erging er sich über die treffliche Pferdezucht bei Schlatters, und die hohen Preise die jährlich daraus erzielt wurden.

Die Doktorin Wolter hatte aus dem längeren Ausbleiben ihres Mannes auf ein glückliches, ihren Wünschen entsprechendes Ergebnis seiner Reise geschlossen und sich

zum ersten Mal im Leben darüber gefreut, daß er nicht zur erwarteten Zeit heimkehrte. Als er nun am dritten Tage anlangte, ward sie durch seine Berichte ganz entzückt. Für die Handlungsweise des Sohnes fand sie hundert Entschuldigungsgründe und zweifelte nicht daran, daß Malwine reizend wäre, obgleich der Doktor auch nichts weiteres von ihr zu sagen wußte, als daß sie recht hübsch und blühend sei und sehr wirtschaftlich zu sein scheine.

21. Kapitel.

Bertha.

Der Winter ging dahin ohne Bertha die ersehnte Besserung zu bringen, und die ärztlichen Berichte, die Dr. Wolter regelmäßig empfing, lauteten immer entmutigender. Gegen das Frühjahr erwachte in Bertha eine unbezwingliche Sehnsucht nach Hause, nach den Eltern und Geschwistern.

„Wenn mir nur der Arzt die Heimreise erlauben wollte," sagte sie immer wieder, „zu Hause würde ich mich erholen, ich fühle es förmlich schon von hier aus; zu Hause würde ich ein anderes Wesen werden."

Endlich war die Jahreszeit vorgerückt, daß diese ersehnte Erlaubnis zur Heimreise erteilt werden konnte, und Freude und Sehnsucht gaben Bertha eine Spannkraft, die sie förmlich blühend aussehen ließ. Als sie von ihrem Arzte Abschied nahm und ihm für seine Sorgfalt dankte, standen dem erfahrenen Manne Thränen in den Augen; er hätte so gern dieses junge Leben gerettet, und wußte nur zu wohl, daß dieses Aufflackern scheinbarer Kraft nicht von Bestand sein konnte.

Als sie zu Hause ankam und so leichten Schrittes in die offenen Arme der Ihren eilte, da blühten ihre Wangen und ihre Augen glänzten, so daß sich alle, der Vater ausgenommen, täuschen ließen. Sie aber jubelte, zu Hause zu sein, umarmte die Ihren immer wieder, freute sich über das Wachstum der jüngeren Geschwister, ließ sich von Augustens Hochzeit erzählen, eilte durch Haus und Garten, um alles, alles wiederzusehen, was mit vertrauter Sprache zu ihr redete, und hätte kein Ende gefunden, wenn der Vater ihr nicht nachgegangen wäre, ihre fieberheiße Hand in seinen Arm gelegt und, sie in Johannas Zimmer führend, verlangt hätte, daß sie sich niederlegen und ausruhen solle; nur Johanna durfte bei ihr bleiben, um sie zu überwachen. Aber sie konnte nicht schlafen; Johanna mußte ihr erzählen, dann kam Tante Adelgunde, um Abschied von ihr zu nehmen, und dann kam einer nach dem anderen, und zuletzt saßen sie doch alle wieder um ihr Sofa herum; sie waren so heiter, so glücklich, sie hatten sich so viel zu sagen, und als Bertha schlafen ging, äußerte sie aus dankerfülltem Herzen: „Es giebt doch nichts köstlicheres als heimkehren, nur um das zu kosten, lohnte es sich, fern gewesen zu sein."

Doch die Nacht war schlecht, und am nächsten Morgen waren ihre Kräfte geschwunden; sie konnte das Bett nicht verlassen, und Tage vergingen, bis sie wieder ihren Platz im Kreise der Ihren einnahm. Dennoch schwand ihre freudig gehobene Stimmung nicht, sie war ja daheim; sie fühlte sich geborgen, und auch ihrer Umgebung teilte sich etwas von ihrer Gemütsverfassung mit, so daß nur heitere Gesichter Hubert empfingen, als er zu Ostern kam, seine Braut zu besuchen.

Bertha verlieh die Freude des Wiedersehens von neuem den Anschein der Gesundheit, nur darüber erschrak Hubert heftig, daß sie so durchsichtig geworden war. Doch ihre

gleichmäßig heitere Stimmung wirkte auch auf ihn zurück, noch nie hatte man Hubert so liebenswürdig gesehen, als in diesen drei Tagen, die er im Wolter'schen Hause zubrachte.

Man findet es häufig, daß Personen, die dem Ende ihrer Pilgerfahrt nahe sind, besonders, wenn noch der Blütenstaub der Jugend auf ihrem Wesen ruht, einen Verklärungsschimmer auf alles werfen, was ihnen nahe tritt; jeder stimmt seine Rede sanfter und freundlicher in ihrer Gegenwart, jeder wünscht ihnen Liebes zu erweisen, und es breitet sich etwas wie ein Schein von Feiertagsfreude um sie her, während die Herzen derer, die tiefer blicken, bluten müssen.

Wenn sich Bertha an Huberts Schulter lehnte, und so glücklich zu ihm aufschaute, wenn er wie beschützend seinen Arm um sie legte und sich so liebevoll über sie beugte, dann ruhten Dr. Wolters Blicke in ernstem Nachdenken auf ihnen, und ein Ausdruck tiefen Kummers breitete sich über sein Angesicht.

Einmal neigte sich Johanna in einem solchen Augenblicke über die Lehne seines Stuhles und fragte leise: „Woran denkst du, Vater?"

„Ich denke an die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst," erwiderte er, aufstehend und mit ihr das Zimmer verlassend, „selbst da, wo wir das Übel klar erkennen, vermögen wir ihm oft nicht Einhalt zu thun!"

„Ach, Vater, ist denn nicht zu hoffen, daß noch die Jugendkraft an ihr vollbringt, was der Arznei unmöglich ist?" rief Johanna, die sich nicht in den Gedanken finden konnte, daß keine Hoffnung mehr da sei.

Der Vater schüttelte trübe den Kopf. „Dann müßte die Jugendkraft noch vollkommen da sein, aber dieses momentane Aufflackern ist gar keine Kraft mehr. Das

einzige, was uns noch trösten kann, ist, daß sie nicht leidet. Was aber in ihrem Zustande nicht gewöhnlich ist, und was mir zu denken giebt, ist der Umstand, daß sie selbst nicht an Genesung glaubt. Sie genießt jetzt jede Minute, wie eine, die es weiß, daß jeder ihr geschenkte Tag eine Gnadenfrist ist."

Johanna war durch diese Worte tief erschüttert, aber sie bezwang sich, da sie sah, daß es dem Vater eine Erleichterung war, ohne Rückhalt sich ihr gegenüber aussprechen zu können über seine Sorge um Bertha; selbst vor seiner Frau verbarg er dieselbe. So betraute er auch Johanna besonders mit Berthas Pflege, ihre starke Seele war es schon gewohnt, die Trägerin aller Familiensorgen zu sein; sie konnte nicht mehr darüber klagen, daß ihr das Menschenleben fern blieb, überall mußte sie thätig eingreifen, ihr Rat, ihr Urteil wurde von Geschwistern und Freunden gesucht, und selbst die Vergleichspunkte fehlten ihr nicht, denn, sowohl im Jagdschlößchen als bei Meders ward manches Lebensbild vor ihr entrollt, das sie mit denkender Seele sich aneignete.

Hubert ging wieder; Bertha hatte sich tapfer gehalten bis zuletzt, dann hing sie sich an seinen Arm, ihm bis an die Hausthür das Geleite gebend.

„Ich will ihn noch haben, so lange es möglich ist," sagte sie, aber wenige Schritte vor der Thüre blieb sie stehen, reichte ihm beide Hände und sagte: „Lebe wohl!" Er küßte dieselben und umarmte sie. „Auf Wiedersehen!" sagte sie, als er schon auf der Schwelle stand, mit so eigentümlich bewegter Stimme, daß er noch einmal zurückkehrte und sie in die Arme schloß.

Dr. Wolter, der die zu große Erregung für Bertha fürchtete, trat hinzu: „Mach' es kurz, der Zug wartet nicht."

Hubert eilte hinaus und sprang in den Wagen, Bertha aber stand da, marmorbleich, mit niedergeschlagenen Augen;

jetzt hatte sie das schwerste Opfer gebracht, sie hatte stillschweigend von Hubert Abschied genommen fürs Leben.

„Komm hinauf," sagte der Vater, sie liebevoll stützend.

Wie aus einem Traume zu sich kommend, sagte sie, halb abwesend: „Nur noch wenig Schritte. Wenig Schritte!" wiederholte sie lächelnd, und ließ sich still in ihr Zimmer führen.

Von diesem Tage an ging es mit Berthas Gesundheit schnell abwärts. Alle Spannkraft war von ihr gewichen, nur auf Stunden konnte sie das Bett verlassen, und ihre freudig gehobene Stimmung hatte einer stillen Ergebung Platz gemacht, die nicht mehr im stande war, ihre Angehörigen über ihren Zustand zu täuschen. Wiederholt glaubte man, sie könne die Nacht nicht überleben, so sehr steigerte sich die Schwäche; dann hoben sich wieder die Kräfte, sie sprach wieder vernehmlich, ihr verklärtes Lächeln kehrte zurück, und Mutter und Geschwister begannen von neuem zu hoffen.

Es war eine schöne mondhelle Mainacht. Johanna hatte die Nachtwache, sie saß am Tische, auf dem die beschattete Lampe brannte; durch das offene Fenster im Nebenzimmer strömte der Duft der Syringen herein und deutlich vernahm man den Schlag der Nachtigall. Sie blickte zu Bertha hin, ob sie es wohl hören möge. Diese lag da auf ihren Kissen, so bleich, so farblos, das volle Haar, das sie nicht mehr aufgesteckt zu tragen vermochte, fiel ihr lose über beide Schultern herab.

„Wenn Hubert sie so sehen könnte, so schön, so engelgleich; aber es ist besser, daß er sie nicht sieht, er würde zu sehr leiden. Ob er kommen wird? Der Vater hat ihm geschrieben. Ach, daß sie genesen könnte, sie atmet so ruhig, sie schläft gewiß!"

Nein, sie schlief nicht; war es Folge des liebevollen Blickes, den Johanna nicht von ihr wenden konnte, war

es freier Entschluß, sie wandte ihr Gesicht der Schwester zu und rief sie heran. Johanna eilte an ihre Seite.

Bertha richtete ihren Blick groß und klar auf sie. „Setze dich her, Johanna," sagte sie, „ich habe dir etwas zu sagen. Hier unter meinem Kopfkissen liegen seine Briefe, ich habe sie geordnet und zusammengebunden. So lange ich lebe, möchte ich mich nicht von ihnen trennen, aber versprich mir, daß du sie zu dir nehmen willst, wenn ich nicht mehr bin, und sie ihm einhändigen, wie sie da sind; ich möchte nicht, daß ein anderes Auge sie liest. Ich hätte sie ihm gern selbst wiedergegeben, aber ich werde nicht mehr hier sein, wenn er kommt."

„Sprich nicht so, Bertha," rief Johanna, tiefbewegt, „du wirst dich wieder erholen, du warst ja schon diese Tage kräftiger, es kann noch alles gut werden."

„Wenn du damit meinst, daß ich wieder gesund werden könnte, so wird das nicht sein," entgegnete Bertha mit Überzeugung, „und das wäre auch nicht gut. Ach, Johanna, du weißt nicht, wie gern ich gehe! Wie ich dem Herrn so dankbar bin, ach, so dankbar, daß Er nicht von mir verlangt hat, daß ich sein Weib werden sollte! Sieh mich nicht so erstaunt und erschrocken an, ich rede nicht im Fieber. Seine Braut konnte ich sein, und ich war so stolz, so glücklich, es zu sein, aber seine Frau nimmermehr, dazu paßte ich nicht! Ich weiß das schon lange, und auch er hätte es dereinst erkannt, und dann wäre ich sehr, ach, sehr unglücklich geworden; darum bin ich so froh, daß ich gehen darf, ehe er es erkannt hat. Ich weiß es nicht, was er an mir gefunden, was ihn so sehr angezogen hat; ich glaube, er hat mich in seinen Gedanken idealisiert. Aber wir passen nicht zueinander; er muß eine thatkräftige, seelenstarke Frau an seiner Seite haben, und das bin ich nicht. Ich konnte nur ihn lieben, für ihn beten, aber sein Leben

mit ihm zu teilen, dazu sind meine Kräfte zu schwach. Und dann, Johanna, bin ich auch nicht wie er, der immer reicher wird, je mehr er giebt; ich habe mich ausgegeben, siehst du, ich habe meine Seele ausgeschrieben in meinen Briefen, ich fühlte es wohl, daß es nicht lange dauern könne, und ich eilte, ihm alles zu geben, was ich zu geben vermochte, arm wäre ich in die Ehe getreten."

„O nein, Liebste, das Leben hätte dir immer wieder das Herz neu gefüllt," sagte Johanna, „so daß du ihm immer wieder zu geben gehabt hättest."

Bertha sah sie mit stillem Blicke an, als wenn sie noch vieles zu sagen gehabt, was sie nicht sagen konnte, endlich erwiderte sie: „Das Leben füllt nicht das Herz, das macht es leer; aber ich weiß es wohl, der Herr hätte mir das Herz wohl gefüllt, aber doch nur, um zu tragen. Du kennst ihn nicht; wir haben uns wohl sehr geliebt, ach, unaussprechlich, aber wir passen dennoch nicht zusammen, Mein Schifflein fuhr auf stiller See, wo sich das seine sturmgepeitscht sah, seine Klippen und Riffe waren für mich nicht da, und doch wäre ich an ihnen zerschellt worden. Ich kann ihm nicht folgen, weder auf seine Höhen noch in die Abgründe seiner Verbitterung, und was ihn nicht schreckt, macht mir bange. O, Johanna, er glaubt nicht an Gott, und ich meine: Glauben heißt Leben. Er nennt das Gebet ein Spiel unserer Gedanken, und ich weiß, daß es Gespräch mit Gott ist. Er ringt sich ab, die Schwächen seiner Natur unter die Herrschaft seines Willens zu bringen, und will es nicht verstehen, daß der Herr unsere Stärke ist und wir nur in ihm volle Genüge haben. Seitdem ich das erkannt, habe ich im Gebete für ihn gelebt; wie schwach mein Flehen war, ich weiß es doch, ich bin erhört. Nun habe ich hier auf Erden nichts mehr zu thun, und sehne mich so sehr nach der Ruhe dort oben!"

„Ach, Bertha," rief Johanna weinend, „könnte ich statt deiner gehen!"

„Nein, Johanna, du hast noch ein weites Arbeitsfeld vor dir, du hast viel zu geben, und mußt sie alle stützen; auch die Mutter mußt du trösten, die arme Mutter! — Einstmals wirst du Hubert erzählen, was ich gesagt; nicht gleich, noch wird er es nicht verstehen, aber einst, du wirst den rechten Zeitpunkt wohl erkennen. Mein armer Hubert! Schwer wird er's tragen, aber hernach wird er sich aufrichten; dann wird er unserer Liebe gedenken, wie eines entschwundenen Traumbildes, und vielleicht zieht die Erinnerung an mich seine Gedanken und Blicke aufwärts."

Sie sprach ruhig, ohne Erregung, es war, als ob sie kaum mehr der Erde angehörte. Doch durch Johannas Herz ging es wie ein schneidender Schmerz; was hätte sie nicht mit Freuden gethan, um dieses engelgleiche Wesen festzuhalten! Ihr war, als müßte mit ihr aller Segen des Hauses schwinden und eine namenlose Leere nachbleiben. Sie beugte sich über sie. „Bertha, du mußt ruhen, du sprichst zu viel," bat sie angstvoll.

„Nur noch eine Bitte," sagte Bertha, „ich möchte so gerne noch einmal Huberts Eltern, Frida und ihren Mann sehen."

„Ich will gleich an sie schreiben, und sobald es Tag ist, einen Boten an sie schicken."

Bertha reichte ihr dankend die Hand, dann wandte sie den Kopf zur Seite, und als ob sie im Gespräche mit Johanna ihr Herz erleichtert hätte, schlief sie bald ein, während Johanna mit bebender Hand die Briefe schrieb. Ihr Herz war zerrissen, und Thräne auf Thräne rollte ihre Wange herab. Erst als der Tag graute, und die Mutter kam, um sie abzulösen, gewann sie ihre Fassung wieder, doch blieb ihr für diesen und die folgenden Tage

ein Gefühl, als wenn sie in einem dumpfen, schweren Traume wandele. Sie wußte es noch nicht, daß die Trennung durch den Tod unter allen lebenslänglichen Trennungen die mildeste ist, daß die Unseren, die im Herrn schlafen, uns nur leiblich entrückt sind, daß sie uns bleiben, was sie uns waren, bis zum Tage des Wiedersehens in jener Welt, und daß in der Gewißheit ihres Glückes wir getröstet werden.

Ritters kamen und wurden gleich zu Bertha geführt; der Oberförster nahm ihre schmale weiße Hand zwischen seine Hände. „Ich hätte dich wohl gern noch hier behalten, liebes Kind," sagte er, sie traurig ansehend, „aber so hoch der Himmel über der Erde, sind Seine Gedanken erhaben über die unseren; wenn Er dich so früh verklären will bei Sich, dürfen wir nicht murren."

„Ach Vater, ich gehe so gern zu Ihm!" rief Bertha mit aufleuchtendem Blicke.

„Das ist recht," sagte er, ihre Hand streichelnd, „dann müssen auch wir dich gern ziehen lassen." Und zwei große Thränen rollten aus seinen Augen herab.

„Du darfst nicht weinen, Vater," bat Bertha, „du mußt stark bleiben um seinetwillen!"

Der Oberförster nickte traurig mit dem Kopfe und trat zurück, seiner Frau Platz zu machen.

Frau Hedwig war zu bewegt, um zu sprechen, doch sie und Bertha verstanden sich auf den ersten Blick.

„Ich werde ihn mir nachziehen, Mutter," flüsterte sie, leise ihren Arm um Frau Hedwigs Hals schlingend, die ihre Stirn küßte, „es ist besser für ihn und für mich, daß ich gehe."

„Des Herrn Wille geschehe," erwiderte Frau Hedwig, „bald wirst du dort sein, wo alles Leid vergessen wird."

Bertha faltete ihre Hände über der Brust: „Ach, Herr, wie so lange!"

„Bist du sehr müde?" fragte Frau Hedwig.

„Sehr müde, und so voll Sehnsucht!" Dies war die einzige Klage, die sie aussprach. Jetzt fand Frau Hedwig Trostesworte, die bald wieder das stille, friedevolle Lächeln auf Berthas Lippen zurückbrachten, das für eine kleine Weile geschwunden war, und jedes barg den eigenen Schmerz, um ihren Frieden nicht zu stören.

Johanna, die einst erschütternde Scenen am Sterbebette der Regierungsrätin Merk, welche im letzten Sommer gestorben war, erlebt hatte, die ihr noch lebhaft in der Erinnerung waren, sah hier mit Staunen dem Tode in so ganz anderer Weise entgegentreten.

„O, warum konnte ich nicht auch in dieser Weise zu Bertha sprechen in der Nacht?" fragte sie sich, „aber ich glaubte, es sei besser für sie, die Gedanken davon abzuwenden, und welchen Frieden haben Ritters mit sich gebracht, die doch nur von ihrem Heimgange reden."

Auch Dr. Wolter fühlte wohlthuend diese Stimmung tiefer Ergebung; er hatte ja immer das Sterben der Stillen im Lande gepriesen, jetzt war es ihm ein Trost, sein geliebtes Kind so hingehen zu sehen.

Meders Eintritt in diesen Kreis war für alle eine Wohlthat; er hatte so sehr die Gabe, das Wort zu treffen, das den Weg zum Herzen findet und sie dem Herrn erschließt.

Er kräftigte Berthas scheidende Seele mit den wunderbaren Worten der Schrift, welche die Schleier der Ewigkeit vor dem Auge des Glaubens zerreißen, soweit wir es tragen können, und um Berthas Lager entstand jene stille, heilige Wartezeit, die das Sterbebette eines Christen zu einer Gnadenstätte macht.

Auf Berthas Wunsch nahmen alle mit ihr vereint das Abendmahl. Sie schien neue Kraft daraus zu schöpfen; mit freudig gehobener Seele dankte sie allen für ihre Liebe,

dann bat sie um ihr Lieblingslied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir", wollte aber allein gelassen sein, da sie glaubte, einschlafen zu können. Die Verbindungsthüre blieb offen, und die Singenden dämpften ihre Stimmen, ihr Einschlafen nicht zu stören. Als man nach einer Weile nach ihr sah, lag sie da mit geschlossenen Augen, ein wunderbarer Verklärungsschimmer lag auf ihrem bleichen Gesichte, aber die Brust hob sich nicht mehr. Ohne Kampf war sie hinübergegangen, und weinend knieten nun die Anwesenden um ihr Bett, dem lang verhaltenen Schmerze freien Lauf lassend, jetzt, wo sie nicht mehr da war, deren freudiges Scheiden dem Leide der sie Umgebenden Schweigen auferlegt hatte.

Die arme Mutter brach fassungslos zusammen, sie mußte fortgebracht und auf ihr Bett gelegt werden, wo sie nach langem Weinen in Schlaf versank. Johanna verließ sie nicht eher, als bis sie sie eingeschlafen sah; als sie dann endlich in das Sterbezimmer zurückkehrte, fand sie dieses vereinsamt. Frau Hedwig saß im Nebenzimmer und hatte die Kleinen um sich gesammelt, sie sprach zu ihnen mit ihrer sanften Stimme vom Himmelreiche und von der Auferstehung. Auf der anderen Seite des Zimmers saß Frida in der Sophaecke und hielt Lenchen in ihrem Arme, die den Kopf an ihre Schulter gelehnt, immer wieder von Schluchzen erschüttert wurde. Die Herren waren wohl in des Vaters Zimmer gegangen, sie sah sie nicht. Sie kniete an Berthas Bette nieder, sich ganz dem Schmerze um diese geliebteste Schwester überlassend.

So hingenommen war sie von ihrer Trauer, daß sie es nicht wahrnahm, daß ein Wagen vor der Thüre anhielt, daß Bewegung im Hause entstand und ein stürmischer Schritt die Treppe heraufkam. Erst als die Thüre des Zimmers aufflog, erhob sie sich von ihren Knieen. Hubert

stand vor ihr, leichenblaß, Verzweiflung in den Zügen; er wankte durchs Zimmer, warf sich mit ausgebreiteten Armen über die Leiche der Geliebten und begrub sein Gesicht in die Kissen.

— — — — — — — — — — — —

Wenn ein geliebtes Glied einer Familie durch den Tod entrissen wird, dann sind es nicht die ersten Tage, welche am schwersten zu tragen sind. So lange noch die geliebte Hülle im Hause weilt, so lange man für sie noch Sorge tragen muß, tritt die Gewißheit des Verlustes uns noch nicht so nahe; ist aber die Bestattung vorüber, kehrt alles Leben wieder ins gewohnte Geleis zurück, dann erst macht sich die Lücke recht fühlbar, und wir klammern uns an die Gedanken der Trauer und des Schmerzes wie an teure Güter, die wir nicht verlieren möchten.

Müde und abgespannt von der langen Krankenpflege und dem Kummer der letzten Tage, saß Johanna am Tage nach der Beisetzung in ihrem Zimmer. Frida und ihr Mann hatten schon am Tage nach Berthas Tode heimkehren müssen, Ritters dagegen hatten sie erst diesen Morgen verlassen, und sie fühlte schmerzlich die Trennung von den lieben Freunden, die ihr eine so große Stütze gewesen waren.

Jetzt war die Thüre den Freunden und Bekannten aus der Stadt geöffnet, deren in den letzten Jahren viele geworden, und die nun herzueilten, ihre Teilnahme zu bezeigen. Die Doktorin gewann im Gespräche mit ihren Bekannten ihre Fassung wieder, während der Doktor das Besuchszimmer mied und sich mit noch mehr Eifer als je seiner ärztlichen Praxis hingab. So blieb für Johanna nichts zu thun; sie hielt sich daher für berechtigt, sich in die Stille ihres Zimmers zurückzuziehen und sich ihren Gedanken zu überlassen.

Sie, die in Berthas Seele tiefer hatte blicken dürfen als andere, war von ihrem freudigen Heimgange auch tiefer bewegt; es war ihr, als seien ihr dadurch Offenbarungen geworden über das Leben diesseits und jenseits der Todespforte, wie sie solche noch nie gehabt. Als ihr zuerst die Hoffnungslosigkeit von Berthas Zustand klar wurde, da war ihr der Schwester Tod als das herzbrechendste Unglück erschienen, das man sich denken konnte, wie ein Riß in die Harmonie des Lebens, wie etwas, das an Gottes Liebe zweifeln lassen konnte. Und jetzt war Bertha gegangen, so freudig, so gern, im festen Glauben an die liebende Leitung der Hand des Herrn!

Wie sehr Johanna auch Hubert gezürnt, daß er Bertha nicht zu schonen verstand, sie hatte doch immer ein volles Verständnis dafür gehabt, daß, so geliebt zu werden von einem Manne wie Hubert, ein hohes, unschätzbares Glück sein müsse; und von diesem Glücke war Bertha geschieden ohne Klage, ohne Wunsch, länger zu bleiben? Sie mußte ja wissen, wie er leiden würde, welch ein Schmuck sie seinem Hause, seinem Leben gewesen wäre! Schon dieser Gedanke allein hätte sie an dies Leben fesseln können, und dennoch war sie so gern gegangen, fest überzeugt, daß es so gut sei, selbst für Hubert, und daß sie volles Genüge droben finden werde.

„Der Glaube ist mehr als nur eine Stütze für dieses Leben," sagte sie sich, „der Glaube schafft um uns eine neue Welt und rückt die Kreise des Lebens weit über das irdische Dasein hinaus; ich ahne es wohl, doch kann ich es noch nicht erfassen."

Sie blickte prüfend in ihr eigenes Herz. Wie hing sie noch mit allen Fasern an dieser Welt, wie scheute sie den Tod, sie, die doch so abgeschieden von dem wirklichen Leben der Welt war, die so wenig von der Zukunft zu

erwarten hatte, deren Leben durch Berthas Heimgang noch mehr vereinsamt war.

Sie glaubte an den Herrn, sie liebte ihn als ihren Heiland, als ihren Sündentilger; aber er stand ihr persönlich fern, und das himmlische Jerusalem war für sie wenig mehr als ein poetischer Begriff.

Jetzt zum ersten Male ward sie sich bewußt, welch' ein tief weltliches Herz sie besaß, wie all ihr Denken, all ihr Interesse dieser Welt angehörte, und mit Bestürzung fragte sie sich, was bei dieser Anlage wohl aus ihr geworden wäre, wenn sie Augustens Schönheit besessen hätte. „Ich bin viel leidenschaftlicher in jeder Beziehung als sie, ich wäre die gefährliche Bahn des falschen Ehrgeizes mit Bewußtsein weiter gegangen; wo sie strauchelte, wäre ich gefallen. Wie viel Leid, Kränkung, Enttäuschung hat es schon jetzt bedurft, bis ich dahin gekommen bin, mein Herz dem Herrn zuzuwenden! Werde ich noch so weit kommen, Ihm für dieses Angesicht zu danken? „Einen Zuchtmeister auf Christus" nannte es der Oberförster; wie wahr! und wie lange habe ich das nicht verstehen wollen!"

Sie dachte an die erste Zeit ihrer Erweckung, wie sie damals alles vergessen, was sie sonst bedrückte, und wie selig sie sich gefühlt hatte. „Ach, daß das erste Feuer brennen bliebe, mit dem wir ihn erfassen," seufzte sie, „aber wir bringen unvermerkt irdisches Material dazu, um es in Brand zu erhalten, und nach und nach wird es ein irdisches Feuer, das in sich selbst zusammensinkt. Ich sehe wohl, den Herrn erkennen ist nur der erste Schritt im Christentume; die wiedergeborene Seele des Christen muß wachsen wie das kleine Kind, von Stufe zu Stufe, von Erkenntnis zu Erkenntnis."

Wird uns eine neue Wahrheit klar, dann ist es, als ob uns Schuppen von den Augen fallen; wir erkennen

nicht nur den einen Punkt, auf den wir zunächst den Blick richten, es werden uns zugleich zahllose Folgerungen, die daraus entspringen, klar, so daß es uns ist, als wenn vor unserem Auge sich Pforte auf Pforte aufthäte und wir in ungeahnte Ferne blickten.

Johanna erging es jetzt auch so; ihr Auge that sich auf und das Herz ward ihr weit, sie neigte ihren Kopf auf die gefalteten Hände. „Herr, stärke mir den Glauben," flehte sie, „mehre ihn, auf daß ich erkenne, was zu unserem Heile dient, und in Dir stark werde!"

Sie fühlte, wie eine wunderbare Freudigkeit in ihre bekümmerte Seele zog, und ihr Gebet ward immer inniger.

Ein Klopfen an der Thüre rief sie in die Gegenwart zurück; sie kannte sehr wohl dieses kurze, herrische Klopfen und erschrak darüber. Sie fühlte sich gar nicht in der Verfassung, mit dem jetzt zu reden, der vor der Thüre stand, und die Versuchung trat an sie heran, sich durch Stillschweigen zu verleugnen. Da war's ihr aber, als wenn Berthas Augen sie so ernst anschauten; ein unendliches Mitleid mit dem, der harrend draußen stand, überkam sie, und schnell an die Thüre eilend, öffnete sie. Hubert, so bleich, so verändert, trat ein.

„Erlaube mir, hier zu bleiben," bat er, seine schwermütigen Blicke auf Johanna richtend, „hier allein ist Stille. Ich hatte mich in Berthas Zimmer eingeschlossen, aber die Stimmen der Besucher dringen dahin, und immer wieder ihren Namen von fremden Lippen nennen zu hören, immer wieder Bruchstücke ihrer Krankheitsgeschichte zu vernehmen, ich vermag es nicht!"

Er sprach abgebrochen, mit zuckenden Lippen, und Johanna erfüllte der Gedanke, daß er krank werden könnte, mit heißer Angst. Sie mußte an Berthas Worte denken: „Ich werde ihn mir nachziehen." Hatte sie es so gemeint?

Wußte sie vielleicht, daß er sie nicht überleben könne? Aller Groll gegen ihn war aus ihrem Herzen geschwunden. Sie rückte den Tisch vom Sofa fort und bat ihn, sich zu setzen, füllte ein Glas mit einem kühlenden Tranke, den sie schon früher für ihn bereitet, da er jede Erquickung zurückgewiesen hatte, und bat ihn, doch jetzt zu trinken. Er nahm das Glas aus ihrer Hand, wobei sie die seine berührte und darüber erschrak, wie fieberheiß sie war. Er trank mit raschen Zügen; dann, das Glas wegsetzend, strich er sich mit der Hand wiederholt über die Stirn und, sich müde auf den Tisch stützend, den Kopf in die Hand gelegt, begann er zu sprechen:

„Ich weiß nicht, ich kann zu keinem Entschlusse kommen, ich müßte fort und ich vermag nicht den Ort zu verlassen, der ihre Heimat war. Ich möchte von ihr, ich möchte von ihren letzten Tagen so viel erfahren, und ich vermag nicht, von menschlichen Lippen ihren Namen nennen zu hören! — Es ist eine Lücke da, — ich kann es nicht begreifen. — Ich sehe sie ja noch vor mir stehen, — wie sie das letzte Mal Abschied von mir nahm, — wie ihr Auge strahlte, wie sie mir beide Hände reichte. — „Auf Wiedersehen," sagte sie, — und jetzt —." Seine Stimme brach.

Johanna dachte nicht mehr an sich, nicht mehr an ihr Unvermögen, ihm Trost zu bieten; sie verstand so vollkommen diesen tiefen Schmerz, es war so sehr ihr eigener, daß sie, hingerissen vom tiefstem Gefühle, zu ihm zu sprechen begann. Sie erzählte ihm alles aus den letzten Tagen, mit Ausnahme dessen, was sie für eine spätere Zeit ersparen sollte. Aber sie sprach von Berthas freudigem Hingange, ihrer Hoffnung des Wiedersehens, ihrem sanften Entschlafen. Sie sprach mit einer Wärme, einer Innigkeit, die es ihr möglich machte, Berthas Seelenstimmung wiederzugeben, wie sie ihr selbst in Erinnerung stand. Hubert hörte ihr

zu, ohne sie zu unterbrechen, die Augen mit der Hand beschattend; der häufige Wechsel der Farbe sagte ihr nur, mit welcher Aufmerksamkeit er ihr folgte. Als sie geendet, holte sie seine Briefe und übergab sie ihm, wie es Bertha gewünscht. O, diese Briefe! Als sie in seine Hand zurückkehrten, da wallte das ganze Bewußtsein von dem, was er besessen, was er verloren in ihm auf, und nun endlich gewann die Natur ihr Recht; er, der bis dahin noch keine Thräne vergossen, barg den Kopf in das Sofakissen und überließ sich dem Ausbruche seines tiefen Schmerzes. Johanna verließ leise das Zimmer; als sie ihn aber nach einer Weile umhergehen hörte, kehrte sie zurück. Sie bat ihn, sich aufs Sofa niederzulegen und einen Versuch zu machen, zu schlafen. Er war jetzt willig wie ein Kind und that, was sie wollte. Sie ließ die Gardinen herab und ging in den Garten.

Nach etwa zwei Stunden kam auch Hubert in den Garten. Er hatte Hut und Stock in der Hand und sagte, ihr die Hand reichend: „Lebe wohl, Johanna, habe Dank für das Labsal, das du mir gegeben. Ich gehe nach Hause, ich vermag nicht, Abschied von den anderen zu nehmen, sage ihnen meinen Gruß. Schließ mir die kleine Gartenthüre auf, damit ich die Stadt vermeiden kann."

„Du willst doch nicht zu Fuß hinausgehen?" rief Johanna erschrocken, „du bist zu erschöpft, warte hier und ich will dir einen Wagen an das Gartenpförtchen bestellen."

„Ich danke dir, ich möchte lieber gehen," erwiderte er, „die Stunde Schlaf hat mich gestärkt, der Gang wird mir wohlthun."

Johanna ließ ihn ungern ziehen, konnte ihn aber nicht halten und er verließ den Garten. Sie blickte ihm sorgenvoll nach; wie verändert er war, wie müde sein Schritt, wie gebeugt seine Haltung.

Zwei Tage später berief ein Brief von Frau Hedwig den Doktor an das Krankenbett ihres Sohnes. Johanna fuhr mit dem Vater hinaus und blieb bei Ritters, Sorgen und Nachtwachen mit ihnen teilend. Lange schwebte Hubert zwischen Leben und Tod; endlich siegte seine starke Natur und wandte sich der Genesung zu und die schwer geprüften Eltern durften sich des wiedergeschenkten Sohnes freuen.

22. Kapitel.

Ruhige Jahre.

Still und ernst gingen die Sommermonate den Leidtragenden vorüber; Berthas Krankheit und Heimgang hatte allen einen tiefen, unvergleichlichen Eindruck hinterlassen. Die Mutter kränkelte viel, der Vater war um Jahre gealtert, sein Haar ergraut, seine Haltung gebeugt; doch sein Auge blickte klar, und sein wohlwollendes Lächeln hatte einen fast rührenden Zug erhalten. Schon früher war er in allen Familien als Hausarzt beliebt gewesen, jetzt brachte man ihm die wärmste Verehrung entgegen, wenn er mit seiner milden Freundlichkeit an die Krankenbetten trat.

Woldemar kam zu Pfingsten mit seiner Braut und künftigen Schwiegermutter für drei Tage zum Besuche, länger durften sie sich nicht von Haus und Wirtschaft entfernen. Die gute Frau Schlatter und die Doktorin begegneten sich in vielen Interessen und Anschauungen, besonders was den künftigen Haushalt des jungen Paares betraf.

Malwine zeigte jetzt, daß sie mehr als nur lächeln konnte; sie war nicht dumm, aber wenig gebildet, und eine durchaus prosaische Natur. Mit Lenchen lebte sie sich gut ein, Johanna aber anzusehen blieb ihr stets eine Über-

windung, so kamen diese beiden wenig in Berührung; doch für Auguste fühlte sie großes Interesse. Auguste hatte ihr geschrieben, und ihr Lieblingsplan war, daß ihre Hochzeitsreise in einem Besuche bei Auguste in der Residenz bestehen solle. Woldemar und sie bildeten kein zärtliches Paar, doch standen sie stets wie ein Mann für dieselbe Sache und nie wich einer nur um ein Haarbreit von der Ansicht des anderen ab.

„Sie bilden ein gutes Gespann und werden nicht in den Graben kutschieren," sagte der Doktor trocken, als einst dieser Umstand rühmend hervorgehoben wurde, „aber etwas langweilig wird ihr Haus sein."

Getreu dem Lebensprogramm, das Vater Schlatter für Woldemar entworfen, ward im Herbste des nächsten Jahres die Hochzeit gefeiert. Nur die Mutter und Lenchen wohnten ihr bei, der Vater war durch Kranke gefesselt, Leo auf der Forstschule.

Nicht auf dem Lande, sondern im ersten Gasthause der Stadt ward dieselbe gefeiert, und glich auf ein Haar allen Hochzeiten, die in derselben Weise vollzogen werden, daß nichts besonderes darüber zu berichten bleibt. Das junge Paar trat nach dem feierlichen „Diner" die Hochzeitreise in die Residenz an, von der ganzen Gesellschaft hinausbegleitet. Die Doktorin fuhr auf das Land hinaus, die Wohnung des jungen Paares anzusehen, das das große Haus beziehen sollte, da die Eltern schon in die Stadt übergesiedelt waren. Sie wanderte durch Haus und Garten und kehrte sehr befriedigt heim.

Im Wolterschen Hause war ein stilles, ruhiges Leben eingekehrt; mit Augustens Entfernung hatte auch das gesellige Treiben aufgehört. Lenchen war noch zu jung und verlangte nicht nach Geselligkeit, die Mutter war abgespannt und zog die Ruhe im Hause vor; jetzt traten auch die

Jüngsten in ihre Rechte, und der Vater fand Zeit, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dieser stille Friede des Hauses that ihm unendlich wohl, er erholte sich sichtlich und bedurfte auch seiner ganzen Kraft, denn im nächsten Sommer brach die furchtbare Seuche aus, die ganz Europa durchzog, und stellte größere Anforderungen an seine ärztliche Thätigkeit als je zuvor.

Die Tage waren nicht selten, an denen der aufopfernde, gewissenhafte Mann nicht aus den Kleidern kam, und seinen umsichtigen Ratschlägen, seiner Energie war es zum großen Teile zu danken, daß die Seuche nicht überhand nahm. Schon war sie im Verschwinden, und man atmete erleichtert auf, als er selbst, der noch kraftvolle, rüstige Mann, als einer der letzten von ihr ergriffen wurde.

Er wußte gleich, daß er nicht genesen würde, und war nur darauf bedacht, die Seinen zu ermutigen und zu beraten, so lange er noch Kraft zum Reden hatte. Auch ihm war der ergebungsvolle Tod beschieden, den er den Stillen im Lande nachgerühmt hatte und den er sich selbst gewünscht; im tiefsten Herzen gehörte er ja auch zu ihnen.

Als er in der Nacht vor seinem Tode Johanna an seinem Bette knieen sah, strich er ihr sanft über das Gesicht und sagte: „Johanna, dein Gesicht ist für mich und dich ein großer Segen gewesen; wir hielten es für ein Unglück, und siehe, es war lauter Gnade."

In ihrem großen Leide und bis ans Ende ihres Lebens blieben ihr diese Worte des Vaters ein nie versiegender Trost.

Er hatte nicht gestattet, daß die fernen Kinder herbeigerufen würden; er scheute für die aus gesunden Gegenden Anreisenden die Ansteckung. So folgten nur wenige seiner Kinder der Bahre: doch unabsehbar war der Zug von der Stadt, welcher der irdischen Hülle des allverehrten Mannes folgte: Arme und Reiche trauerten um ihn und

der Schmerz der Familie begegnete überall der aufrichtigsten Teilnahme.

Tieferschüttert waren die fernen Kinder durch die Trauerkunde. Jedes fühlte, was es an dem Vater verloren; ein härterer Schlag hätte das einst so frohe, glückliche Haus nicht treffen können. Erst sechs Wochen später, wie es der Vater bestimmt, sammelten sich die erwachsenen Kinder im Trauerhause zur Testamentseröffnung. Jedem derselben hatte der Vater ein ansehnliches Kapital hinterlassen; Johanna erhielt außerdem das Haus, doch blieb der Mutter das Wohnungsrecht für ihre Lebenszeit vorbehalten.

Man war im ersten Augenblicke überrascht und erstaunt darüber, daß Bernhard Kern zum Vormunde der jüngeren Kinder ernannt war; doch bald fühlten alle, daß er der rechte Mann dazu sei, und mit Thränen sagte die Witwe: „Darin erkenne ich Leopolds liebevolle Absicht für mich, keinen lieberen Beirat konnte er mir geben, keinen teueren Händen die Leitung der Kleinen, die Verwaltung ihres Eigentums anvertrauen."

Bernhard Kern nahm die ernste Pflicht, die ihm zugefallen war, als ein teueres Vermächtnis des Dahingegangenen in die Hände, gehörte er doch schon seit Jahren zu den nächsten Freunden des Hauses. So nahm er denn alle geschäftlichen Sorgen und Angelegenheiten auf sich und suchte die tiefgebeugte, sich nur langsam dem Leben wieder zuwendende Witwe in jeder Weise zu stützen.

23. Kapitel.

Leos Überraschung.

Von allen, die durch Dr. Wolters Tod schwer getroffen waren, empfand nächst der Witwe wohl niemand so schmerzlich die entstandene Leere in ihrem Leben, als Johanna. Mit dem Vater hatte sie ihre besten Lebensfreuden verloren; es war niemand mehr da, der mit ihr alles und jedes besprach, der erläuternd und erklärend für sie den Vorhang von der übrigen Welt hinwegzog und gern ihre Gedanken und Urteile hörte. Zwischen ihr und der Mutter hatte sich mit den Jahren eine immer größere Scheidewand aufgerichtet. Letztere konnte es nicht begreifen, wie sich Johanna so sicher und ruhig in das finden konnte, worin sie selbst sich nicht zu schicken vermochte — in ihr entstelltes Gesicht. Sie hätte bereitwillig mit Johanna geweint und geklagt, wenn diese es gewollt hätte, daß sie sich aber stets still, taktvoll und ohne Klage jeder Gelegenheit entzog, wo ihr Anblick Anstoß erregen konnte, das verstand sie nicht. Sie sagte sich: „Johanna fühlt es gar nicht, es ist ihr gleichgültig," und sie gewöhnte sich daran, sie als ein ganz besonderes Wesen anzusehen, das gar nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden müsse, das aber auch andererseits von den Dingen dieser Welt blutwenig verstehe. Als ihr Mann nicht mehr da war, der Johanna in alle Interessen hineinzog, kam sie bald dahin, den jüngeren Kindern, wenn diese sich in einer oder der anderen Sache auf Johanna beriefen, zu sagen:

„Was kann sie davon wissen; sie kommt ja nie unter die Menschen," und Johanna mußte bald zu ihrem Kummer

bemerken, daß der Mutter das achtzehnjährige Lenchen weit mehr Autorität war als sie.

Kern entging es nicht, was Johanna hierin zu tragen hatte, und so viel er es vermochte, suchte er sie dadurch schadlos zu halten, daß er seinerseits jeden Punkt mit ihr durchsprach, ehe er handelte, so daß sie stets mit besonderer Freude seine Art, an ihre Thüre zu klopfen vernahm; wußte sie doch, daß er ihr ein volles Verständnis entgegenbrachte und sie mit ihm manche Frage durchsprechen konnte, die sie gegen die Mutter nicht erwähnen durfte. Fast ein Jahr war vergangen, seitdem der Vater der trauernden Familie entrissen worden; die Zeit der Sommerferien war gekommen; Willi und Billi hatten mit ziemlich langen Gesichtern ihre Schulzeugnisse in Johannas Hände gelegt mit der Bitte, sie der Mutter vorzulegen und diese hatte Thränen darüber vergossen. Jetzt saß Johanna mit sorgenvollem Herzen Bernhard gegenüber, der die Zeugnisse vor sich ausgebreitet hatte, und ihr klar zu machen suchte, daß hier eine durchgreifende Änderung eintreten müsse, daß gar nicht darauf zu rechnen sei, daß der Ehrgeiz allein die kleinen Burschen vermögen werde, das nächste Semester mit mehr Fleiß zu beginnen, daß die Beaufsichtigung von so lebhaften Knaben für ein paar Damen allein nicht durchführbar sei und daß er rate, sie in eine geschlossene Anstalt zu geben, wofür er Schulpforta in Vorschlag brachte. Johanna war der Gedanke, sich von ihren Lieblingen zu trennen, sehr schwer.

„Ach das Auge des Vaters fehlt uns überall," klagte sie, „ich sehe es ja ein, daß die Sachen nicht so bleiben können; aber wie schrecklich still und öde wird es dann hier im Hause werden!"

„Darum bin ich auch der Ansicht, daß Ihre Mutter der Aufforderung Ihrer Schwester, in die Residenz zu

kommen und den oberen Stock in ihrem Hause zu beziehen, folgen sollte," sagte Kern, „Ihre Mutter wird an einem neuen, ganz fremden Orte viel schneller ihre Spannkraft wiedererlangen als hier, wo ihr jede Sache von ihrem Verluste spricht; meine einzige Sorge dabei sind nur Sie, denn ich bezweifle, daß Sie sich in der Residenz wohl fühlen können.

„Um mich machen Sie sich keine Sorge, lieber Kern," rief Johanna, „in die Residenz ziehe ich nicht; geht aber meine Mutter von hier fort, dann ziehe ich zu Frida. Die Arme ist so zart und vermag es kaum, ihren vielen Pflichten vorzustehen. Gestern erhielt ich einen Brief von ihr, in welchem sie so angelegentlich anfragt, wann ich es wohl möglich machen könnte, wieder einmal für längere Zeit zu ihr zu kommen, um ihr etwas beizustehen. Ich gehe dann nicht nur für kurze Zeit, ich ziehe dann ganz zu ihr und bleibe, so lange als sie mich brauchen kann. Lisbeth nehme ich mit, in die Residenz paßt sie nicht; dagegen ist sie mir sehr anhänglich und gewohnt, mich zu sehen; auch bin ich überzeugt, daß sie uns in der Pfarre sehr nützlich sein wird."

Kern sprach sich sehr erfreut über diesen Plan aus; ihm war dadurch eine große Sorge vom Herzen genommen und noch länger verweilten sie bei den Einzelheiten dieser großen Veränderungen, die ihnen bevorstanden; dann stand Bernhard auf, sich zu verabschieden.

Aber heute sollte er nicht sobald fortkommen, auf der Schwelle prallte jemand auf ihn, der erst zurückfuhr, ihn aber dann an beiden Schultern packte und laut und lustig ausrief:

„Vormund, sind Sie es? das ist prächtig, aber fort dürfen Sie nicht; nur retour bitte ich, wieder ins Zimmer hinein, habe Sie notwendig zu sprechen, bringe Neuigkeiten mit: Sie sollen Augen machen! Grüße dich Gott, Johanna!

Wahrhaftig ich komme zur guten Stunde; euch beide zusammen zu treffen, ist ja das Beste, was ich mir wünschen kann!"

„Leo! du!" rief Johanna überrascht, und sie hatte Grund zu erstaunen; seit einem halben Jahre hatte er eine Anstellung als Forstgehülfe in einem Domainenreviere und hatte sich so eifrig in seinem Berufe gezeigt, daß sein letzter Brief nur von einem Wiedersehen zu Weihnachten gesprochen hatte; freilich war dieser Brief schon von etwas lange her, und sie hatte sich sein Schweigen mit seinem Übereifer erklärt. — „Wo kommst du her, Leo?" begann Johanna ihre besorgten Fragen, sobald seine stürmische Umarmung vorüber war. „Schlimmes bringst du nicht, du siehst so glücklich aus!"

„Wo ich herkomme? Aus meinem Walde; von wo soll ich denn sonst herkommen? Bin ich einer, der in der Welt herumstreift, um sein Glück zu suchen? Mein Glück, o mein süßes Glück kommt selbst zu mir und fliegt mir in die Arme, daß ich sie nur auszubreiten brauche, um es zu fassen und festzuhalten und nie wieder loszulassen!

Dabei umarmte er die Luft mit einem Ausdrucke so überströmender Zärtlichkeit und sah so strahlend und so schön aus, daß seine Zuhörer ihn mit Blicken ansehen mußten in welchen sich eben so viel Liebe und Bewunderung als Staunen zeigte.

„Ja seht mich nur an," rief er, ohne seine Stellung zu verändern, wer sieht denn so aus wie ich? Seht ihr es mir nicht aus den Augen, daß ich der allerglücklichste, der allerentzückteste, mit einem Worte der allerverliebteste Bräutigam bin?"

„Bräutigam!" riefen wie aus einem Munde beinahe erschrocken Johanna und Kern aus.

„Ja freilich," bestätigte Leo, „und zwar von dem reizendsten, liebsten, schönsten und entzückendsten Mägdlein, das die Welt trägt!

„Aber wer ist sie denn?" fragte Johanna gespannt, „so nenne uns doch den Namen!"

„O Gott, wie erstaunt sie sind!" rief Leo lachend und drehte sich auf dem Absatze herum, „wie unbegreiflich, daß du, Johanna, meine eigene Schwester, das nicht weißt! und ich habe schon seit Wochen keinen anderen Gedanken im Kopfe! es ist Jenny, Jenny Marwood, die Tochter der Mrs. Marwood, Witwe des Mr. Marwood, Oberrichter von — von — nun sagen wir von Pennitown in Paundsheir. O ihr sollt sie sehen meine liebe, süße, reizende Jenny! Sie ist hier; sie und ihre Mutter haben mich herbegleitet und heute Abend stelle ich sie euch vor!"

„Eine Engländerin!" sagte Johanna und blickte ratlos auf Kern, der sich den Bart durch die Finger ziehend, schweigend zuhörte. — O Leo, bist du nicht sehr vorschnell gewesen?"

„Vorschnell? So kannst du nur sprechen weil du sie noch nie gesehen," doch nun ernsthaft werdend fuhr er fort: „aber nun kommt, ich will euch jetzt haarklein erzählen, wie alles gekommen; denn es liegt mir sehr viel daran, gerade euch beide auf meine Seite zu bringen; denn erstens haben Sie, lieber Vormund, wenn auch nicht gerade mein Vormund, aber doch als Vormund meiner Geschwister, die Macht und auch das Recht, ein großes Wort im Hause mitzusprechen, und dann habe ich gewaltigen Respekt vor dem Urteile meiner sehr weisen Schwester; habe ich erst euch beide davon überzeugt, daß ich gar nicht klüger und besser handeln konnte, als mein Glück festzuhalten, da es mir so unerwartet in den Weg lief, dann habe ich mit Mütterchen leichtes Spiel, und die Kleinen zählen noch nicht mit, die bilden nur die staunenden Zuschauer!"

Sie setzten sich und Leo begann, den Kopf in die Hand gestützt mit schimmernden Augen träumerisch in eine reizende Vergangenheit zurückschauend:

„Es sind jetzt vielleicht sechs Wochen her — ja wahrhaftig volle sechs Wochen — wie die Zeit vergeht, wie im Fluge, und es war doch eine so reiche, unvergleichliche Zeit!"

Er schwieg einige Augenblicke; dann fuhr er in seiner gewöhnlichen leichten Weise fort:

„Nun also; es sind jetzt sechs Wochen her, da war ich eines Tages gegen Abend hinausgegangen, etwas bei den neuen Anpflanzungen nachzusehen und kehrte durch eine Schlucht zurück, in der ich am Tage vorher eine Dachsspur zu bemerken geglaubt, welcher ich weiter nachforschen wollte. Als ich ganz in meine Untersuchung vertieft dahingehe, höre ich den Klang einer Stimme, die mich förmlich durchzuckt; ich blicke auf und gewahre hart am Abhange dahinschreitend das reizendste Wesen, das ich je erblickt. Sie hatte den Kopf zurück gewandt und rief Jemandem, der nicht weit sein konnte, etwas zu; dann aber neigte sie sich etwas über den Rand des Abhanges und pflückte eine Blume; plötzlich bricht die dünne überstehende Rasenschicht unter ihren Füßen und sie ist gezwungen, den Abhang hinunter zu laufen, da sie keinen Anhalt fand; mit kleinen Schritten sprang sie vorwärts, bei jedem einen kleinen silberhellen Schrei ausstoßend und ich sehe mit Entsetzen, daß ihr Weg sie gerade auf den Absturz zuführt, dessen Grund voll Steinen, Wurzeln und Dornen liegt; in zwei Sätzen sprang ich ihr entgegen; sie flog mir gerade in die ausgebreiteten Arme: da machte ich mit ihr einen Satz — in Wahrheit, ich versichere euch, es war ein wahrer Siegfriedssprung — ich weiß es selbst nicht wie es kam, — — aber da standen wir wohlbehalten auf dem Grunde der Schlucht und ich

trug die Gerettete zu einem Steine, auf den ich sie sich setzen ließ. Eine andere wäre über diese Geschichte ohnmächtig geworden; nun, erschrocken war sie ja auch; ich hatte gefühlt wie sehr ihr das Herz klopfte und hätte ich sie gleich losgelassen, dann wäre sie wohl nicht auf ihren Füßen stehen geblieben; aber so bald sie sich etwas erholt hatte, fing das liebe Mädchen an so herzlich zu lachen, daß sie noch immerfort lachte, als ihr schon die hellen Thränen über die Wangen rollten. Ich aber konnte nicht lachen, ich stand vor ihr und sah sie nur an; mir war's zu Sinne, als wäre ich in ein Märchen versetzt, als wäre die ganze Welt verändert und alles überstrahlt von einem wunderbaren Lichte, das von ihr allein ausging und, daß alles dunkel werden müßte, wenn sie mir entschwände! — Endlich begann sie zu sprechen in sehr gutem Deutsch, nur mit einem kleinen, allerliebsten fremdländischen Accent. Erst dankte sie mir, daß ich sie gerettet und reichte mir ihre kleine zarte Hand; dann wollte sie sehen, wie groß die Gefahr gewesen und entsetzte sich über meinen Sprung und dankte mir wieder und reichte mir beide Hände dabei und obgleich ihr die Augen feucht wurden, lachte sie doch wieder; dann blickte sie zur Höhe hinauf und sagte:

„Hinunter bin ich nun wohl recht schnell gekommen; wie kommen wir aber wieder hinauf zu meiner Mutter? Was wird sie nur denken, daß ich so plötzlich verschwunden bin?"

Ich sagte ihr, daß ich einen Fußsteg durch den Wald kenne, der sie bald auf die Höhe führen würde und zeigte ihr den Weg dahin. Sie schritt ganz mutig vorwärts; doch als es bergan ging, wankten ihre Knie und ich mußte ihr den Arm reichen. Sobald sie ihrer Mutter ansichtig wurde, die ruhig im Schatten eines Baumes saß und las, rief sie sie an und eilte auf sie zu; sie sprach sehr lebhaft zu ihr und muß ihr die ganze Geschichte sehr erschreckend

dargestellt haben; denn die kleine Dame mit den langen Locken war ganz bleich geworden, stand schnell auf und als mich die Tochter als ihren Lebensretter vorstellte, schwammen ihre Augen in Thränen; sie ging auf mich zu und umarmte mich auf der Stelle. Die Engländerinnen sollen das sehr leicht thun, oft wenn man es gar nicht erwartet; ich hatte das eigentlich auch nicht erwartet und wurde ganz verlegen darüber. Die alte Dame war aber so unendlich dankbar, daß sie mich gar nicht fortlassen wollte; ich mußte sie nach Hause begleiten und den Thee bei ihnen trinken. Sie waren gleich so gut und freundlich gegen mich, daß ich mich bald ganz gemütlich fühlte, und als ich fortging, wußten sie meine ganze Lebensgeschichte, die ja nicht sehr merkwürdig ist, und kannten die Namen aller meiner Geschwister. Sie baten mich, wiederzukommen und ich kam wieder; bald sahen wir uns alle Tage entweder zufällig im Walde oder am Abende bei ihnen."

„Bei ihnen," fragte Johanna, wo wohnten sie denn?"

„Richtig; das habe ich euch noch nicht gesagt; dicht an unserem Walde, halb von ihm umgeben liegt das kleine Stahlbad B. Dort hielten sich die Damen diesen Sommer auf und bewohnten ein ganz kleines Häuschen am Rande des Waldes. Da dieses Jahr sehr viele Engländer zur Kur dort sind und poor little mother es gar nicht liebt, viel mit ihren Landsleuten zusammen zu kommen, wählten die Damen immer den Wald zu ihren Spaziergängen und das war mein Glück, sonst wäre mir meine Jenny nicht in die Arme geflogen. Mein ist sie aber erst seit drei Tagen; die Damen trafen Anstalten, abzureisen; da ging mir das Herz über und meiner Jenny auch; die goldene little mother gab ihren Segen dazu und nun sind wir hier, uns auch Mütterchens Einwilligung zu holen."

„Ach Leo," rief Johanna, „du scheinst so glücklich zu sein, daß man sich mit dir freuen möchte und doch fürchte ich, du bist zu rasch gewesen; du weißt doch eigentlich sehr wenig über diese Damen."

„Wer sie sechs Wochen hindurch täglich gesehen wie ich, weiß genug von ihnen," entgegnete Leo mit Überzeugung, „und das Übrige sagt mir mein Herz und das lügt nicht."

„Auch ich traue der Sprache Ihres Herzens, Sie lieber Wagehals," nahm jetzt auch Kern das Wort und schüttelte Leo herzlich die Hand, „ich wünsche Ihnen Glück aus aufrichtigem Herzen; aber sagen Sie mir, können Sie uns gar nichts Näheres über die Damen sagen? Bis jetzt wissen wir nur, daß die Tochter reizend ist und die Mutter lange Locken trägt."

„Ach Vormund, welch' ein Pedant Sie sind!" rief Leo in komischer Verzweiflung, „aber ich merke schon, worauf es herauskommen soll; das hat mir «poor little mother» schon vorausgesagt; denn sie kennt die Welt, wie sie versichert, und hat mir folgende Mitteilungen gemacht, damit ich nicht im Unklaren über ihre Verhältnisse sei. Sie besitzt aus ihrer ersten Ehe fünf Kinder die alle schon fast erwachsen waren als sie die zweite Ehe einging. Diese liebenswürdigen Kinder verdroß dieser Schritt der Mutter im höchsten Grade, und sie haben ihn ihr nie vergeben, so daß sie es vorzog, als ihr zweiter Mann starb und Jenny noch ein ganz kleines Kind war, mit ihr nach Dresden zu gehen und sie dadurch den Anfeindungen ihrer Stiefgeschwister zu entziehen. So hat Jenny eine deutsche Erziehung erhalten, liebt Deutschland weit mehr als England, das sie kaum kennt und wohin sie die Mutter auch nicht zu bringen wünscht; diese selbst aber sehnt sich nach England zurück und will gleich nach unserer Hochzeit Deutschland

verlassen. Jenny besitzt von ihrem Vater ein hübsches freies Vermögen, hat aber ein noch weit bedeutenderes Erbteil von mütterlicher Seite zu erwarten und dieses ist der Grund, warum die sauberen Stiefgeschwister meinen kleinen unschuldigen Engel hassen. Sie hassen! welch ein Ungedanke; wie ist es nur möglich, daß solche Gefühle gegen sie auftauchen können! Wissen Sie, Vormund, einen großen Gefallen könnten Sie mir erweisen; besprechen Sie die geschäftlichen Fragen mit meiner künftigen Schwiegermutter; denn wenn ich noch viel von den Stiefgeschwistern hören muß, fahre ich ganz einfach aus der Haut."

„Bleiben Sie nur ruhig drin sitzen, mein lieber Leo," lachte Kern, ich wollte mich eben zu diesem Zwecke anbieten, und wenn es auch nur aus dem Grunde wäre, damit Sie mich nicht umsonst Vormund nennen."

„Topp! abgemacht! das ist herrlich; nun ist alles in Ordnung und das Herz mir noch einmal so leicht! Und nun, wo ist die Mutter? Wo ist Lenchen, die Kleinen? Jetzt müssen es alle wissen, das ganze Haus soll es erfahren; das wird einen Jubel geben!"

Und in ausgelassener Freude umschlang er Johanna, drehte sich mit ihr im Kreise und tanzte dann, ohne sie loszulassen, durch alle Zimmer bis an die Thüre vom Schlafzimmer der Mutter.

Die Doktorin in tiefe Trauer gekleidet, saß hier ganz bekümmert mit ihrer Arbeit in der Hand, über die Strafpredigt nachdenkend, die sie notwendig ihren beiden Zwillingssöhnlein wegen der schlechten Zeugnisse halten mußte; da machte ein rasches Klopfen an die Thüre sie förmlich zusammenfahren; der glückstrahlende Leo trat herein vor die erstaunte Mutter und holte sich im Sturme ihre Einwilligung und ihren Segen. Zum ersten Male seit dem Tode des Mannes fühlte sie ihr Herz von einer freudigen Regung

bewegt als sie Leo's überströmenden Äußerungen seines Glückes lauschte.

Sobald Johanna sich von Leo losgelassen fand, eilte sie zu Kern zurück.

„O sagen Sie mir," rief sie erregt, „Sie, der Sie die Welt und das Leben kennen, wie sollen wir dies nun ansehen? Dürfen wir es für ein Glück betrachten oder müssen wir es als eine Thorheit auffassen?"

„Ich muß aufrichtig sagen," entgegnete Kern, „daß ich von Leo zu viel halte als daß ich an eine einfache Thorheit in dieser Sache glauben könnte. Leo verbirgt unter heiteren ja oft ausgelassenen Formen weit mehr Tiefe und Charakterfestigkeit, als es den Anschein hat; mit einem Scherze hat er mir die geschäftliche Seite der Angelegenheit zugewiesen; seien Sie davon überzeugt, daß er es sich vorher ganz klar überlegt hatte, daß man in diesen Dingen nicht umsichtig genug sein kann und daß er bei seiner Jugend und Unerfahrenheit einen sachverständigen Freund zur Seite haben müsse; ebenso bin ich überzeugt, daß, wenn er sich dermaßen verlieben konnte, auch an dem jungen Mädchen mehr sein muß, als nur ein hübsches Gesicht allein."

„Sie nehmen mir eine Last vom Herzen mit diesen Worten," sagte Johanna, die erleichtert aufatmete, „dennoch bleibt es mir unbegreiflich, wie Leo, der Woldemars Handlungsweise so sehr getadelt hat, nun doch auch seinerseits diesen entscheidenden Schritt gethan ohne irgend welche vorherige Rücksprache mit den Seinigen."

„Woldemars Handlungsweise war eine langüberlegte, mit voller Kaltblütigkeit ausgeführte Verstandessache," entgegnete Kern, „seine Rücksichtslosigkeit gegen die Eltern kann in keiner Weise entschuldigt werden; Leo aber hat die Liebe fortgerissen, er fühlt seine Schuld sehr wohl, die aber nicht in der Geringschätzung des Familienurteils, sondern

in jugendlicher Überstürzung liegt; das zeigt er ja auch in dem Eifer, den er an den Tag legt, jeden Einzelnen mit seinem Schritte auszusöhnen und auch dadurch, daß er seine Damen gleich hergebracht hat. Übrigens ist die freie, selbständige Art zu handeln, bei Ihren Brüdern das Resultat der väterlichen Erziehung; lehren Sie einem heranwachsenden Kinde, mit denkendem Blicke alles zu betrachten, so werden Sie es als erwachsenen Menschen sehr bald unabhängig denken, fühlen und handeln sehn; das haben wir an Ihren Brüdern und an Ihnen selbst wahrnehmen können; selbst an Bertha haben wir Ähnliches gesehen." Er senkte die Stimme bei den letzten Worten.

„Halten Sie das für einen Fehler?" fragte Johanna.

„Im Gegenteil," rief Kern, „ich halte es für ein hohes, unschätzbares Gut, mit das höchste Ziel, das sich die Erziehung stellen kann. Ihre beiden Brüder sind dadurch tüchtige Leute geworden und was ihre Heiraten anbetrifft — — wissen Sie, es würde in der Welt wenig geheiratet, wenn es nur nach den Regeln der strikten Vernunft geschehen sollte; die ewige Vernunft waltet oft durch unsere Unvernunft und Thorheit und dennoch zu unserem Besten. Lassen Sie uns hier das Beste hoffen und uns mit dem lieben Jungen freuen; hernach wollen wir mit ihm tragen, wenn es das nicht werden sollte, was wir hoffen."

Kern verließ nun das Haus und Johanna kehrte sehr erleichterten Herzens zu den Ihren zurück.

In das stille, trübe Hauswesen der Wolters kehrte jetzt wieder Leben und Bewegung ein; Leo ging, seine Braut und deren Mutter abzuholen, und alles wurde zum Empfange der Damen vorbereitet. Im Garten unter den Linden ward der Theetisch gedeckt, Lenchen und die Kleinen warfen sich in ihren Sonntagsstaat, Änuchen war so gespannt auf die neue Schwägerin, daß sie nur mehr auf den Fuß-

spitzen ging und Willi und Billi, die in der allgemeinen Freude um jede Strafpredigt gekommen waren, übten sich in der oberen Laube, anständige Complimente zu machen in der Überzeugung, vor englischen Damen sich besonders tief verbeugen zu müssen.

Als Leo mit seiner Braut am Arme ins Zimmer trat, da ward es ihnen allen mit einem Male klar, wie er sein Herz an dieses reizende Wesen hatte verlieren müssen. Hoch und schlank, mit mehr anmutigen als regelmäßigen Zügen und rosigem Gesicht war Jenny nicht nur sehr hübsch; in ihren blauen, von langen Wimpern beschatteten Augen, die so lebensfroh und lachend in die Welt blickten, auf ihren schwellenden Lippen man möchte sagen, in jeder Bewegung ihrer zarten Gestalt lag eine solche Fülle von Herzensgüte, Freundlichkeit und rückhaltloser Hingabe, daß man sie auf den ersten Blick lieben, ja sie recht zum Herzblatte machen mußte, und Johanna war hocherfreut, Leos Wahl so sehr billigen zu können.

Die Mutter war eine kleine schmächtige Dame, die der Tochter kaum bis an die Schultern reichte, ihre langen schwarzen, von vielen Silberfäden durchzogenen Locken ließen ihre Stirn noch höher und schmaler erscheinen, als sie es an sich schon war und die lang bewimperten, stets feuchten Augen, wie die herabgezogenen Mundwinkel machten es begreiflich, warum sie von ihren Kindern immer „poor little mother" genannt wurde.

Immer in schwarze Seide gekleidet und sich mit einem breitgestreiften römischen Shawl drapierend, paßte sie nicht in einen deutschen Rahmen, während die Tochter von der Engländerin nur den wunderschönen Teint und das prachtvolle, blonde Haar hatte, das in reiche Flechten gelegt, sehr anmutig aufgesteckt war. Dank dem günstigen Eindrucke, den Jenny machte, war die Begrüßung von beiden

Seiten eine sehr herzliche. Leos Braut brachte den Angehörigen ihres Verlobten ein kindlich warmes Herz entgegen und bekundete damit ihre aufrichtige Liebe zu ihm.

Beide Damen näherten sich Johanna ohne Schreck und ohne Staunen, ein Zeichen ihrer feinen Bildung oder auch davon, wie gut sie auf ihre Erscheinung vorbereitet waren. Jenny wünschte es offenbar, ihr besonders nah zu treten; sie benutzte die erste Gelegenheit, die sie fand, ihren Arm um Johannas Hals zu schlingen, mit kindlicher Naivetät ihr reizendes Gesicht an deren fleischlose Wange zu schmiegen und ihr zuzuflüstern: „Wird mich Leos Lieblingsschwester auch etwas lieb haben?"

Dieser eine Abend genügte, um Jenny in der Familie wie in aller Herzen ihren Platz einnehmen zu lassen, als wenn sie seit Jahren zu ihnen gehört.

Mit Mrs. Marwood wollte es nicht so gut vorwärts gehen; ihr gebrochenes Deutsch hinderte die Unterhaltung und die Doktorin stieß sich jeden Augenblick an ihren englischen Anschauungen, die ihr ganz unbegreiflich blieben. So sprach Mrs. Marwood sogleich von der Hochzeit als einer sehr nahe bevorstehenden Sache und wies den Einwand der Doktorin, daß Leo noch sehr jung und erst Forstgehülfe sei und ob es daher nicht ratsamer wäre, damit noch ein bis zwei Jahre zu warten mit Entrüstung, fast beleidigt zurück. Auch die Bemerkung, daß zur Beschaffung der Aussteuer Zeit gehöre, fand keine bessere Aufnahme; sie konnte nicht begreifen, was man damit wolle.

„Wozu Aussteuer?" meinte sie, „nicht ich kann wissen, was Jenny brauchen wird in ihre neue Verhältnis, wenn ich gebe meine Jenny ein Sammetkleid und Juwelen; sie nicht brauchen kann in Wald Sammetkleid und Juwelen. Ich gebe meine Jenny viel, sehr viel Geld; dann, wenn sie sein wird Frau von Mr. Wolter, sie sich kaufen kann was

paßt in ihre Verhältnis. Mr. Wolter ist ganz ein Gentleman, daß jung, sein kein Fehler, sehr solide Charakter und ich setze großes Vertrauen auf ihn, daher ich bald geben will mein Kind in seine Hand und dann zurückgehen will nach England. Ich sehr viel liebe Jenny meine jüngste Tochter, aber ich auch sehr lieben England und ich will leben in mein Heimatland und darum frag' ich Sie meine liebe Mrs. Wolter, wann kann sein Hochzeit?"

Hierbei blieb sie, und die Doktorin wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie versprach, ihr morgen den Vormund ihrer Kinder zu schicken, der mit ihr alles besprechen und feststellen würde. Durch diese Aussicht beruhigt, wandte sich die gute Dame anderen Dingen zu; sie näherte sich Änuchen, faßte deren Hand und ließ sich von ihr durch den ganzen Garten führen. Sie schien viel Wohlgefallen an dem Kinde zu finden, ließ es auch beim Thee neben sich sitzen, indem sie erklärte, sie paßten zusammen, da sie beide „Lockungen" trügen; dabei ordnete sie mit liebkosender Hand Änuchens reiche Lockenfülle, nicht gerade zum besondern Wohlbehagen der Kleinen. —

Am nächsten Tage hatte Mrs. Marwood die gewünschte Unterredung mit Kern und da dieser der englischen Sprache mächtig war, konnte er sich eingehend mit ihr unterhalten. Er fand in ihr eine verständige, klardenkende Frau, die ihm in befriedigender Weise alle Nachweise lieferte, deren er bedurfte, um sich über die Lage des jungen Paares ein klares Bild zu machen. Er ersah daraus, daß diese Heirat das war, was man eine gute Partie nennt und daß Jenny selbst dann noch ein hübsches Vermögen besitzen würde, wenn die energischen Bestrebungen ihrer Mutter ihr Erbteil vor den habgierigen Händen der Stiefgeschwister zu retten, fehlschlagen sollten. So lag denn eigentlich kein triftiger Grund vor, die Hochzeit aufzuschieben und nur mit Mühe gelang es

Bernhard, von Mrs. Marwood vierzehn Tage Zeit für das kirchliche Aufgebot und die Einrichtung des neuen Hauses zu erlangen.

Auf Leos dringende Bitten entschloß sich die Doktorin ihn nach seinem Wohnorte zu begleiten und ihm bei der Einrichtung seines jungen Hausstandes beizustehen, was für sie um so günstiger war, als sie auf diese Weise ihren trüben Gedanken entrissen und zugleich dem längeren Zusammensein mit Mrs. Marwood enthoben wurde, mit der sie sich nun einmal nicht verständigen konnte und die sie dennoch aufgefordert hatte, in ihr Haus herüberzuziehen.

Johanna hatte nichts gegen das trauliche Zusammensein mit diesen Damen einzuwenden; sie war des Englischen genug mächtig, um sich mit Mrs. Marwood unterhalten zu können; sie fand in ihr eine fein gebildete, ernst religiöse Persönlichkeit, mit der sie sich in vielen Interessen begegnete, und ihre kleinen Sonderbarkeiten und Eigentümlichkeiten unterhielten sie mehr, als daß sie Anstoß an ihnen genommen hätte. Mehr Beschwerde als die Herrin, brachte die englische Zofe ins Haus, deren anspruchsvolles Benehmen Lenchen oft ganz aus dem Häuschen brachte.

Der angenehme Eindruck, den Jenny am ersten Abende hervorgerufen, verlor sich auch bei näherer Bekanntschaft nicht; sie war ein sanftes, stets heiteres Geschöpf, immer bemüht, gefällig zu sein und Freundlichkeiten zu erweisen, war sehr gebildet und besaß feines Gefühl, las gern und hatte über alles ihre kleinen Bemerkungen und oft originelle Einfälle. Den ganzen Tag war sie mit hübschen, kleinen, leider nur ganz unnützen Dingen beschäftigt und es war ein Vergnügen, ihr dabei zuzusehen; bald behing sie in reizender Weise die Gartenstühle und Bänke mit Blumen und Blättergewinden, die sie Änuchen flechten gelehrt, daß es ganz festlich auf dem Platze unter den Linden aussah;

dann wieder entwarf sie allerliebste Bildchen auf Sammet oder Seide oder sie sang, indem sie sich in primitiver, aber angenehmer Weise begleitete mit ihrer melodischen, aber bescheidenen Stimme kleine Liederchen, bald in dieser, bald in jener Sprache. Oft jagte sie sich mit den Buben im Garten ausgelassen wie ein Kind aber nie die Grenzen der Anmut verlassend.

Sie war eine gefährliche Rivalin für die arme Malwine im Herzen der Kinder, deren erklärte Königin sie bald geworden.

Reizend war Jenny's Freude bei Leo's Wiederkehr, und Johanna mußte daran denken, wie sehr den Vater dieser Anblick gefreut, welch' ein Herzenskind Jenny ihm geworden wäre und wie viel Verständnis er für die unverwüstliche Frühlingsfrische, die ihr Wesen ausstrahlte, gehabt hätte. Freilich hätte bisweilen ihre ungezügelte Heiterkeit lästig werden können wenn sie nicht immer mit so viel Gutmütigkeit gepaart gewesen wäre. Ganz anders als Malwine hatte sie sich besonders an Johanna angeschlossen; diese hob es einst dankbar hervor, als sie einmal allein mit Leo zusammenstand und erwähnte auch, wie angenehm es sie berührt, daß Jenny das erste Mal, als sie sich begegnet, gar kein Erschrecken gezeigt habe.

„Warum sollte ich denn erschrecken?" — fragte Jenny ganz unbefangen, „ich finde es gar nicht, daß du zum Erschrecken aussiehst — — nur so schrecklich, so schrecklich komisch! und sie brach dabei in ein so haltungsloses Lachen aus, daß man erraten konnte, wie lange sie sich schon dagegen Gewalt angethan hatte; sie sank auf das Sofa und rief einmal über das andere:

„Nein, wie kann man nur so aussehen, wie kann man so aussehen!"

Sprachlos vor Erstaunen stand Johanna da, die Derartiges noch nicht erlebt hatte, während Leo vorwurfsvoll „o Jenny, Jenny!“ rief. Aber ihr Lachen hatte etwas so Ansteckendes, daß sie beide zuletzt selbst mit einstimmen mußten. Endlich hatte sich Jenny wieder gefaßt, sprang auf und Johanna umarmend, bat sie schmeichelnd:

„Sei mir nicht böse; aber die Sache ist: du siehst so sonderbar aus, fast wie — — ja, wen nehme ich nur gleich, Leo, sage mir den Namen eines Raubvogels, aber eines guten Raubvogels, der keinem was zu Leide thut?“

„Solche Raubvögel giebt es nicht,“ sagte Leo lachend.

„Nun, dann sage mir wenigstens den Namen eines sehr klugen Raubvogels, vielleicht ein Sperber,“ rief sie, „nicht wahr, das ist ein kluger Vogel und gar so böse wird er auch nicht sein; ich werde dich von jetzt an Sperber nennen, das paßt gut auf dich.“

Und sie that es wirklich in kindischem Übermute, aber doch diskret genug, daß dieser Spitzname nicht bis zu den Kindern gelangte, und Johanna war zu klug, sich darüber zu ärgern.

Leos Hochzeit ward nur im engsten Kreise gefeiert; Emil Kern, sowie der Oberförster Ritter und dessen Frau, die beide Leo wie einen Sohn liebten, waren die einzigen Gäste. Malwine hatte nicht kommen können, aber Woldemar war da. Er behandelte jedoch Leos Heirat so unverhohlen als ein Stück aus dem Tollhause, daß die Brüder hart an einander gerieten und sich am Schlusse ziemlich kühl von einander verabschiedeten. Jenny aber reichte Woldemar mit demselben sonnigen Lächeln ihre Hand zum Abschiede, mit dem sie es bei der Bewillkommnung gethan, und bemerkte nicht den ironischen Zug, welcher um seine Lippen spielte, als er diese zarte Hand

betrachtete, die ihm wenig dazu gemacht schien, einen Haushalt praktisch zu führen.

Auch Auguste war gekommen, allein in Begleitung einer ältlichen Zofe, der Vertrauensperson ihrer Schwiegermutter. Auguste war fast noch schöner als früher, eine imposante königliche Erscheinung, aber sehr ernst und still. Dennoch zeigte sie eine rührende Anhänglichkeit an alle alten Erinnerungen aus dem väterlichen Hause, freute sich innig an Leos Glück und Jennys lieblichem Wesen, folgte dem strahlenden Paare aber oft mit gedankenvollen, etwas traurigen Blicken. Sie durfte nur drei Tage weilen und wiederholte der Mutter beim Abschiede ihre dringende Bitte, in die Residenz zu ziehen und in ihrem Hause zu wohnen.

So ward denn der Entschluß zur völligen Auflösung des Hauses gefaßt; Woldemar zog Johanna in eine Fensternische und sprach zu ihr in brüderlicher Weise:

„Du wirst wohl nicht mit der Mutter in die Residenz ziehen wollen, Schwesterchen, und hier allein im Hause zu wohnen, wird dir wohl auch nicht gefallen und wäre ja auch nicht verständig; da wäre es doch das Beste, du kämest zu uns; Malwine wird sich an deinen Anblick gewöhnen und du könntest dein ruhiges Leben fortführen wie hier; da du gar nicht ausgehst, ist es doch gleichviel, wo du wohnst, und bei uns ständest du unter meinem Schutze."

Johanna dankte ihm aufrichtig für diesen Beweis brüderlicher Liebe und teilte ihm ihren Entschluß mit, zu Frida zu ziehen; doch er schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Zu fremden Leuten, das will mir nicht gefallen; es ist doch immer besser, bei den Seinen zu bleiben."

„Bei Frida kann ich aber etwas nützen und bei euch nicht," erwiderte Johanna, „und dann ist Frida keine

Fremde für mich; im Gegenteil die liebste Freundin, die ich besitze."

„Wer sagt dir, daß du bei uns nichts nützen kannst?" rief Woldemar etwas ungeduldig. „Malwine muß sich nur erst an dich gewöhnen; dann kannst du ihr auch zur Hand gehen."

„Ihr bedürft aber meiner nicht und Frida begehrt nach meiner Hilfe," entgegnete Johanna, der es wenig lockend schien, ihr Leben mit Handlangerdiensten bei Malwine auszufüllen, „daher erscheint es mir wie eine Pflicht, zu Frida zu gehen."

„Nun ja, ihr Frauen habt ja immer eure besonderen Ideen, die man euch nicht ausreden wird," entgegnete Woldemar achselzuckend, „nur auf das Eine will ich dich noch aufmerksam machen, daß sich eine Freundschaft ganz anders anläßt, sobald man unter einem Dache täglich beisammen ist, und eure Freundschaft wird auch bald genug Risse bekommen. Nun, wenn es dort nicht mehr geht, dann weißt du, wohin du dich zu wenden hast."

Er reichte Johanna die Hand und sie trennten sich als gute Freunde.

Mrs. Marwood hatte gleich nach der Trauung und dem solennen Frühstücke zusammen mit dem jungen Paare die Stadt verlassen, um an dem Kreuzungspunkte der Eisenbahn sich von ihnen zu trennen und die Reise nach England fortzusetzen. Jenny nahm von der geliebten Mutter unter heißen Thränen, die aber doch recht bald in Leos liebender Umgebung versiegten, Abschied, und glückselig betrat sie ihr reizend eingerichtetes Haus, das alles enthielt, was sie entzücken konnte; denn „poor little mother" hatte Leo eine reich gefüllte Börse übergeben, um alles einzurichten, wie es ihr „darling" liebe.

Und nun nahte auch für den Rest der Wolter'schen

Familie der Augenblick, das liebe alte Haus zu verlassen; es kam ihnen allen recht hart an, besonders der Doktorin, die ihre glücklichsten Lebensjahre hier verbracht, und ebenso Johanna, für die dieses Haus alles barg, was sie mit Heimatsgedanken verbinden konnte.

Willi und Billi waren sehr betroffen, als sie vernahmen, daß ihre schlechten Zeugnisse doch noch so eingreifende Folgen haben sollten; aber nach Kinderart gewann bald der Reiz der Neuheit die Oberhand über die Trennungsgedanken und sie begannen sich auf Schulpforta zu freuen, wie auf ein Fest.

Kern brachte die Knaben dahin; der Anblick des großen Hauses entzückte sie: „Es ist wie eine Festung!" riefen sie. Arme Buben! sie ahnten nicht, wie viel Herzeleid sie in dieser Festung erleben sollten. Den ersten Abend ging noch alles gut und sie nahmen fröhlichen Abschied von ihrem Vormunde, der ihnen versprach, sie zu Weihnachten abzuholen und zu Johanna auf die Pfarre zu bringen.

Aber gleich den nächsten Tag begannen ihre Leiden. Vom alten Adam an, den man ihnen so bereitwillig anbot, zeigen zu wollen, und sie dazu brachte, den Kopf ahnungslos unter eine starke Brause zu stecken, bis zu den zahllosen Strafpensen, die ihnen ihr Hang zur Unabhängigkeit eintrug, war alles nur eine Kette von Herzeleid. Sie faßten einen rechten Haß gegen ihre Mitschüler, die sie erbarmungslos durch alle kleinen Quälereien gehen ließen, die eine langjährige Gewohnheit den Neueingetretenen vorbereitet hatte; des Nachts krochen sie in ein Bett zusammen und verschworen sich heimlich, nur zwei gegen so viele, und das trug ihnen natürlich reichliche Prügel ein, was sie noch mehr erbitterte. Aber der härteste Schlag traf sie von Seiten der Lehrer, als diese Billi bedeuteten, daß, wenn er nicht fleißiger werden wolle, er von seinem Bruder

getrennt werden müßte, indem dieser allein vorrücken würde. Wie zerschmettert verließen sie die Schulstube; alle Bubenstreiche wurden an den Nagel gehängt und das Einprägen der Lektionen ward ihre Hauptsorge. Willi ruhte nicht eher, als bis Billi sie so gut inne hatte als er selbst; ihre Wangen verloren darüber ihre frische Farbe; aber sie rückten zusammen vorwärts, gehörten sogar zu den besten Schülern und hielten fortan gleichen Schritt durch die ganze Schulzeit.

Während nun die Buben ihre ersten Erfahrungen in Schulpforta machten, siedelte die Doktorin in die Residenz über, begleitet von Lenchen und Ännchen, die im steifen Stolzer'schen Kreise sofort zu Helene und Anna vorrückten. Sträubten sich die Brüder gegen die Tyrannei der Schulgefährten, so rebellierte Helene gegen die Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit durch unzählige gesellschaftliche Rücksichten, doch hier wie dort mit demselben Mißerfolge. Ännchen hatte so viele Stunden, daß an sie noch keine Anforderungen gestellt wurden; aber die Residenz, auf die sich beide gefreut, war nicht im stande, sie das liebe alte Haus und das schöne freie Leben, welches sie dort geführt, bald vergessen zu lassen.

Haus und Garten in der Heimat gewannen bald einen anderen Anstrich; andere Bewohner zogen hinein, fremde Gesichter schauten aus den Fenstern und die alten Freunde hatten ein Wort des Bedauerns, wenn sie vorübergingen; doch der, welcher das Fortziehen dieser Familie am tiefsten empfand, sprach am wenigsten davon und leitete ihre geschäftlichen Angelegenheiten nach wie vor mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit.

24. Kapitel.

Im Pfarrhause von Weilbach.

Von großen, schattigen Ulmen umgeben, mit dem Giebel der Straße zugekehrt, bot das Pfarrhaus, das nun seit Jahren Fridas Heimat war, recht ein Bild heiteren Friedens, so daß das Auge des Vorüberfahrenden mit einem Blicke darauf ruhte, der zu sagen schien: „hier ist's gut sein; hier möchte ich weilen." Auch Johanna hatte so gedacht, als sie das erste Mal hierher gekommen, und ihre Gedanken hatten sich freudig diesem schönen Orte zugewandt, als sie den Entschluß gefaßt hatte, zu Frida zu ziehen; doch als sie jetzt nach schmerzlichem Abschiede von Mutter und Geschwistern und der bitteren Lostrennung von dem lieben alten Hause die staubige Landstraße dahinfuhr, bewegten sie auch manch' andere Gedanken.

Es ist ein ander Ding, auf kurze Zeit zu lieben Freunden zum Besuch zu gehen, als in ihr Haus zu treten mit der Absicht, dort zu bleiben und Freud und Leid fortan mit ihnen zu teilen. Unwillkürlich drängt sich dann die Frage auf: „Werden sie es mir auch gestatten? Werden sie mir Einblick in ihre intimsten Interessen geben? Wieder war es ihre unglückliche Gesichtsbildung, die ihr fortwährende, nicht zu beseitigende Hindernisse in den Weg zu legen drohte. Sie war oft in Weilbach gewesen; die Kinder kannten und liebten sie; und daß sie Frida eine Stütze sein könnte, daß wußte sie; aber Meder, wie würde sich auf die Länge das Zusammensein mit ihm gestalten?

Sie schätzte und achtete ihn sehr; sie hörte ihn gern auf der Kanzel; doch waren sie sich bisher nicht näher getreten; sie hatten das richtige Wort des Verständnisses für einander noch nicht gefunden.

Es war ein heißer Augustnachmittag; langsam trabten die Pferde vorwärts, eine ununterbrochene Staubwolke aufwirbelnd, die Wagen und Koffer mit einem grauen Überzuge bedeckte. Lisbeth seufzte über die Hitze; Johanna aber spürte nichts davon; nach all' dem Trennungsweh war es ihr wohlthuend, so still in ihre eigenen Gedanken versunken neben der schweigsamen Lisbeth dahin zu fahren; sie verlangte nicht, den schläfrigen Gang der Pferde zu beschleunigen; sie fürchtete sich fast vor dem Augenblicke der Ankunft.

„Ist das Weilbach?" fragte Lisbeth aus dem Wagenfenster schauend.

Ja wirklich, da waren schon die ersten Häuser des Dorfes, und jetzt lenkte der Wagen ab von der großen Dorfstraße in einen Seitenweg, dann an der Kirche vorbei; nun kam die Hecke des Pfarrgartens, die an die Kirchhofsmauer stieß und der Wagen hielt vor dem hübschen Pförtchen. Johanna zog den Schleier herab, verließ mit Lisbeth den Wagen und schritt dem Hause zu.

Vor der Hausthüre unter dem geräumigen Vordache sah sie Fridas Kinder, die so erhitzt waren, daß sie an Gesicht, Hals und Armen mehr gekochten Krebsen als anderem glichen. Eine sehr junge Magd, nicht minder erhitzt, saß auf der Bank und ordnete einen Strauß von Wiesenblumen, die in großen Haufen neben ihr lagen.

Johanna wagte nicht, ihren Schleier zurückzuschlagen, um die Kinder zu begrüßen, sie fürchtete, die Magd zu erschrecken; sie streichelte nur den Kleinen die Wange und fragte sie, wo sie sich so sehr erhitzt hätten. Hedwig, die

Älteste der kleinen Schar erkannte sie sogleich und warf sich in ihre Arme.

„Wir waren alle auf der Wiese, ich und die Kinder und die Line und haben Blumen gepflückt," berichtete das fünfjährige Mägdlein, das sich offenbar sehr in ihrer Würde als Älteste fühlte, „aber sieh auch, wie viele Blumen wir zusammengepflückt haben!"

„Die sind für Tante Johannas Stube," fügte der kleine, dicke Carl bei, der, ohne sich um sie zu kümmern, fortfuhr, einen langen Blumenstengel an seine Peitschenschnur zu knüpfen, „Mutter sagt, sie wird bald kommen."

„Dummer Jung," rief Hedwig, „Tante Johanna ist doch da."

„Das ist nicht Tante Johanna," entgegnete mit verächtlichem Lachen der Kleine, den erhitzten Kopf langsam schüttelnd, „Tante Johanna hat einen so hübschen Schnabel, ganz wie unser Hahn wenn er kräht; du weißt doch!"

Der liebe Junge; er liebte sie so sehr, daß er sie sogar hübsch fand! Johanna hob ihn auf ihren Arm, wandte sich von der Magd ab und lüftete den Schleier; der kleine jubelte laut auf und umschlang ihren Hals, während das dreijährige Elschen unter der Bank, wo sie ein kühles Plätzchen gesucht und sich ausgestreckt hatte, hervorlugte und fragte: „Wo ist Tante Hanna?"

Auch Frida hatte Karlchens Jubelruf gehört und trat aus dem Haus, auf dem Arme ein kräftiges Baby von einem halben Jahre tragend, dessen Gewicht sie fast umzubrechen schien; sie war noch immer sehr hübsch, nur sehr mager und bleich. Für einen Augenblick gab ihr die Freude des Wiedersehens die Farbe der Gesundheit wieder, als sie den freien Arm um Johannas Hals legte und sie so freundlich begrüßte. Lisbeth, die es verstand, sich überall nützlich zu machen, legte schnell Schirm und Reisetasche

weg und nahm der zarten Mutter das schwere Kind vom Arme, was sich diese mit einem dankbaren Blicke gern gefallen ließ.

„Wie schön, daß du noch eher gekommen bist als ich dich erwartet; du konntest nicht zu früh kommen," rief Frida, „doch wo sind deine Koffer, Line, spring schnell hin und hilf dem Kutscher sie hertragen; er schnallt sie eben vom Wagen."

„I wo," sagte das Mädchen, mit einem Arme in der Seite unschlüssig hinschauend, „die sind ja viel zu groß, die zwing' i gar nit."

„Der Kutscher wird dir ja helfen!" rief Frida.

„Der ist mir ja wildfremd, zu dem trau' i mi nit," entgegnete Line mit einer Art Zimperlichkeit, die man nur im Dorfe findet; Frida zuckte verzweifelt die Achseln.

„Nehmen Sie das Kind," sagte Lisbeth, „ich werde dem Kutscher helfen."

„Es steht nit bei mir," entgegnete Line, ohne die Hand zu heben, „es schreit immer bei mir, die Frau Pfarrern sagt, ich solls gar nit anrühre."

Nun dann lauf' und sag's dem Anton, daß er dir helfen soll, Lina," sagte jetzt Frida, „er ist wohl unten bei dem Schweinekoben, den er ausbessert."

Dieser Auftrag war der Magd nach Sinn, und sie lief schnell fort. Frida nahm Johannas Arm und zog sie ins Haus; hier war es kühler als draußen und Johanna legte gern den Hut und den lästigen Schleier ab; den übrigen Hausbewohnern war sie ja bekannt und brauchte sich nicht vor ihnen zu verbergen.

Der Kaffeetisch war gedeckt; Frida holte noch eine Tasse aus dem Schrank und begann den Kaffee in einer Maschine zu kochen; sie ging dabei hin und her und besorgte

alles selbst; Johanna nahm aber mit stiller Sorge wahr, wie ihr Schritt langsam und müde geworden.

Frida fragte nach Johannas Reise und dem Aufbruche der Doktorin und hörte teilnehmend zu, während sie den Kaffee in die Maschine that und die Kohlen anzufachen versuchte.

„Hast du nicht eine sehr junge Magd bei den Kindern," sagte Johanna endlich als sie Fridas Fragen beantwortet hatte.

„Ach ja," seufzte diese, „aber eine ältere und erfahrene macht gleich so große Ansprüche, diese ist nur zur Aushilfe hier bis ich etwas besseres finde; ich muß jemand bei den Kindern haben; Line ist freilich selbst so unverständig wie ein Kind; da hat sie, so lange ich etwas ruhte, die Kinder in dieser Sonnenglut auf die Wiese geführt, während ich glaubte, sie spielten ruhig unter den Ulmen."

„Jetzt wo ich hier bin, können wir sehr gut diese Magd entbehren," sagte Johanna, „in Haus und Garten will ich schon das Auge auf die Kleinen haben, und Lisbeth wird mit ihnen spazieren gehen; die ist sehr verständig und du kannst dann ganz ruhig sein."

Frida warf ihr einen dankerfüllten Blick zu; da flog die Thüre auf und Hedwig erschien noch immer sehr erhitzt auf der Schwelle.

„Mutter," rief sie weinerlich, „die Kinder sind so unartig, sie wollen gar nicht ruhig sein!"

Frida, die wohl ahnen mochte, daß die kleine Klägerin selbst nicht die ruhigste war, sagte begütigend: „Hedchen, du bist die Älteste, zeige den Kleinen, wie man artig sein soll; setze dich still hin und warte bis ich euch zum Vesperbrot rufe!"

Hedchen ging, doch dauerte es nur wenige Minuten, da stand sie wieder auf der Schwelle und rief: „Mutter,

die Kinder werfen ihre Hüte auf den Boden und treten mit den Füßen darauf!"

Frida sagte sanft: „Nimm die Hüte und bringe sie hierher zu mir."

Hedchen lief fort, aber noch schneller als das erste Mal kam sie zurück und rief mit zornfunkelnden Augen; Mutter, die Kinder spucken!"

Frida ließ den Löffel fallen, den sie in der Hand hielt und sank auf ihren Stuhl zurück: „O Johanna," rief sie, „was wirst du jetzt von meiner Kindererziehung denken!" Und sich mit strengerem Tone an das Kind wendend, das etwas verblüfft dreinschaute, sagte sie: „Du bleibst jetzt hier; nimm dein Bilderbuch, setze dich an den Kindertisch und sei ganz still!"

Hedchen gehorchte; doch Johanna konnte nicht anders; sie mußte lachen sowohl über das enfant terrible als über die Verzweiflung der jungen Mutter, die noch immer bekümmert auf ihre gefalteten Hände niederblickte. Traurig schüttelte sie den Kopf:

„Du wirst erschrecken Johanna, wie alles im Hause zurückgegangen ist, seitdem ich kränklich bin; von der Verwahrlosung meiner Kinder hast du soeben ein Pröbchen gehabt und — — —"

„Ach Frida, nimm dir das nicht so zu Herzen," tröstete Johanna, „in welchem Hause sind die Kinder nicht bisweilen unartig; die kleinen Schelme sind müde, erhitzt, wohl auch hungrig, da kommen sie auf dumme Einfälle. Eine ganz andere Sache ist deine Gesundheit; die muß vor allen Dingen gepflegt und geschont werden; gieb mir deinen Platz an der Maschine ab und setze dich hier in den kleinen Lehnstuhl und ruhe dich aus," und dabei schob sie den Stuhl heran. „Ach nein," sagte Frida, sich schwach sträubend, was wird mein armer Friedrich sagen, wenn er

das sieht, gebe ich mir so viel nach, so wird er gleich glauben, daß ich totkrank bin."

Als sie aber erst im Lehnstuhl saß, und die Hände im Schoß ruhen ließ, da fühlte sie recht, wie müde sie war und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: „Es ist doch schön so ruhig dasitzen zu können und zu wissen, daß alles geschieht, was nötig ist."

Jetzt holte Johanna die Kinder und versorgte sie mit Milch und Brot, und als Meder ins Zimmer trat, war er sehr angenehm überrascht, Frida so bequem sitzend und die Kinder alle versorgt zu finden, auch war die Art, wie er Johanna begrüßte, natürlicher und herzlicher als je zuvor.

„Nun, dann habe ich nichts weiter zu thun als mich hinzusetzen und Kaffee zu trinken," sagte er lächelnd, und Johanna dachte bei sich:

„Als ob bisher das Kaffeemachen und das Kinderversorgen seine Arbeit gewesen wäre!"

Sie waren gerade bis zur zweiten Tasse gekommen, als sich vom Schlafzimmer her eine weinende Kinderstimme hören ließ; Meder stand auf, ging in das Kinderzimmer und kehrte bald mit einem wunderhübschen etwa zwei Jahre alten Buben zurück, den er Frida auf den Schoß setzte. Diese küßte die rotgeschlafenen Wangen und ordnete mit der Hand das blonde Lockenhaar des Kleinen, dann schob sie ihre Tasse fort und begann Semmel in die Milch des Kindes zu brocken.

„Ist das die Art und Weise, wie er seine Frau schont," grollte Johanna im Herzen, „gieb mir den Kleinen," bat sie, „dein Kaffee wird kalt."

„O das thut nichts," meinte Frida, „ich trinke gern kalt."

Aber für die zweite Tasse Milch verstand es Johanna doch, das Kind von der Mutter fortzulocken, und Meder, der jetzt ihre Absicht verstand, ging um den Tisch herum,

setzte sich zu seiner Frau und, ihre Hand liebevoll zwischen die seinen nehmend, schlug er ihr vor, gleich zu Bett zu gehen, um morgen frischer aufzustehen.

„O nein," rief Johanna, bei der fast der Geduldsfaden riß, „das Bettliegen schwächt und Frida muß alles thun, um wieder zu Kräften zu kommen; jetzt ist die ärgste Hitze vorüber; ich werde sie hernach in der Laube bequem einrichten, und da wird sie bleiben bis es kühl wird."

Johanna erschrak förmlich über den entschiedenen Ton, den sie angeschlagen hatte; aber Meder entgegnete freundlich:

„Sie mögen wohl recht haben, daß das besser sein wird, ich finde auch, daß die Luft das beste Stärkungsmittel ist."

Da riß Line die Thüre auf und rief ins Zimmer hinein: „Die Schweine sind aus dem Koben gebrochen und laufen den Feldweg hinunter!" schlug dann die Thüre zu und rannte davon.

„Dann muß ich ihnen wohl nachgehen." sagte Meder und erhob sich; Frida hielt ihn mit den Worten zurück:

„Du wirst doch nicht selbst den Schweinen nachlaufen, was würden die Leute sagen, wenn sie ihren Pfarrer selbst die Schweine treiben sähen?"

„Liebes Kind, die Schweine sind mein Eigentum, und es kann mir nicht gleichgültig sein, ob sie in dem Felde eines meiner Gemeindeglieder Schaden anrichten oder nicht; in den Augen der Leute haben aber diese Tiere einen so hohen Wert, daß sie es mir viel leichter verdenken könnten, wenn ich mich bei ihrer Eintreibung ganz gleichgültig verhielte."

Er hatte bei diesen Worten seinen Hut genommen und verließ eben das Zimmer, als ihm, die um die Wahrung seiner Würde, sehr besorgte Frida noch nachrief, er solle doch ja den Anton mitnehmen.

„Du glaubst nicht," begann sie mit geröteten Wangen, „wie selbstvergessen Friedrich in allen Stücken ist; kann er irgend einem seiner Gemeindeglieder einen Dienst erweisen, so ist es ihm ganz einerlei was er thut; begegnet er z. B. einer schwerbeladenen Frau, die noch ein Kind auf dem Arme trägt, nimmt er ihr das Kind ab und trägt es ihr nach Hause; begegnet er Kindern mit Reisigbündeln, dann sagt er wohl: „Laßt doch sehen, wie schwer ihr geladen," schiebt seinen Stock durch das schwerste Bündel und sagt: „das können wir zusammen tragen, dann hat keiner zu viel." Sie kennen ihn schon darin und rufen: „Da kommt unser Pfarrer, der wird zuhelfen," und ich fürchte immer, mein armer Mann wird auch oft recht mißbraucht, es ist schon vorgekommen, daß ihm die Männer, denen er nicht in ihrem Sinne nachhalf, gesagt haben, das Predigen wäre seine Sache wohl; aber von einer Hantierung verstände er nichts, und das ist nicht unwahr, denn er greift meistens am unrechten Ende an. Er macht sich nichts daraus, was die Leute ihm Derbes und Grobes sagen, er meint, das wären nur Ausnahmsfälle und auf diese Weise fände er weit mehr Eingang bei den Leuten; es sei einfach Christenpflicht, dem Nächsten zu helfen, und an ihm sei es, das Beispiel dazu zu geben. Aber das Consistorium ist doch auch da, und ich fürchte, daß dieses es nicht für ganz würdig halten wird, wenn ein Pfarrer hinter seinen Schweinen herläuft."

Johanna sah wohl, daß aus Frida nur nervöse Erregung sprach. „Es wird nicht so schlimm werden," tröstete sie, während sie die Tassen spülte und den Tisch abräumte, „das Consistorium wird doch auch ein Auge für den treuen Eifer deines Mannes haben."

Im Stillen mußte sie daran denken, wie sie Meder bisher noch nie in diesem Lichte erblickt und sie mußte ihn

bewundern, daß er sein fortgesetztes Liebesleben für seine Gemeinde mit so wenig Ostentation, mit so viel stiller Demut führte, daß sie bei ihren früheren Besuchen keine Gelegenheit gefunden hatte, da hineinzublicken.

Das Kaffeegerät war nun weggeräumt, sie trug den Lehnstuhl in die Laube, Frida folgte ihr mit ihrem Strickkörbchen und dem kleinen Gerhard an der Hand, Lisbeth fuhr den Kinderwagen mit dem schlafenden Suschen neben Fridas Stuhl, die drei anderen Kinder kamen mit ihrem Spielzeuge heran und umlagerten die Knie der Mutter, die um nichts in der Welt sie von sich weisen wollte, und Johanna seufzte im Stillen darüber, wie schwer es halten würde, Frida wirklich Ruhe und Erholung zu schaffen.

Nach einer kleinen Weile erschien der Pfarrer wieder mit seinem sonnigsten Lächeln: „Unsere lieben Nachbarsleute haben gleich ihre Arbeit liegen lassen und sind uns beigesprungen, sobald sie von unserem Unglücke gehört; so haben wir die Deserteure bald zurückgebracht, auch haben sie uns geholfen, den Koben wieder recht tüchtig zusammen zu nageln; ich habe sie gebeten, hierher zu kommen und ein Glas Wein zu trinken nach der Hetze; sie werden gleich hier sein; ich habe schon der Magd gesagt, daß sie eine Flasche Wein und Gläser herbringen soll. Der Lorenz will auch mit dir wegen seiner Frau sprechen; sie ist nicht wohl. Du siehst wohl morgen einmal nach ihr?"

Frida stimmte bereitwillig zu; Johanna aber zog sich zurück, ehe die Leute kamen; sie nahm Hedchen und Karl an die Hand: „Kommt," sagte sie, „wir wollen auspacken und mein Zimmer einrichten," und die Kleinen hüpften bei dieser Aussicht vor Vergnügen an ihrer Hand.

Aber Johannas Gedanken waren fort und fort darauf gerichtet, wie sie Frida mehr Ruhe verschaffen könnte.

„Wo schlaft ihr denn jetzt?" fragte sie die Kinder.

„Wir schlafen alle zusammen," riefen sie.

„Mich ärgert es nur," begann Hedchen in einem Tone, der Johanna nicht gefiel, „daß man mein Bettchen immer weiter rückt; zuerst stand es neben Mutters Bett; dann wurde es ans Fußende gerückt und Karl schlief neben Mutter; dann kam Karl auf Vaters Seite und Else schlief neben Mutter; dann kam Else in mein Bett und ich mußte an der Wand schlafen und jetzt schlafen ich und Karl an der anderen Wand, Else an Mutters Fußende, Suschen in der Wiege neben Mutter und Gerhard auf Vaters Seite; nächstens werden sie mich noch ganz aus dem Zimmer hinausschieben," setzte sie weinerlich hinzu und nickte ahnungsvoll heftig mit dem Kopfe dabei.

Nein, Johanna war hier nicht überflüssig; sie war zu rechter Zeit gekommen, hier mußte Ordnung geschafft werden. Die arme Frida! War es zu verwundern, daß bei diesen unruhigen Nächten und Tagen sie ganz um ihre Kräfte kam?

„Was meint ihr, wollt ihr nicht hier oben bei mir schlafen?" fragte sie; „seht: hier in dieser Ecke da ist Platz genug für euch und Elschen, und wenn Gerhardchen sich an Lisbeth gewöhnt haben wird, kann er bei ihr im Nebenzimmer schlafen; dann hat die arme Mutter nur das Suschen bei sich und wird ruhiger schlafen können."

Alles neue erfreut die Kinder; mit Jubel ward dieser Vorschlag angenommen; Frida stimmte, als sie befragt wurde, dankbar zu und so brachte Johanna ihre Schlafgenossen noch diesen Abend selbst in ihrem Zimmer zur Ruhe. Line aber ward entlassen; sie kehrte ins Dorf zurück und brachte die Nachricht dahin mit, zu Pfarrers sei eine so schreckliche Person gekommen, daß niemand sie ansehen könnte; daher habe sie auch sofort den Dienst in der Pfarre aufgegeben.

Als nach dem Abendessen die drei noch beisammen saßen, kam das Gespräch bald auf die Gemeinde und Meders Verhältnis zu derselben. Meder sprach sich in warmherzigster Weise darüber aus und fügte hinzu:

„Wer da glaubt, durch die Predigt allein und den doch recht beschränkten Konfirmationsunterricht auf seine Gemeinde einwirken zu können, wird es erfahren, daß er ihr immer fremd bleibt; wir müssen ihr nahe zu treten suchen wo und wie sich die Gelegenheit bietet und die bietet sich am häufigsten in den kleinen Nöten des Lebens. Frida meint, sagte er lächelnd, die Würde des Amtes könne darunter leiden; das sind Ansichten, die sie noch aus ihrem elterlichen Hause mitgenommen hat. Dinge, die sich für meinen Schwiegervater nicht geziemen würden, teils wegen seiner Jahre, teils wegen seiner Stellung, welche ihm mancherlei Wege offen läßt, seinen Mitbrüdern zu helfen und die er ja auch in schönster Weise ausnützt, diese Dinge geziemen mir wohl, der ich eine ganz andere Stellung zur Gemeinde einnehme und als unbemittelter Mann nichts weiter als herzliche Teilnahme und persönliche Beihülfe zu bieten habe. Ich habe es auch nie zu bereuen gehabt, was ich in dieser Beziehung gethan; manches Samenkorn habe ich auf diese Weise in junge Herzen legen können, das ich jetzt keimen und sprossen sehe, wie manchen durch die Teilnahme an seiner kleinen Not auf die Erkenntnis seiner großen Herzensnot hinführen können, und wo mein ungeschicktes Angreifen mir Tadel und wohl auch Grobheit einbrachte, habe ich es hernach fast immer erfahren, daß diese Leute bei nächster Gelegenheit mir mit einem Schritte mehr entgegen gekommen sind und mir die Annäherung erleichterten."

Frida, die ihn mit Blicken der Liebe und Bewunderung angesehen hatte, sagte nun mit Überzeugung: „Du hast gewiß vollkommen recht, mein Liebster; meine Sorge

ist ja nur die, daß die Leute, die dich immer hülfsbereit sehen, Anforderungen an dich stellen, die du nicht erfüllen kannst und dann einen ungerechten Haß auf dich werfen und dich verleumden könnten, wie schon so oft es dem einen und anderen deiner Amtsbrüder ergangen ist."

„Wieder einmal kleinmütig?" sagte Meder lächelnd, faßte Frida unters Kinn und schaute ihr in die Augen. „Sei unbesorgt, liebes Weib, für Mutwillen werde ich meine Hülfe nicht leihen, nur wo ich wirklich äußere Not sehe, der ich abhelfen kann, da halte ich es für meine Pflicht, mit anzugreifen."

Johanna, die immer nur das eine im Auge behielt, wie Frida entlastet werden könnte, fühlte sich jetzt zu der Frage getrieben:

„Aber, lieber Herr Pfarrer, wenn Sie doch ein so klares Auge haben für die Leiden Ihrer Gemeindeglieder, wie kommt es denn, daß Sie gar nicht wahrnehmen, wie sehr ihre liebe Frau selbst überlastet ist?"

„Überlastet?" fragte Meder erstaunt und heftete einen prüfenden Blick auf Frida, „das ist doch wohl kaum möglich, da sie bis jetzt allen ihren Pflichten nachkommen konnte."

„Ja," rief Johanna, „aber mit welcher Anspannung aller ihrer Kräfte, mit welcher Ermüdung!"

Meder blickte Johanna mit einem eigentümlichen Blicke eine kleine Weile an; dann sagte er: „Nennen Sie mir doch, Fräulein Wolter, eine einzige Berufsarbeit auf der Welt, die wir ohne Ermüdung erfüllen können?"

„Nun ja, die Ermüdung hat ja auch nichts zu bedeuten, so lange die Gesundheit da ist," entgegnete Johanna eifrig, „wenn aber die Gesundheit darunter leidet, so muß eine Ausspannung eintreten."

„Was nennen Sie Ausspannung?" fragte Meder, „Fridas Beruf ist es, Gattin, Mutter, Hausfrau und

Pfarrfrau zu sein; auf welche Weise könnte sie für eine Zeit aufhören, dieses alles zu sein? Nehmen wir an, sie ginge für einige Monate zu ihren Eltern und ließe alle ihre Pflichten hinter sich; glauben Sie, daß sie sich dadurch ausgespannt hätte, die Sorgen für dieselben aufhörten? Ich kenne die Wirkung solcher Erholungszeiten sehr wohl und habe nicht gefunden, daß sie gekräftigter zurückgekommen wäre. Die Berufsarbeit ist nun einmal unsere Lebensaufgabe und muß getragen werden in gesunden wie in kranken Tagen."

„So halten Sie die Pflege der Gesundheit überhaupt für etwas Unerlaubtes?" fragte Johanna, die ihn sehr hart fand.

„Ich halte es für ein Unrecht, seine Gesundheit mutwillig aufs Spiel zu setzen," erwiderte er, „aber für ein eben so großes Unrecht, der Pflege seiner Gesundheit allein zu leben. Frida hat eine Konstitution, die zu solch einem Leben führen könnte, ohne daß ein bestimmtes Leiden vorhanden ist; für sie ist die tägliche Arbeit notwendig, sowohl für ihr moralisches als physisches Wohlbefinden.

„Nach diesen Prinzipien kann man sich zu Tode arbeiten und hätte doch nur seine Pflicht gethan!" rief Johanna entrüstet.

„Die Gefahr des sich zu Tode Arbeitens liegt den Menschen weit weniger nahe, als man gewöhnlich annimmt," antwortete Meder ruhig; sie kann für Frida eben jetzt wohl am wenigsten ins Auge gefaßt werden, da sie gerade in Ihnen eine so kräftige und umsichtige Stütze gefunden hat. Sehen Sie aber doch in den Handwerkerstand hinein; auch da finden Sie zarte, blutarme Frauen, denen häufig noch die harte Pflicht, beim Broterwerbe für die Familie mitzuwirken, obliegt; da spricht niemand von Ausspannung, und nach einigen Jahren sehen Sie sie unter der Arbeit

erstarken und zu jenen unermüdlichen Matronen werden, deren Arbeitszähigkeit wir bewundern."

„Sie führen mir da Beispiele an, denen ich nicht folgen kann," sagte Johanna traurig. „Sie wissen ja, daß mir derartige Beobachtungen versagt sind."

Meders Gesicht überflog ein Zug tiefen Mitleides und er errötete leicht:

„Verzeihen Sie mir," sagte er; „im Eifer des Gespräches habe ich mich zu doppeltem Unrechte hinreißen lassen; einmal, daß ich dieses übersah und dann, daß ich Ihnen nicht einfach meine wirkliche Ansicht über diese Frage vorlegte, die sie weit besser verstanden haben würden. Ich bin der Überzeugung, daß jedem Menschen, er sei, wer er wolle, ein Amt, ein Beruf vom Herrn übertragen worden ist; es kommt nur darauf an, diese zu erkennen und ihnen zu leben mit der ganzen Kraft und Treue unseres Wesens; denn dieses ist Gottes Wille. Widrige Verhältnisse, körperliche Schwäche entbinden uns nicht davon; so lange wir noch geistige und physische Regsamkeit besitzen, sind wir an dieses Amt gebunden; das ist Gottes Wille. Der Christ darf über die Größe dieser Anforderung nicht erschrecken; er weiß, daß der Glaube eine Kraft ist, die nicht nur den moralischen Menschen trägt, sondern auch unsere physische Leistungsfähigkeit erneut, daß es auch nicht darauf ankommt, ob wir unsere Aufgabe bewältigen, sondern nur darauf, ob wir treu erfunden werden; denn durch unsere Treue preisen wir Gott. Also, weil es Gottes Wille ist und um Gottes Willen müssen wir in unserem Berufe ausharren bis zum letzten Blutstropfen. Wirft uns der Herr aufs Krankenlager, vermögen wir nicht mehr, unserem Berufe nachzugehen, dann tritt eine andere Pflicht an uns heran; diejenige, den Herrn durch unsere Geduld zu preisen

in der Zeit unserer Schwachheit, wie wir ihn durch unsere Treue zu preisen hatten in der Zeit unserer Arbeitskraft!"

Frida blickte mit leuchtenden Augen auf: „Nicht wahr, Johanna," rief sie, „jetzt verstehst du ihn auch und hältst ihn nicht mehr für hart?"

Johanna hatte es gar nicht ausgesprochen, aber der Instinkt des Weibes, die jedes falsche Urteil über den Mann ahnend empfindet, hatte dies Frida erraten lassen. Johanna aber reichte Meder die Hand:

„Ich danke Ihnen für diese Worte; Sie haben mir damit mehr gegeben als Sie es ahnen! Das ist ein freudiger Weg, den Sie uns gehen lehren; eine wunderbar erquickende Kraft liegt in diesen Worten: „weil Gott es will und um Gottes Willen"; halten wir dieses fest im Gedächtnis, dann fällt ja alles, Menschenlob wie Menschentadel, von uns ab wie Spreu; ja alles, was die Menschen gewöhnlich für Glück rechnen, und es thut sich uns ein unversiegbarer Born der Freude und des Trostes auf."

„Lesen Sie mit dieser Erkenntnis die Schrift und Sie werden auf jeder Seite finden, daß nicht ich, sondern der Herr Sie diesen Weg gelehrt."

Nach diesen Worten wandte sich Meder zu seiner Frau und, sie auf die Stirn küssend, fragte er sie liebevoll, wie es ihr heute Abend gehe.

„Ich bin zu glücklich, um mich jetzt schwach zu fühlen; o! ich hoffe, es wird bald wieder ganz gut gehn."

„Glaube nicht, daß ich die Pflicht, dich zu pflegen, geringer achte als die Pflicht der Arbeit; ich danke dem Herrn, daß dir nun so manche Arbeit abgenommen sein wird und besonders, daß du ruhigere Nächte haben wirst; dieses Jahr war es unmöglich; aber vielleicht kann ich dich im nächsten Sommer nach Schwalbach bringen, wie der Arzt es wünscht." Meder seufzte leise.

„Das heißt für den kommenden Tag sorgen," sagte Frida heiter lachend, „laß uns jetzt für das danken, was uns der heutige Tag gebracht und dann schlafen gehen."

Meder schlug die Bibel auf und las einen kurzen Abschnitt eines Kapitels; dann sprach er ein inniges Abendgebet.

Das Herz freudig gehoben von den Eindrücken dieses Abends ging Johanna in ihr Zimmer hinauf; sie fühlte sich hier an der rechten Stelle, hier war sie nötig, hier auch verstanden; hier konnte sie alles teilen mit den lieben Freunden und zum erstenmale sagte sie sich mit Freuden, daß sie vermögend und dadurch in der Lage sei, manche Sorge von ihnen fernzuhalten, ja, sie beschloß, daß ihr Weihnachtsgeschenk für Frida in der Badereise nach Schwalbach bestehen solle.

25. Kapitel.

Jenny's Briefe.

Still und friedlich zogen für Johanna die Tage in dem ihr immer lieber werdenden Pfarrhause zu Weilbach vorüber. Jeder Tag der ging, reichte dem anderen die gleiche Pflicht; jeder, der neu erschien, brachte seine speziellen kleinen Freuden und Leiden, seine besonderen Ereignisse mit sich, wie es in einem kinderreichen, in voller Arbeitsthätigkeit stehenden Hause nicht anders sein kann. Blieben die Sorgen auch nicht aus, so ließen doch diese mit froher Glaubenszuversicht ins Leben blickenden Menschen sich dieselben nicht bis ans Herz wachsen. Liebe übend in Haus

und Gemeinde ward ihnen auch viel Liebe entgegengebracht; zudem standen Meders in der glücklichsten Zeit ihres Lebens und der Geist stiller Freudigkeit wich nicht von ihnen.

Johannas Eintritt hatte in so wunderbarer Weise alle Lücken ausgefüllt, die sich früher hier und da fühlbar gemacht; sie hatte nicht nur einen großen Teil der Arbeit, die auf Frida gelastet, von deren Schultern genommen; sie war auch mit der Bedingung ins Haus getreten, im Haushalte mitarbeiten und mitzahlen zu dürfen und brachte durch ihren Beitrag ein Gefühl des Behagens in das tägliche Leben des Hauses, wie es bisher allen noch fremd geblieben war.

Unvermerkt im ruhigen Geleise der Tage ging eine Jahreszeit in die andere über; Frida erholte sich immer mehr und mehr; im nächsten Sommer kehrte sie ganz erblüht von ihrer Badereise nach Schwalbach heim, und der warme Dank der Freunde ließ Johannas Herz vor Wonne überfließen. Während der Abwesenheit der Eltern hatte sie die Kleinen treu gehütet und empfand es mit Freuden, wie unentbehrlich sie diesem Hause geworden war. Doch auch sie selbst war mit ihm so fest verwachsen, daß sie sich ein Leben fern von demselben nicht mehr vorstellen konnte. Seit den Jahren süßer Ahnungslosigkeit hatte sie keine so glücklichen Tage mehr erlebt, wie sie ihr hier zu teil wurden, und wenn sie sich auch hütete, den Dörflern zu Gesicht zu kommen, wenn sie sich auch noch immer auf ihr Zimmer zurückzog, sobald ein Besuch erschien: die innere Welt des Hauses war für sie doch so reich, daß Wochen vergingen, ohne daß sie an die Schranken, in welche ihr Gesicht sie bannte, gemahnt worden wäre.

Meders Begabung als Kanzelredner hatte ihm wiederholt Aufforderungen gebracht, sich zu Stadtpfarrstellen zu melden, er hatte sie jedoch stets abgelehnt.

„Ich passe nicht in die Stadt," sagte er einst zu Johanna, „meine Erziehung war eine einfache, und ich muß auch unter einfachen Leuten bleiben; diese verstehe ich besser und sie mich. Eine Frage hat mich oft beunruhigt, ob ich es Frida nicht schuldig bin, sie in eine Umgebung zu bringen, die ihrer Bildung besser entspräche; doch jetzt, wo Sie bei uns sind, haben wir ja das Beste, was uns die Stadt bieten kann in Ihnen erhalten: einen lieben, anregenden Umgang, das übrige wollen wir gern entbehren."

Meder hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, bis er sich zu seinem Berufe durchgearbeitet hatte; er stammte aus dem Handwerkerstande, war der einzige in seiner Familie, der studiert hatte, was ihm nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht sein guter Kopf und seine Begabung die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf ihn gelenkt hätte und man ihm dazu verholfen hätte, seine Studien vollenden zu können. Leider war die Hülfe, die ihm wurde, nicht ausreichend, um ihn während der Studienjahre davor zu bewahren, recht oft mit der bittersten Not zu kämpfen, und solche Zeiten peinvollster Entbehrung lassen dem Menschen einen Stempel zurück, der sich nie ganz verwischt; daher rührte auch die große Zurückhaltung, welche die Ursache war, daß Johanna erst so spät sein inneres Wesen erkennen konnte. Jetzt erschloß es sich ihr in ganz anderer Weise; sie hatte ihn immer gern von der Kanzel gehört; jetzt aber wußte sie, wie diese Predigten entstanden, sah auch, wieviel Einfluß Fridas zarte Seele auf ihren Mann ausübte und sie ward mit hineingezogen in das Denken und Fühlen ihrer Freunde. Das kirchliche Leben, das ihr hier als etwas Neues aber auch für sie Erreichbares entgegentrat, sprach sie in wohlthuender, wahrhaft erquicklicher Weise an. Das Kirchenjahr gewann für sie eine ganz

neue Bedeutung mit seinen Festen, die jedesmal dem ganzen Hause ihr besonderes Gepräge gaben, seiner stillen hoffnungsvollen Wartezeit vor Weihnachten, seiner ernsten Passionszeit vor Ostern, seinem maiengeschmückten freudvollen Pfingstfeste, seinen Erntefesten, Dankgottesdiensten und selbst seinen Bußtagen; sie traten ihr alle ans Herz und kamen wie liebe langerwartete Freunde, die einem immer lieber werden, je öfter sie wiederkehren.

Dicht neben dem Altare, hinter einem alten, grobgeschnitzten Kirchenstuhle, vom Alter gebräunt und nur selten benutzt, hatte sie ein verborgenes Plätzchen gefunden, wo sie von der Gemeinde nicht gesehen und sie selbst nicht sehend die Kanzel allein im Auge hatte. Dahin schlüpfte sie jeden Sonntag mit dem ersten Glockentone, wenn noch kein Kirchgänger den stillen Raum betreten hatte; hier harrte sie aus, bis der letzte das Gotteshaus verlassen, um dann wieder durch die kleine Seitenthüre hinaus zu gelangen und über den Gottesacker gehend das Gartenpförtchen zu erreichen, welches denselben mit dem Pfarrgarten verband. Auf diese Weise konnte sie allen Gottesdiensten beiwohnen; nur den Taufen und Hochzeitszügen blieb sie fern und betrachtete sich die oft glänzenden Aufzüge der reichen Bauersleute von Ferne aus ihrem Fenster. Gern hätte sie auch thätigen Anteil an der Armenpflege im Dorfe genommen, doch das Vorurteil gegen sie war bei den Leuten so tief gewurzelt, daß sie nicht einmal durch Lisbeth ihre Gaben senden durfte; sie wußten im Dorfe, daß diese bei ihr im Dienste stand und wiesen selbst in großer Not die Hülfe des „Hexenfräuleins, durch die nur noch mehr Unheil ins Haus" käme, mit beleidigenden Worten zurück. Meder und Frida bemühten sich vergebens, die Leute zu besserer Erkenntnis zu bringen; sie erreichten nur so viel, daß Johanna unbehelligt blieb, wenn sie bis-

weilen mit ihnen von einem weiteren Spaziergange heimkehrend, tiefverschleiert durchs Dorf ging; doch allgemein ward es als ein Unglück angesehen, daß sie im Pfarrhause eingekehrt; ja manche wohlmeinende Bauernfrau machte Frida ernstliche Vorstellungen darüber, daß es nicht recht sei, seine Kinder einer Person anzuvertrauen, die Gott selbst gezeichnet habe. Etwas wohlwollender ward die Stimmung im Dorfe gegen sie, als ihre jüngeren Geschwister in den Ferien zu ihr kamen. Die frischen, munteren Buben, die nach allem fragten, alles sehen mußten, die beim Heumachen zugriffen und mithalfen, daß ihnen der Schweiß auf der Stirne stand, die netten Fräuleins aus der Stadt, die Frida bei ihren Gängen im Dorfe begleiteten, gefielen ihnen gar nicht übel und wurden, wenn sie wiederkehrten, freundlich und treuherzig willkommen geheißen. Das Wohlwollen, das man ihnen zuwandte, milderte die Abneigung gegen die Arme, Unglückliche, die ihre Schwester war und die sie noch immer als ein Schreckbild flohen.

Johanna empfand es als ein großes Glück, daß ihr das geräumige Pfarrhaus in Weilbach die Möglichkeit bot, ihre Geschwister wochenlang jedes Jahr bei sich zu haben; trug sie schon früher die Sorge um sie auf treuem Herzen, so jetzt ganz besonders, da ihnen der Vater fehlte und für die jungen Brüder selbst die Wohnung der Mutter im Stelzer'schen Hause für längeren Aufenthalt nicht geeignet war. So schlossen sich die Zwillingsbrüder enger als je an die älteste Schwester an, die sie scherzweise ihre Söhne nannte, und mit Kern in fortgesetzter Korrespondenz ihretwegen stand.

Auch Lenchen und Änchen kamen jeden Sommer, um zwei bis drei Wochen Landluft zu genießen und Johanna beobachtete von Jahr zu Jahr mit stillem Staunen die Veränderung, welche das Leben in der Residenz bei ihnen

hervorrief. Lenchen hatte sich sehr entwickelt und etwas Selbstbewußtes bekommen, was Meder hinderte, ihr gegenüber jemals aus seinen Falten zu kommen; er nannte sie nie anders als Fräulein Helene, eine Benennung, die jetzt ihrem Ohre geläufiger war als die Abkürzung aus ihren Kinderjahren. Ännchen dagegen warf mit Absicht und einem gewissen Ungestüm jede Schranke von sich, die ihr das Leben in dem Schwesterhause in der Stadt aufgezwungen hatte, tobte mit den Brüdern umher in ganz anderer Weise, als sie es früher gethan, und Johanna, die wohl merkte, daß der verhaltene Lebensmut sich ausleben wollte, mußte sie in der ersten Zeit gewähren lassen, bis der Augenblick kam, an dem sie sie wieder zu sich ziehen konnte.

Angelegentlich, fast besorgt, erkundigte sie sich nach Auguste. „Es geht ihr gut," hatte Lenchen gesagt, „Stelzers sind sehr schön eingerichtet; sie halten auch Equipage."

„Weißt du, ich glaube, Auguste langweilt sich," hatte ihr Ännchen zugeflüstert; „sie ist so ernst geworden, nur wenn sie zu uns heraufkommt und ein Stündchen in der Dämmerung bei uns sitzt, kann sie noch lachen wie früher; aber sie kommt so selten herauf."

„Woher kommt denn das; hat sie soviel zu thun?"

„Ach, es kommt jeden Tag soviel Besuch zu ihr, oder sie muß Besuche machen; dann gehen sie auch sehr viel in Gesellschaft oder haben Gesellschaft im Hause. Und dann das viele Ankleiden, das ist schon ganz schrecklich! Weißt du, im Anfang hat es mich gefreut, zuzusehen, wenn sie Toilette machte; sie hat so viele hübsche Sachen; aber jetzt freut es mich gar nicht mehr. Ist sie endlich fertig und geht in den Salon, dann kommt erst ihr Mann und betrachtet sie von Kopf zu Fuß und macht seine Ausstellungen; dann kommt die Schwiegermutter, dann die

Schwägerinnen, jede macht ihre Bemerkungen, und die gute Auguste geht zehnmal in ihr Ankleidezimmer zurück und ändert und ändert an ihrem Putze, bis ihr Mann sagt, es sei genug, es dürfe nichts mehr geändert werden. Wenn es mir so ginge, ich hätte schon lange alle Lust verloren in Gesellschaft zu gehen; aber sie ist immer so geduldig, die arme Auguste."

„Ich begreife nicht, wie du sie so bedauern kannst," nahm Lenchen das Wort; „sie ist ganz allein selbst daran schuld; wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich wollte es diesen Stelzers bald zeigen, daß ich kein Kind mehr bin. Denke dir nur, Johanna, in Gesellschaft sitzt immer einer von den vieren neben ihr, und wenn jemand sie anredet, antwortet dieser über sie weg, als wenn sie nicht reden könnte. Auf den Bällen zählen sie jeden Tanz und jedes Glas Limonade, das sie trinken will, wird erst besprochen; es ist nicht zum Aushalten! Und das Haus darf sie nie allein verlassen; ihr Mann sagt immer, es solle niemand sagen können, man habe seine Frau allein auf der Straße gesehen. Daher ist sie auch froh, daß die Mutter oben wohnt; denn sie geht lieber mit ihr aus als mit der alten Frau Stelzer."

Johanna schwindelte es förmlich; von einem solchen Leben hatte sie nie einen Begriff gehabt, wo blieb da Zeit übrig, für die Bedürfnisse der Seele zu sorgen. Sie konnte sich kein anderes, glückliches Leben denken, als wie es in der Pfarre geführt wurde; Auguste erschien ihr als sehr bedauernswürdig.

„Was sagt denn Mutter zu diesem Leben?" fragte sie endlich.

Ännchen beeilte sich zu antworten: „Mutter sagt, wir sollten über Stelzers nichts Schlechtes sprechen; es wären sehr ehrenwerte Leute, und wenn sie auch Auguste etwas

plagten, so thäten sie es nur aus Liebe; weil beide Schwestern keine Kinder haben, so sehen sie alle Auguste wie ihr Kind an und wissen nicht, wie sie sie genug hegen und pflegen sollen."

„Und quälen sie dabei den ganzen Tag," rief Lenchen. „Du solltest einmal das Wesen sehen, das sie mit ihr machen, wenn nur eine Mücke sie gestochen hat. Sie sollte sich einfach zusammennehmen und ordentlich mit ihrem Manne reden; der würde ihr dann schon Luft machen."

„Es scheint aber doch, daß alle sie sehr lieben," erwiderte Johanna gedankenvoll; sie begann zu ahnen, daß Auguste alles Selbstvertrauen verloren hatte und nicht getragen durch ein klares Streben, in passivem Gehorsam allein ihre Zuflucht fand.

Woldemar schien es gut zu gehen; doch an Leo dachte Johanna oft mit stiller Sorge. Wenige Monate nach seiner Verheiratung hatte Kern das junge Paar besucht und hernach an Johanna geschrieben:

„Es ist unmöglich, zwei Menschen zu sehen, die mehr als diese beiden das Leben in frohgemuter Weise zu genießen verstehen. Die Welt sieht sie nicht an; denn um diese kümmern sie sich gar nicht; sie führen ein glückliches, unschuldiges und fröhliches Leben wie die Vöglein unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde. Sie säen nicht und ernten nicht, auch spinnen und weben sie nicht, und zweifeln keinen Augenblick daran, daß ihr himmlischer Vater es ihnen an nichts fehlen lassen werde; daß aber eine Hausfrau auch dafür zu sorgen hat, daß es im Hause an nichts fehlen dürfe, ist für Jenny ein noch unentdecktes Geheimnis. Für sie giebt es nur eine Pflicht, mutig und standhaft dem Manne zu folgen, wohin er auch geht, durch Busch und Wald, über Moräste und Hecken, überall folgt sie ihm zu Leos höchstem Entzücken. Er selbst ist thätig

und treu in seinem Berufe, teils aus Neigung, teils aus Pflichtgefühl; doch auch ihm fehlt noch jede Kontrolle für sich selbst sowohl als für sein Hauswesen. Man steht dort auf, wann man will, speist, wann, wo und wie es ihnen beliebt, und sucht die Ruhe, wenn man müde ist. Die Dienerschaft weiß nie, wann sie ihre Herrschaft erwarten kann, kehrt diese müde und hungrig heim und es ist nichts fertig, dann wird oft mit den sonderbarsten Einfällen ein Mahl improvisiert und mit verdoppelter Heiterkeit genossen. Daß mir ernstem und ordnungsliebenden Manne diese Kinderwirtschaft nicht sehr gemütlich war, werden Sie begreifen; ja, ich gestehe es, ich hätte es kaum acht Tage auszuhalten vermocht, wenn nicht immer wieder dazwischen köstliche Stunden kämen, die alles Ungehörige vergessen lassen. Die große Herzenswärme, die sie ihrem Gaste entgegenbringen, Jennys goldenes Gemüt breitet über ihr verworrenes Hauswesen einen Zauber, der kaum zu beschreiben ist. Die Wolke des Grolles, die sich jeden Tag in meinen Gedanken über sie zusammenzog, schwand jeden Abend vor dem Liebreize, vor der Güte ihres Wesens. So habe ich denn auch kein Mahnwort zu sprechen vermocht, das den klaren Himmel dieser Glücklichen hätte trüben können. Jenny ist gut, sie besitzt keine Schroffheiten, keinen Eigensinn; sie wird mit der Zeit zur Erkenntnis ihrer Pflichten kommen, und was Leo anbetrifft, so werden zuverlässig die Jahre den Jüngling zum Manne machen, daran zweifle ich nicht. Es ist nur gut, daß Jennys Geldbeutel gut versehen ist, so können sie dieses Leben noch eine Weile forttreiben. Blicke ich zurück auf den ganzen Eindruck, den ich von diesem Besuche mitgenommen habe, so muß ich sagen, ich fühle es, daß mir diese beiden noch lieber geworden, noch mehr ans Herz gewachsen sind als zuvor."

Ganz wie Kern ging es Johanna; sie mußte sie lieben, sie immer wärmer ins Herz schließen, obgleich sie über die Nachrichten, die sie aus zweiter Hand von ihnen erhielt, oft recht sorgenvoll den Kopf schüttelte. Aber jede direkte Kundgebung von ihnen war so wohlthuend, so warm, so hoffte sie auf die wachsende Erfahrung und gedachte ihrer mit herzlichster Liebe.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe hatte Jenny ihren Mann mit Zwillingsbübchen beschenkt; ihre Mutter war aus England gekommen, um die Tochter zu pflegen und war fast ein Jahr bei ihnen geblieben. Durch deren Eintritt ins Haus hatte das Leben in demselben einen ganz anderen Zuschnitt erhalten. Ihre erfahrene Zofe, die schon früher die Haushaltung geführt, ergriff mit kräftiger Hand die Zügel des Hauswesens; man gewöhnte sich an eine geordnete Lebensweise, fühlte sich sehr wohl dabei und ließ sich gern den englischen Komfort gefallen, der unter der Leitung der Mutter mehr und mehr im Hause Platz griff. Johanna aber hoffte, daß nun Jenny die Augen über die Kunst des Haushaltens aufgehen würden.

Fast drei Jahre waren vergangen, seitdem Johanna das Pfarrhaus in Weilbach betreten, als sie eines Tages folgenden Brief erhielt:

„Lieber Sperber! Durch meinen letzten Brief bist du schon davon unterrichtet, daß uns „dear, dear little mother" verlassen hat und wir beide, Leo und ich, kommen mir vor wie ein Paar Vögel, die bei bewölktem Himmel ins Wasser gefallen und nun auf dem Zweige sitzen und nicht wissen, wie sie ohne Sonne ihr Gefieder wieder trocknen sollen. Das ist doch ein recht trauriges Bild; ich versichere dich aber: es ist ganz der Wahrheit entsprechend; wir sind aus unserem Elemente herausgeworfen und sind in dem

anderen pudelnaß geworden; jetzt bemühen wir uns vergebens, wieder in das unsere zu gelangen.

Du weißt es ja, unser Element war es, fröhlich und sorglos das süße Leben zu genießen, wie man an einem schönen Frühlingstage die dufterfüllte Luft einatmet und das ging so schön so lange little mother da war; sobald sie aber ging, regnete es Unannehmlichkeiten auf uns herab, daß wir uns gar nicht mehr zu retten wissen.

Mein lieber Leo ist darüber ganz tiefsinnig geworden; er meint, weil ich die reizende Idee gehabt habe, zwei entzückende kleine Engelchen auf einmal in die Welt zu setzen, ich nun auch die Lebensweisheit von zwei Müttern entwickeln müsse, während er ungesäumt den Ernst von zwei Vätern auf einmal hinunter geschluckt hat. Begreifst du nun, daß wir aus unserem Elemente hinausgeworfen sind und recht ratlos dasitzen? Wie paßt Ernst und Lebensweisheit zu uns? Ich verstehe nicht zu schwimmen und Leo versteht nicht, es mich zu lehren. Bisweilen fürchte ich, daß mir die Schwimmhäute fehlen und ich es nie erlernen werde. Irgendwo fehlt es, ich kann aber nicht entdecken wo; daher bitte ich dich, lieber Sperber, komme zu uns und entdecke mit deinem Scharfblicke, wo der Schaden liegt; warum keiner im Hause thut, was er thun sollte und nie am Platze zu finden ist, wo man ihn sucht.

So sehe ich zum Beispiel jetzt aus meinem Fenster, wie die Ferkel den Garten aufwühlen; ich glaube wohl, die Leute sollten sie forttreiben; diese haben aber jetzt keine Zeit dazu; sie sind alle vor der Küche versammelt und schlagen sich gegenseitig mit Servietten, ein ganz unschuldiges Vergnügen, da sie sich damit keinen Schaden anthun können; ich höre von hier aus, wie sie lachen und möchte ihr Vergnügen nicht stören. Die beiden Kindermädchen sind auch dabei; ich wollte wohl, daß wenigstens eine von ihnen hier

wäre; denn meine beiden Buben kriechen auf dem Teppiche herum und Harri wird sich gleich den Kopf zerschlagen; denn er kriecht unter das Sofa; wenn aber Harri schreit, fängt Edgi auch zu schreien an und dann kann Jenny nichts thun, als sich zu ihnen setzen und mit ihnen spielen und ihnen vorsingen bis die kleinen Schelme wieder lachen.

Kommt dann Leo nach Hause und sieht, daß alles drunter und drüber ist, dann sagt er: „Aber Jenny, was soll aus den Kindern werden, wenn sie in einer solchen Wirtschaft aufwachsen!" Und kommen die Monatsrechnungen, dann heißt es: „Wir dürfen nicht so verschwenden, wir haben zwei Söhne, wir müssen an ihre Zukunft denken und vernünftig sein." Im Anfange habe ich immer lachen müssen, wenn er so sprach; aber jetzt ist er so furchtbar ernst dabei. Ach Gott, ich möchte ja gern vernünftig sein, ich weiß nur nicht, wie ich es anfangen soll und — — — so nun schreien alle beide!

Lieber Sperber, breite deine Flügel aus und komme eilig geflogen zu Deiner Jenny.

P. S. Leo läßt dir sagen, du solltest ihm telegraphieren, wenn du abreisest, damit wir dich im geschlossenen Wagen von der Bahn abholen können."

Mit traurigem Herzen saß Johanna da und schaute sinnend auf den Brief in ihren Händen; so spielend er auch gehalten war, was er berichtete, war ernst genug. Es war denn also doch so, wie sie es bei Leos Hochzeit schon gefürchtet hatte: Jenny war ihrer Aufgabe nicht gewachsen; daß aber auch Leo es nicht zu verstehen schien, ihr die rechte Anleitung zu geben, betrübte sie noch mehr. Sie mußte an Kerns Worte denken: „wenn es hernach was zu tragen giebt, wollen wir mittragen", und ihr Herz schwoll in Sehnsucht, zu ihnen zu eilen und zu helfen, wo zu helfen möglich war. Aber wie konnte sie daran denken,

sie, die nur Schrecken und Verwirrung unter diese ungezügelte Dienstbotenschar gebracht hätte? Wie hätte sie überhaupt allein reisen können, mit der Bahn noch dazu? Sie mußte sich entschließen, wenn auch mit schwerem Herzen, ihr abzuschreiben; sie versicherte Jenny in ihrem Briefe, daß sie ihr nur sehr wenig nützen würde, daß ihr Sperberauge durchaus nicht so scharf sei, in alle Ecken dringen zu können. Wenn aber ihr Rat von irgend einem reellen Werte für sie sein sollte, thäte Jenny besser, zu ihr nach Weilbach zu kommen, gewiß wäre das von eben soviel Nutzen, als wenn sie selbst zu ihr reisen würde, um doch nur gleich einer Gefangenen das Zimmer hüten zu müssen.

Acht Tage, nachdem dieser Brief abgesandt worden, war Jenny zur Stelle. Die beiden Bübchen hatten ihr nichts von ihrer mädchenhaften Erscheinung, noch von ihrer blühenden Gesundheit genommen; ihre warmherzige Freundlichkeit, ihre Frühlingsfrische war sich gleich geblieben, hatten jedoch eine Beimischung von einer gewissen Gefühlsinnigkeit, fast Zaghaftigkeit, erhalten, die ihr einen noch größeren Reiz verlieh.

Als aber Johanna nun Näheres über ihre Sorgen und Schwierigkeiten von ihr hören wollte, fand sich, daß sie das alles vergessen hatte; sie wußte nur immer wieder zu erzählen, wie hübsch und wie drollig ihre Bübchen seien, wie eifrig Leo in seinem Berufe arbeite, wie hübsch es von ihm sei, daß er sich angelegen sein lasse, ihr einen Pelzmantel von Edelmardern zusammen zu schießen, wie er ihr eine Mütze aus der Brust eines wilden Schwanes habe machen lassen; wie hübsch ihr Garten geworden sei; kurz, sie wußte nichts als Liebes und Gutes, Heiteres und Drolliges zu berichten und Johanna wußte nicht, sollte sie sich freuen über ihr glückliches Temperament oder sich darüber bekümmern, daß sie so gar nicht verstand, Stellung zum

Ernst des Lebens zu nehmen. Sie forderte Jenny auf, sich Fridas Haushalt anzusehen; vielleicht würde ihr dann einfallen, was bei dem ihren fehle. Diese ging bereitwillig darauf ein und staunte über eine Menge Dinge der einfachsten Art, von denen sie nie gehört und sagte endlich sinnend:

„Ich habe nie geglaubt, daß Menschen so einfach leben können; ich glaube, bei uns ist viel Unnützes da; ihr befindet euch aber alle so gut bei dieser Einfachheit, daß ich Leo fragen will, ob wir nicht auch einfach leben sollten; ich fürchte nur, dann geht die Köchin fort, und die kocht so gut."

„So laß sie gehen," rief Johanna, „wir wollen für dich eine andere suchen, die auch gut kocht und die nicht so grob ist wie diese. Wie kannst du haushalten, wenn du dich vor deiner eigenen Köchin fürchten mußt."

Jenny machte ein besorgtes Gesicht, sie schien nicht ganz sicher zu sein, ob sie sich vor einer anderen nicht auch fürchten würde. Im übrigen war sie voll guten Willens, wollte sich viele Dinge merken und meinte, sie lerne hier sehr viel. Doch Johanna hatte dabei das Gefühl, daß, einmal zu Hause angelangt, sie wahrnehmen könnte, wie die hier gesammelten Kenntnisse ihr ebenso fortgekommen wären, als es mit ihren heimischen Nöten hier der Fall gewesen. Am letzten Tage lernte sie ein Kinderröckchen stricken und das war vielleicht die bleibendste Ausbeute ihres Besuches.

Endlich entschloß sich Johanna auf allgemeines Zureden, Jenny nach Hause zu begleiten; diese war hocherfreut darüber, warf bei der Abfahrt noch ein leichtes Seidentuch über ihren Arm und erklärte Johanna, sie solle ganz ruhig sein, kein Mensch würde sie erblicken.

Sobald sie sich der Bahnstation näherten, warf sie ihr das Seidentuch über den Kopf; so war sie freilich

jedem Auge verborgen, ihre Erscheinung aber doch recht auffallend und sie selbst völlig abhängig von ihrer Begleiterin. Diese half ihr auch beim Aussteigen, nahm ihren Arm und geleitete sie, gehobenen Hauptes durch die Menge schreitend in eine einsame Ecke des Wartesaales, wo sie sie bat, ruhig sitzen zu bleiben und eilte fort, um an Leo zu telegraphieren. Nach einer Weile, die Johanna unendlich lang erschien, kam sie wieder, einige Düten mit Backwerk und Früchten im Arme und brachte Johanna in ein Coupé, das sie, ohne auf die Kosten zu achten, ganz für sich genommen hatte, zog die Rouleaux herunter und rief vergnügt: „So, nun sind wir geborgen und wollen uns gütlich thun."

Obgleich die Fahrt nur zwei Stunden dauerte, blieb sie doch Johanna in recht peinlicher Erinnerung. Der Tag war warm, durch das lange Sitzen unter dem sie deckenden Tuche hatte sie sich sehr erhitzt; sie zog die Rouleaux wieder hinauf und ließ den Luftzug über ihre so empfindliche Stirne streichen, Jenny aber saß ihr gegenüber mit dem Seidentuche auf den Knien, ihr dasselbe bei jedem Pfiffe der Lokomotive über den Kopf werfend immer in der Idee, eine neue Station auftauchen zu sehen. Johanna ward ganz nervös davon, daß sie sich den Thränen nahe fühlte, als endlich die letzte Station erreicht war und Leos frische Stimme sie begrüßte; sehen konnte sie ihn natürlich nicht, denn das verhängnisvolle Tuch verhüllte sie wieder.

Es war schon spät am Abend, als sie das Haus erreichten; Jennys Tuch erleichterte wiederum Johanna den Weg durchs Haus an den Dienstboten vorüber bis in ihr sehr hübsch eingerichtetes Zimmer. Hier hatte Leo den Tisch für drei Personen decken lassen, um sich diesen Abend unbehelligt von den Dienstboten an Johannas Gegenwart erfreuen zu können.

Während sich Johanna nun ihres Hutes entledigte und den Reisestaub abschüttelte, waren Leo und Jenny verschwunden, kehrten aber sehr bald zurück, jedes ein halbnacktes, wunderschönes Bübchen auf dem Arme tragend, das schlaftrunken die Augen zu öffnen suchte, dann aber das hellgelockte Köpfchen auf die Schulter des Tragenden sinken ließ. Johanna war ganz erschrocken, sie schalt über die elterliche Unvernunft. Diese aber lachten, küßten die rosigen Arme und Schultern ihrer Herzblättchen und liefen wieder mit ihnen davon.

Bald saßen die drei bei einer feinen Abendmahlzeit beisammen. Jenny und Leo nahmen an der Thüre die Speisen in Empfang und reichten das gebrauchte Gerät wieder hinaus.

Wie es bei Personen immer geschieht, die sich innerlich nahe stehen und sich lange nicht gesehen haben, so reihte sich auch hier ein Gespräch an das andere; sie vergaßen Schlaf und Müdigkeit und konnten kein Ende finden; der Morgen begann schon zu dämmern, als sie sich endlich trennten.

Als am nächsten Morgen Johanna ihr Fenster öffnete, ward sie von den immer im Hofe herumsitzenden Dienstboten erblickt, und eine wahre Panik verbreitete sich unter ihnen; eines der Kindermädchen lief davon und Jenny mußte von ihrem Plane, Johanna im ganzen Hause umherzuführen und alles darin ihrem prüfenden Blicke zu unterwerfen, abstehen. Johanna bat, das Aufräumen ihres Zimmers ihr selbst zu überlassen, das Wasser und selbst die Mahlzeiten sollte man ihr vor die Thüre stellen; aber darauf gingen ihre Geschwister nicht ein; das anstoßende Zimmer ward geöffnet, hier sollte sie sich aufhalten so lange geräumt wurde und hier speisten sie auch zusammen, sich selbst bedienend. Dennoch sahen sie ein, daß sie Johanna

nicht zu lange festhalten durften, diese Verhältnisse waren doch zu sehr beengend für sie. Jenny brachte die Kinder zu ihr, wahre Prachtexemplare an Gesundheit und Schönheit, die mit Jennys lachenden Augen jedem ihre Ärmchen entgegenreichten, der sie mit freundlichem Worte ansprach. Es war ein Haus voll sprossenden Lebens, voll froher, unschuldiger Lebenslust, das sah Johanna wohl, doch es fehlte die Ordnung an allen Ecken.

Trotz ihrer Abgeschlossenheit vermochte Johanna zu erkennen, daß Jennys Mutter einen luxuriösen englischen Styl in die Haushaltung gebracht, der in dieser Weise nicht fortbestehen durfte und das sah Leo vollkommen ein; aber bei der großen Unkenntnis dieser beiden, ließ es sich gar nicht absehen; wie eine folgerichtige Änderung durchzuführen sei.

Johanna riet zur Entlassung eines Teiles der Dienerschaft, zur Annahme einer erfahrenen Kinderfrau, zum Wechsel der Köchin; sie schrieb in dieser Angelegenheit an Kern, an ihre Mutter, an Tante Adelgunde; sie entwarf mit Jenny eine Liste der notwendigen wirtschaftlichen Beschäftigungen, denen sich jede Hausfrau täglich unterziehen muß, richtete ihr Bücher für die Haushaltung, für die Wäsche u. s. w. ein und suchte, ihr so viel guten Rat zu geben als möglich war.

In Leos Begleitung kehrte sie in einigen Tagen nach Weilbach zurück im eigenen Wagen, da ihr vor einer zweiten Eisenbahnfahrt graute. Leo war voll guter Zuversicht für die Zukunft, konnte Johanna nicht genug für ihren Besuch danken und erklärte, sie würden nun ein ganz anderes Leben anfangen; drei Jahre später jedoch erhielt Johanna folgenden Brief von Jenny:

Liebe Johanna! Könntest du es nicht möglich machen, noch einmal zu mir zu kommen? Ich bedürfte deines verständigen Rates mehr als je. Ich hätte doch nie

geglaubt, daß es so schwer sei, eine deutsche Hausfrau zu sein; mir scheint, man verlangt sehr viel von ihr und ich habe leider so gar keine Anlage dazu. Mein Leben erscheint mir jetzt wie eine einzige Kette von Versäumnissen und diese rächen sich so bitter! Glaubst du nicht, daß, wenn ein Mensch täglich Kummer hat, sein Glück davon endlich ganz verzehrt werden müsse? Leo hat täglich Verdruß und ich Kummer! Aber dennoch kann ich nicht glauben, daß es für uns besser gewesen, wenn wir uns nie begegnet wären, wie Woldemar und Malwine sagen. — Wenn sich zwei so lieb haben und so reizende Kinder besitzen, dann muß doch auch Glück vorhanden sein in ihrem Hause oder was ist sonst Glück! Liebe Johanna komme noch einmal zu mir; vielleicht kann ich jetzt deine Ratschläge besser befolgen als damals, denn etwas verständiger bin ich doch geworden.

Deine Jenny.

Dieser Brief verursachte Johanna viel Trauer und viele Thränen; sie wäre so gern zu Jenny geeilt; doch gerade damals war sie in Weilbach mehr gefesselt als je zuvor, sie konnte ihr nur in der herzlichsten Weise schreiben, sie zu trösten und zu ermutigen suchen. Aber wie wenig vermögen Briefe, wo eine ganz andere Hilfe nötig ist!

Aber, um zu verstehen, warum Johanna so gefesselt war, daß sie Weilbach nicht verlassen konnte, müssen wir um ein Jahr zurückgehen.

26. Kapitel.

Ein schwerer Schlag.

Zum fünften Male seitdem Johanna im stillen, friedlichen Pfarrhause lebte, färbte sich das Laub der alten Ulmen in das farbenreiche Gewand des Herbstes; doch diesesmal folgte kein beobachtendes und bewunderndes Auge dieser Wandlung; tiefe Trauer hatte sich über alle Bewohner des Hauses gebreitet; denn sie war nicht mehr unter ihnen, an die sich aller Herzen geschlossen als den Mittelpunkt ihres Glückes; sie alle hatten das liebste verloren, was sie besessen, der Gatte, die Kinder, die greisen Eltern und nicht weniger als diese auch die Freundin.

Frida war nach kurzem Krankenlager einer Lungenentzündung erlegen. Dahingerafft aus dem Kreise der Ihren und einer reichen Lebensarbeit war sie doch freudig gegangen im Gehorsam des Glaubens, dankbar für das genossene Glück, voll froher Zuversicht des Wiedersehens und alle irdische Sorge dem Herrn befehlend. Nur einmal hatte sie Johanna die Hand gedrückt und ihr Mann und Kinder befohlen und diese hatte ihr mit einem Händedrucke gelobt, diese nicht zu verlassen; darnach war ihr Abschied von Mann und Kindern, denen sie die Hände segnend aufs Haupt legte, kein schmerzlicher gewesen. Wenige Stunden vor dem Tode waren ihre Eltern und Hubert eingetroffen; sie stützten sich alle gegenseitig in ihrem Leide und der Friede des Herrn waltete über ihnen. Am Tage der Bestattung hatte Hubert in warmer und erhebender Weise an der Schwester Grabe gesprochen; dann aber hatten sie alle gegen Abend die Pfarre verlassen; denn Frau Hedwig

hatte gemeint: „Friedrich wird sich eher zu fassen vermögen, wenn er allein bleibt.“ — Zu Johanna hatte sie beim Abschiede liebevoll gesagt: „In dir wacht Fridas Auge über ihm und den Verwaisten.“

Auch der Oberförster hatte ihre Hand in der seinen gehalten und mit großer Innigkeit vertrauensvoll gesprochen: „Daß Sie bei den Vereinsamten bleiben, läßt diese nicht ganz verwaist erscheinen. Sie sind ein großer Segen für dieses Haus und ein Trost für uns alle. Gott schenke Ihnen die Kraft, Ihre schwere Aufgabe zu erfüllen.

„Dich bei ihm zu wissen, Johanna, ist eine wahre Herzensberuhigung,“ sagte Hubert bevor er schied, „ich weiß es am Besten, was du den Schwergebeugten sein kannst; auch hier wirst du das rechte Wort zu finden wissen.“

So zählten alle auf sie, alle sahen es als eine ausgemachte Sache an, daß sie bleiben würde; von keiner Seite hatte sich ein Bedenken erhoben, ob sie im Hause eines Witwers verweilen dürfe und sie segnete im Stillen ihr Angesicht, das ihr es gestattete, ohne jeglichen Kampf mit den gewöhnlichen Anschauungen der Welt das Versprechen, das sie Frida gegeben hatte, zu erfüllen und bei deren Kindern zu bleiben, denen ja auch ihr Herz so sehr gehörte.

Doch sie fühlte sich unendlich vereinsamt. Fridas zart vermittelnde Hand fehlte ihr überall und ratlos stand sie da, wenn sie sich fragte, wie sie es anfangen solle, die Lücke, die Fridas Heimgang gelassen, weniger fühlbar zu machen? Fortan mußte ihr Wirken ein noch verborgeneres werden, jetzt wo der Freundin deckende und schirmende Gestalt nicht mehr ihren Schatten über sie warf. Ach nein, sie vermochte nichts zu thun; das sagte sie sich immer mit Thränen, sie waren und blieben verwaist alle die Hinterbliebenen und sie selbst mit ihnen. Die Frage war nur die, wie sie es denn selbst tragen könnte, und getragen

mußte es werden, weil es Gottes Wille war und um Gotteswillen. Mit diesen Worten, die ihr einst Meder gesagt am ersten Abende ihres Kommens, stärkte sie sich wieder und wieder und schaute sich um nach dem Wege, den sie gehen sollte, gehen konnte. Sie raffte sich auf und begann in den zwei Zimmern, die sie mit Lisbeth und den Kindern bewohnte, auf und ab zu gehen. In den Jahren, die sie hier verlebt, war zu den fünf Kindern, die sie vorgefunden, noch ein sechstes dazu gekommen und während Fridas Krankheit waren auch die beiden Jüngsten zu ihr hinaufgebracht worden; hier sollten sie nun auch ferner bleiben; sie wollte sie ganz unter ihren Augen behalten, diese lieben jetzt so völlig ihr gehörenden Kinder! Es war, als wollte fast ein Gefühl der Freude bei diesem Gedanken in ihr aufsteigen. Und der Vater? der vor allen Vereinsamte, sollte er ganz allein unten in den verödeten Räumen weilen? Sollte sein Blick hinfort auf kein einziges liebes Gesicht fallen, ehe er sich niederlegte. Ach nein, sie durfte ihm die Kinder nicht entziehen; es waren nicht die ihren, ihr gehörten sie nicht; wohl hatte sie Pflichten für sie, doch ihre Rechte an sie waren beschränkt und mußten vor den Rechten des Vaters zurückstehen. Da ward es ihr klar, daß der Weg, den sie gehen mußte, der enge, schmerzvolle Pfad der Selbstverleugnung war, nur durch völliges Selbstvergessen, völliges Beiseitesetzen aller eigenen Wünsche konnte sie denen etwas sein, die ihrer Fürsorge anvertraut waren.

Frau Hedwig hatte gesagt: „In dir wacht Fridas Auge über ihm.“ Wo war er nur? Wie hatte sie ihn so ganz vergessen können? Erst jetzt fiel es ihr ein, daß sie ihn in den zwei Tagen, seit Fridas Eltern sie verlassen hatten, nicht gesehen; sie hatte zuerst gedacht, die Einsamkeit thue ihm gut und ihm die Mahlzeiten in sein Arbeits-

zimmer geschickt. Jetzt fing sie an, sich um ihn zu beunruhigen, sie ging hinunter und frug eine Magd nach ihm. Er sei in das Zimmer der Frau Pfarrerin gegangen, wurde ihr gesagt und auch sie ging dahin; die Thüre stand offen und sie trat leise hinein. Da saß er am Fenster, das der große Apfelbaum beschattete, Fridas Lieblingsplatz, auf dem Sessel vor ihrem Arbeitstische und seine Blicke ruhten in bewegungslosem Schmerze auf den Gegenständen, die darauf lagen und die immer in ihrem Gebrauche gewesen waren. Da stand der Nähstein mit den Nadeln, deren manche noch den Faden trug, den die Hand hineingezogen hatte, die jetzt im Grabe ruhte; ihr Fingerhut hing, wie es ihre Gewohnheit war, ihn schnell aus der Hand zu legen, über dem Kopfe einer der größten Nadeln; im Körbchen daneben lag die angefangene Arbeit, ein Kinderschürzchen; es war als wenn sie eben erst fortgegangen wäre.

Johanna blieb einen Augenblick stehen, um ihrer Thränen Herr zu werden; dann trat sie an ihn heran und sagte so ruhig und so einfach als möglich:

„Lieber Herr Pfarrer; ich wollte mit Ihnen darüber sprechen, wie wir die Zimmer jetzt umräumen wollen. Was meinen Sie, wenn wir dieses Zimmer für die Kinder einrichten? Hedchen und Elschen sind jetzt verständig genug, um allein schlafen zu können; die eine Ecke könnten wir für diese beiden einrichten, der übrige Raum gäbe einen herrlichen Spielplatz für die Kleinen und wenn Sie selbst mit Karlchen das kleine Zimmer daneben beziehen wollten, wären die Kinder unter Ihrem Schutze während der Nacht und Sie könnten sie am Tage zu jeder Stunde erreichen."

Meder hatte, während sie sprach, den Arm auf den Tisch gestützt und den Kopf in die Hand gelegt; er schien sich langsam zu sammeln und nachzudenken; nach einer Weile reichte er ihr die Hand.

„Ich verstehe, wie Sie das meinen," sagte er, „und danke Ihnen dafür. Meine Kinder! ja an ihnen muß ich wieder zu leben lernen; die ahnungslosen Kleinen, die noch nicht wissen, wie arm sie geworden sind."

„Ich denke," fuhr Johanna nach einer Pause fort, in der sie ihrer Bewegung Herr zu werden suchte, „wir treffen diese Einrichtung gleich heute."

„Schon so bald?" sagte er seufzend und ließ seine Augen wie Abschied nehmend durchs Zimmer wandern.

„Wir haben einen neuen Weg zu gehen," sagte Johanna ernst, „je früher wir ihn antreten, um so besser wird es sein für uns, für die Kinder."

Meder seufzte schwer: „und doch möchte man sich noch festklammern an alles, was uns von der Vergangenheit spricht!" sagte er und blickte auf die Gegenstände auf dem Arbeitstische.

„Wir wollen alle diese Dinge, die ihre Hand berührt, in den Tisch einschließen," meinte Johanna, die gern seine Gedanken zu der Gegenwart zurückführen wollte, „dann bringen wir denselben in Ihr Studierzimmer und Sie heben den Schlüssel auf bis Hedchen konfirmiert wird; der Arbeitstisch der Mutter gerade wie sie ihn verlassen, wird für sie das schönste Konfirmationsgeschenk sein."

Dieser Gedanke schien Meder wohlthuend zu berühren; er öffnete selbst den Tisch und sie räumten zusammen alles ein; dann trugen sie ihn hinüber in sein Schreibzimmer.

„Ich würde gern auch für meine anderen Kinder Konfirmationsgeschenke auswählen, die ihnen eine stete Erinnerung an die Mutter wären," sagte Meder, „Sie werden unter Fridas Sachen am besten wählen können, was für einen jeden paßt."

„Fridas Bibel legen wir doch für Karlchen zurück," schlug Johanna vor, die ihrem Lieblinge gern das Beste

zuwenden wollte, „sie wird ihn begleiten, wenn er das Haus verläßt als ein Schirm und Segen von der Mutter Hand."

Meder schloß jetzt Fridas Schreibtisch auf, doch Johanna fürchtete, ihn wieder von seinem Kummer überwältigt zu sehen, wenn er sich in den schriftlichen Nachlaß seines unvergeßlichen Weibes vertiefte; sie ging deshalb zu ihm hin, und, ihm mit herzlicher Bitte die Hand auf die Schulter legend, sagte sie:

„Lassen Sie das auf einen anderen Tag; Sie haben noch andere Wesen auf dem Herzen zu tragen als nur Ihre eigenen Kinder, andere Wesen, die jetzt auch verwaist sind und unersetzlich viel verloren haben durch Fridas Heimgang. Ihre Gemeinde wird Sie schon schmerzlich vermissen; wollen Sie nicht einen Gang ins Dorf versuchen?"

Meder stützte wieder seinen Kopf in die Hand und schien sich nachdenkend zu sammeln.

„Ich habe es mir auch schon gesagt," erwiderte er endlich, mit müdem Tone sprechend, der Johanna ins Herz schnitt, „ich konnte mich nur bisher nicht dazu ermannen. Aber Sie haben recht, wir müssen lernen, den neuen Weg zu gehen, oder vielmehr den alten Weg, auf dem wir einst im Sonnenlichte gingen, nun auch im Schatten zu wandeln."

Johanna sah ihn bald die Straße zum Dorfe hinabgehen, suchte dann selbst die Kinder im Garten auf und zog die Älteren derselben mit in das Umräumen des Hauses hinein. Sie wünschte damit ganz fertig zu sein bis Meder heimkehrte; deutlich fühlte sie bei all' diesem Thun, wie tief in der menschlichen Schwäche der Reliquienkultus begründet ist und welche Verweichlichung der Seele daraus erwachsen muß. Wie sehr sie die Erinnerung an die Mutter, besonders deren Wünsche und Vermahnungen bei

den Kindern zu pflegen suchte, so wollte sie doch nicht, daß man einen Ballast von Gewohnheiten und Erinnerungen im täglichen Leben mit sich schleppen sollte, die nur die Schwermut nährten und die notwendige Neugestaltung des Lebens erschwerten. Deshalb deckte sie auch den Tisch zu dem gemeinsamen Abendbrote in einer anderen Ordnung so daß Fridas Platz weder leer blieb noch ausgefüllt wurde.

Sie sah nach der Uhr; Meder war noch nicht zurückgekommen; wo mochte er sein? Vor mehr als einer Stunde hatte sie von ihrem Fenster aus ihn am Grabe seiner Frau sitzen sehen; sie ging hinauf und blickte hin; da saß er noch immer, in tiefe Gedanken versenkt.

Der Gang durchs Dorf hatte ihm wohlgethan, er sah, daß Viele aufrichtig mit ihm trauerten und das bildete ein neues Band zwischen ihm und seiner Gemeinde; es that ihm wohl von Frida mit soviel Liebe sprechen zu hören und wahrzunehmen, wie segensreich ihr Einfluß gewesen; doch als er sich wieder seinem vereinsamten Hause zukehrte, überkam ihn das schmerzliche Gefühl, daß sie nicht mehr da war, der er gewohnt war, alle Eindrücke und Erfahrungen aus seinen Hausbesuchen mitzuteilen, so daß er seinen Weg über den Kirchhof nahm und auf der kleinen Bank an ihrem Grabe sitzen blieb, alles um sich her vergessend, außer seinem Schmerze.

Das bleiche Licht des ersten Mondviertels beschien seine kummervolle Gestalt; der Herbstabend war kalt, was sollte Johanna thun? Es war ihr schwer, ihn geradezu vom Grabe seines Weibes hinwegzuholen; sie wartete noch eine Viertelstunde nach der andern; aber so oft sie hinsah, saß er in derselben Stellung da. Sie gewann endlich die Überzeugung, daß, wenn sie ihn nicht holte, er die halbe Nacht dort zubringen könnte und als das Abendbrot nicht

länger hinausgeschoben werden konnte, entschloß sie sich, hinauszugehen.

„Ihre Kinder warten auf Sie mit dem Abendbrote," sagte sie, „wollen Sie nicht kommen und für sie das Tischgebet sprechen?"

Er schien dieser Stimme, die er immer im Zusammenhange mit Frida gehört, nicht widerstehen zu können, stand auf und folgte, ohne ein Wort zu sagen.

Die Kinder, die ihn heut noch nicht gesehen, liefen ihm entgegen, als er ins Zimmer trat, ihn zu umarmen; er drückte sie ans Herz und küßte sie mit wortloser Zärtlichkeit, und, nachdem er das Gebet gesprochen, setzten sich die Kleinen ganz still um den Tisch; denn Johanna hatte ihnen eingeschärft, nicht laut zu sein, weil der liebe Vater so sehr traurig sei.

Bei Kindern kann ja auch der tiefste Schmerz keine sehr lange Dauer haben; wohl verlangten die Jüngsten noch bisweilen weinend nach der Mutter und auch bei den Älteren kamen noch heftige Ausbrüche ihres kindlichen Kummers vor, besonders am Abende beim Zubettgehen; aber heute war so viel neues vorgefallen, und das ist für Kinder immer ein Vergnügen, besonders das Umräumen; und ihre Übersiedelung in andere Schlafstätten, hatte sie im höchsten Grade angeregt. Es dauerte nicht lange da flüsterten sie untereinander, erst leise, dann immer eifriger, und endlich erzählte Hedchen ganz lebhaft dem Vater, daß sie und Elschen von nun an neben ihm schlafen würden, gleich im nächsten Zimmer.

„Und wenn du in der Nacht was brauchst, Vater," fügte sie hinzu, „dann wecke mich nur; ich besorge es dir gleich."

„Nein," rief Elschen dazwischen, „ich werde es besorgen, wecke mich, Vater!"

„Nein mich," sagte Hedchen, „ich bin die älteste Tochter!"

„Nun ich weiß schon, was ich thue," sagte Elschen, mit schelmischem Blicke auf die Schwester, „ich schlafe gar nicht ein; ich mache nur so die Augen zu; dann höre ich zuerst, wenn Vater ruft, springe schnell aus dem Bette und versorge ihn."

Die Kinder lachten laut auf, denn Elschen war bekannt dafür, daß sie gern schlief, selbst über das Gesicht des Vaters flog ein Lächeln.

„Ich werde allein für den Vater sorgen," entschied Karlchen, „ich schlafe mit ihm in einem Zimmer, euch brauchen wir gar nicht."

Der Vater strich liebkosend über des Knaben Haar.

„Ich werde euern Schlaf behüten aber nicht stören, ich danke euch aber doch, daß ihr so gern für mich sorgen wollt, meine lieben Kinder!"

Seine Stimme zitterte wohl bei diesen Worten; aber für die Kleinen waren damit die Schleusen aufgezogen; bald umstanden ihn alle drei und schwatzten in ihn hinein, wie sie es bisher bei der Mutter gethan, bis Johanna sie zu Bette schickte.

„Ich habe Ihre Lampe in Ihrem Studierzimmer angezündet," sagte sie jetzt zu Meder, „es ist heute schon Freitag und Hubert wird an diesem Sonntage nicht da sein, Sie zu vertreten, wie am letzten."

„Ich habe mir selbst gepredigt am Grabe meines Weibes," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „jetzt will ich es versuchen, ob es mir gelingt, im gleichen Tone zu der Gemeinde zu reden."

Er wünschte Johanna gute Nacht und ging in sein Zimmer; erstaunt blieb er vor dem Schreibtische stehen; ganz wie es bisher Frida gethan, lagen die Perikopen des nächsten Sonntages aufgeschlagen auf dem Tische, das

Gesangbuch mit dem Streifen Papier, auf welchem die passenden Lieder verzeichnet waren, lag daneben, ganz wie die Unvergeßliche es zu thun liebte; nur die Hand, die geschrieben, war eine andere.

„Ihr Geist ist nicht von uns gewichen," sagte er leise vor sich, „und breitet Friede und Ruhe über uns auch aus der Ferne; gesegnet sei die Hand, die ihn uns sichtbar zu vermitteln versteht." Am nächsten Tage gab er Johanna seine Predigt und sagte dabei: ich glaube ich habe mich wiederholt von der Fülle meiner Gefühle hinreißen lassen; ich vermag aber nicht zu entscheiden, welche Stellen ich streichen sollte; beim Durchlesen war ich eher versucht, hinzuzufügen als wegzuthun und die Predigt ist schon sehr lang: seien Sie so freundlich, sie durchzulesen und mir Ihre Ansicht zu sagen."

Es war Johanna lieb, daß er jetzt mit einer direkten Bitte zu ihr kam; es ward ihr so viel leichter, seinen Wünschen nachzukommen, als wenn sie ihn nur beobachten und erraten mußte, welcher Hilfe er bedürfe. Sie machte sich sogleich an die Durchsicht der Predigt: es war ihr wohl eigen zu Sinne, daß sie ihn darin beraten sollte, doch war der Augenblick nicht dazu gemacht, sich schwach und schüchtern zu zeigen; so ging sie denn mit allem Ernste an diese Aufgabe und klopfte an seine Thüre als sie damit fertig war. Meder bat sie, einzutreten und blickte ihr fragend entgegen.

„Ich glaube," sagte sie, „Sie geben hier ihren Zuhörern zu viel, ich habe mir erlaubt die Teile der Predigt einzuklammern, die meines Erachtens weggelassen werden könnten, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun. Wohl möchte ich der Gemeinde das nicht ganz vorenthalten sehen, was in den Klammern steht; sie werden es ihr ein andermal mit mehr Nutzen sagen."

Meder bemerkte gleich, daß die Predigt sehr kurz werden würde, wenn er Johannas Wünschen nachgab; doch fügte er sich ihrem Rat. Als er am Sonntage nach kaum fünfzehn Minuten die Predigt beendet hatte, fühlte er, mit welch' zarter Rücksicht für ihn diese Kürzungen vorgenommen waren, jetzt schon fühlte er sich erschöpft; eine längere Predigt würde ihm eine Qual gewesen sein.

„Mir ist es, als müßte ich Ihnen immer wieder in Fridas Namen danken für alles Liebe und Gute, das Sie an uns thun!" sagte er zu Johanna am Abend dieses Tages.

„Ich glaube, wir thun alles, was wir vornehmen im Gedanken an sie," erwiderte Johanna, wahrhaft wohl wird es uns doch nur dann, wenn wir uns im Geiste und Gebete dahin zu erheben vermögen, wo sie weilt und wir uns mit ihr verbunden fühlen in einer lebendigen Liebe."

„Nur dann, nur dann!" sagte Meder aus tiefstem Herzen, „und nur dadurch vermögen wir in Geduld und Ergebung auszuharren bis zum Tage der Wiedervereinigung!"

Stille Wochen und Monde folgten; Meder wanderte getreulich weiter auf dem Wege, zu dem ihn Johanna mit zarter Hand zurückgeleitet hatte; in treuer Pflichterfüllung gelangte er zu neuer Arbeitskraft und neuem Lebensmute. Hubert kam öfters, nicht nur wegen des Schwagers, sondern auch, um Johannas Mut in Erfüllung ihrer Aufgabe zu stützen; besonders in der ersten Zeit bedurfte sie dessen häufig.

Mit Hubert war eine wunderbare Umwandlung vorgegangen; als ein anderer Mensch war er vom Krankenlager erstanden.

Johanna erschien Berthas Wort „ich werde ihn mir nachziehen," wie ein prophetisches, auch verstand sie jetzt, wie sie sich der Erhörung ihrer Gebete für ihn hatte freuen können, ehe sie die Erfüllung vor Augen sah. Mit dem Fortschreiten der Genesung war es, als wenn ihm das

innere Auge aufgethan würde. In dem „alten, alten Buche," das einst Heinrich Heine schon als ganz alt in den Händen seiner Großmutter gesehen und in welchem dieser frechste der Atheisten den Gott seiner Väter fand, in demselben alten Buche erschloß sich für Hubert eine neue, ewig junge Welt und so war ihm ungesucht der Schlüssel der Wahrheit in die Hand gefallen, den zu suchen er so viele hohle Nüsse aufgeklopft. Er säumte nicht, sich ihr goldenes Thor aufzuthun und sich an dem Lebenswasser zu erquicken, welches ihm aus demselben entgegenströmte.

So war er zu einem anderen Menschen geworden, von einem finsteren, friedlosen zu einem lichten, freudvollen Wesen durchgedrungen. Auf die Universität zurückgekehrt, hatte er sich mit Eifer dem Studium der Theologie hingegeben und war jetzt Vikar auf einer Pfarre nicht fern von Weilbach. So war es ihm möglich geworden, den Schwager in der schwersten Zeit zu vertreten und jetzt für Johanna eine verständnisvolle Stütze zu sein.

Auch Oberförsters kamen öfters und blieben einige Tage in Weilbach. In warmer Weise sprachen sie Johanna ihren Dank und ihre Anerkennung aus für die treue Fürsorge, mit der sie im verwaisten Hause waltete. Nach und nach gewöhnte man sich an die Sachlage; man wußte gar nicht wie das hätte anders sein können und Johanna selbst kam es so natürlich vor, daß ein Dank dafür sie geradezu befremdet hätte.

Das Frühjahr kam und brachte Sorgen ins Haus; die Kinder erkrankten an den Masern und Johanna lernte alle Sorgen einer Mutter am Krankenbette ihrer Kinder kennen. Meder stand ihr treu zur Seite und teilte alle bangen Stunden mit ihr; doch als die Gefahr vorüber war und die Genesung eintrat, da kehrte mit der dankerfüllten Freude darüber auch der Geist stiller Heiterkeit in das freundliche Pfarrhaus zurück und machte es wieder zu einer

herzerfreuenden Stätte, obgleich diejenige, welche jetzt die Seele des Ganzen war, sich vor jedem Auge verborgen hielt und nur für die Hausgenossen und nächsten Freunde allein sichtbar war.

In die schlimmste Sorgenzeit um die Kinder fiel Jennys zweiter Brief. Es war Johanna unmöglich, ihr zu willfahren; aber die Sorge um Leos häusliches Glück raubte ihr manche Stunde des Schlafes.

Im Sommer meldete ihr Auguste mit Freuden die Geburt ihres zweiten Töchterchens; das erste, das um drei Jahre älter war, gehörte ihr kaum; die Familie hatte förmlich Beschlag darauf gelegt und verzog es auf alle Weise. Auguste selbst hatte dadurch, daß ein Kind die Aufmerksamkeit der ganzen Familie auf sich zog, mehr Freiheit der Bewegung erhalten und dieses zweite Töchterchen, wie auch ein zwei Jahre später erscheinender Sohn blieb ihrer Sorgfalt überlassen. Letzterer besonders bildete ein starkes Band zwischen den Ehegatten; denn mit der Erziehung des Sohnes nahm es Stelzer sehr ernst und wehrte hier jeder Einmischung von Seiten seiner Schwestern, während Auguste erst durch dieses gemeinsame Interesse in Wahrheit die Stellung seiner Lebensgefährtin erhielt.

27. Kapitel.

Unerwartet.

Von einem Krankenbesuche heimkehrend, schritt Pfarrer Meder die Dorfstraße hinab; die halb zutrauliche, halb respektvolle Weise, mit der ihn die Vorübergehenden grüßten, die herzlichen Worte, mit denen mancher ihn anredete, bezeugten am besten, wie beliebt er in seiner Gemeinde war. Bisweilen blieb er stehen und sprach einige freundliche Worte mit Personen, die vor ihren Thüren standen; doch als er den Weg erreicht hatte, der zum Pfarrhause führte, ruhte sein Blick mit einem Ausdrucke darauf, der deutlich sagte, daß für ihn jenes Dach alles barg, was ihm das Teuerste auf Erden war und daß ihm der Gedanke heimzukehren, schon nach einer Abwesenheit von wenigen Stunden zur Wonne wurde. Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen in den zwei und einem halben Jahre, seit er Witwer geworden; jetzt war er der tiefgebeugte, in stiller Pflichterfüllung dahinlebende Mann nicht mehr, wie wir ihn zuletzt gesehen; sein Gang war rasch und fest, sein Auge klar und lebendig, und wenn auch nicht mehr das sonnige Lächeln, das einst Fridas Freude gewesen, sein Gesicht bisweilen erhellte, so lag doch darauf gleichsam ein Zug stiller, inniger Rührung und das Licht einer größeren Gedankentiefe, eines reicheren Geisteslebens, welches das Antlitz des gereiften Mannes bedeutender erscheinen ließ, als das des jungen strebenden Seelsorgers in den ersten Jahren seiner Ehe. Er blickte auf sein durch das noch junge, frische Grün der Ulmen schimmerndes Pfarr-

haus mit dem Ausdrucke froher, ruhiger Zuversicht, die ihm das Bewußtsein des Besitzes eines köstlichen Schatzes gab, an dem er sich erlabte und der ihn auf eine Höhe hob, die er bisher noch nicht gekannt. Auch in seinen Predigten hörte man es ihm an, daß in ihm jetzt ein Geist lebte, der ihn wie auf Flügeln aufwärts trug. „Unser Pfarrer ist ein rechter Gottesmann," sagten seine wärmsten Anhänger, wenn sie Sonntags die Kirche verließen; „der Geist Gottes strahlt förmlich aus ihm." Und die Weiber nickten einander zu und sagten: „Heute hat er doch wieder gesprochen gerad' wie ein Engel!" Es war nur ein Mann in der Gemeinde, der den Kopf schüttelte und sagte: „Unser Pfarrer ist nicht mehr derselbe, der er gewesen; schön reden thut er wohl, es funkelt nur so von schönen Worten; aber 's ist nit derselbe Geist darinne, wie dazumal, als noch der liebe Engel ihm zur Seite stand, den unser Herrgott zu sich genommen," und dieser Mann war der alte, lahme Korbflechter, der fleißigste Kirchgänger, ein stiller, frommer Mann, der nicht viel sprach, doch um so mehr dachte.

Treu ihrem einmal übernommenen Amte war Johanna mit teilnehmendem Auge dem langsamen Genesen von Meders Seele gefolgt; in Hubert, der dem Schwager sehr zugethan war, hatte sie eine kräftige und wirksame Hilfe bei der Geistespflege des Vereinsamten gefunden. Sobald er es für thunlich hielt, regte er ihn zu einer schriftlichen Arbeit über eine der jetzt besonders hervortretenden theologischen Fragen an. Das Studium, das diese Arbeit erforderte, zog Meder von seinen traurigen Gedanken ab; doch als die Arbeit vorrückte, und sich bei ihm der Wunsch nach Mitteilung regte, war Hubert gerade selbst zu sehr in Anspruch genommen und mußte seine Fahrten nach Weilbach einstellen.

So zögerte er denn eines Abends nach dem Abendbrote mit dem Fortgehen und fragte Johanna endlich, ob sie gleich hinauf zu gehen wünsche oder ob sie nicht noch ein wenig dableiben und ihm gestatten wolle, ihr seine Arbeit vorzulesen? Johanna war dazu gern bereit, nahm ihre Handarbeit und setzte sich wieder einmal nach langer Zeit an den Tisch im Wohnzimmer, an dem sie so viele unvergeßliche Stunden mit Frida verlebt. Meder las ihr vor; sie kamen ins Gespräch wie ehedem; das Werkchen konnte nicht an einem Abende gelesen werden. Dem ersten, gemeinschaftlich verbrachten Abende folgten andere; als Meders eigene Arbeit erschöpft war, brachte er weitere Werke herbei und Johanna freute sich, wahrzunehmen, wie sich seine Seele immer lebendiger aus ihrer trüben Versunkenheit erhob. Sie ahnte es freilich nicht, wie gerade der tägliche, eingehende Verkehr mit ihr es war, der einen so großen Einfluß auf ihn ausübte, wie ihre Art des Denkens und Fühlens auf ihn überging und ihn freimachte von vielen Fesseln, die seinen Geist bisher gehalten, ihn zu Gedanken anregte und zu Schlüssen führte, die er ohne sie nie zu ziehen gewagt und die doch seiner Seele Flügel gaben. Sie war der kräftigere, selbständigere Geist; doch das Weib zieht ahnend, nicht aufbauend seine Schlüsse, der Mann muß sie begründen; so entstand zwischen ihnen eine Wechselwirkung, die auf beide fördernd wirkte. Es war ein reges, geistiges Leben zwischen ihnen entstanden, so daß beide auf diese Stunden ungestörten Beisammenseins nach dem Abendbrote, wenn die Kinder zu Bette gegangen waren, hinblickten wie auf den Glanzpunkt des Tages. Manches ernste, tiefgehende Buch lasen sie miteinander; so bildete sich für sie aus ihren Gesprächen und Lektüren eine Kette fortlaufender Gedanken, wobei sich ein Glied ans andere schloß; sie fühlten sich beide sowohl in

Erkenntnis als Klarheit wachsen; doch unbewußt schufen sie sich dadurch gleichsam ein Gedankeneiland, in dem allein sie sich heimisch fühlten und zu dem jedem anderen der Zugang verschlossen sein mußte.

Unwillkürlich mußte Johannas weltentfremdetes Innenleben in einer Weise auf Meder einwirken, daß auch er sich weit mehr einem solchen zuwandte und dadurch erhielten seine Predigten einen weit abstrakteren Charakter. Wenn er jetzt nun auch mit einer ganz anderen Begeisterung predigte als früher, so hatten seine Predigten doch sehr viel von ihrem praktischen Werte verloren und das war es, was der alte Korbflechter mit seinem einfachen Bauernverstande richtig herausgefühlt hatte. Johanna freilich vermochte das nicht zu beurteilen; sie fand, daß ihr Freund noch nie so trefflich gesprochen; sie hörte ihm aus ihrer verborgenen Ecke mit Wonne zu; es war ihr, als wenn er nur für sie predigte und jede Predigt goß einen neuen Strom von Gedanken in ihre Seele, mit denen sie hernach ihren Abendunterhaltungen neuen Stoff zuführte.

Sie fühlte sich sehr glücklich; den Tag über lebte sie den von ihr so sehr geliebten Kindern, die sich unter ihrer Leitung gesund und fröhlich entwickelten. Mit Lisbeths Hülfe und einer tüchtigen Köchin, die schon seit Jahren im Hause war, besorgte sie die Wirtschaft und die Hausarbeit, und die Abende gingen ihr genußreich in der Gesellschaft dieses so hochgeschätzten Mannes dahin. Sie war glücklich, sich sagen zu können, daß auch sie sein Leben schmücke und erleichtere, daß sie treu das Versprechen halte, das sie Frida gegeben und daß sich gerade dadurch ihr eigenes Leben so reich gestaltet habe, wie sie es nie zu träumen gewagt. Das alles nahm sie an ohne zu zweifeln, ohne zu prüfen, direkt als ein Gnadengeschenk aus Gottes gütiger Vaterhand.

An jenem Abende, von dem vorhin die Rede gewesen, erblickte Meder, als er dem Hause zuschritt, seine Kinder, die im Garten spielten; auch er wandte seine Schritte dahin und ward sogleich von den Kleinen bestürmt, mitzuspielen, wozu er sich auch, freundlich und gütig für seine Kinder wie immer, gern herbeiließ.

Johanna saß in der Laube, mit ihrer Arbeit beschäftigt, und ließ sich von Hedchen aus dem „Tagebuche dreier Kinder" von Stein vorlesen, ein Werk, das ihr selbst mehr Stoff zum Nachdenken und zum Anstellen von Vergleichen bot, als ihre jugendliche Vorleserin ahnen mochte; denn Johanna war gezwungen, zu Büchern ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie Parallelen zwischen ihren Zöglingen und anderen normal entwickelten Kindern ziehen wollte und griff daher gern zu den lebensfrischen Bildern dieser liebenswürdigen Schriftstellerin.

Sehr bald bemerkte sie, daß Hedchens Aufmerksamkeit zu schwinden begann, als der Vater sich in die Spiele der Geschwister mischte; sie schloß daher das Buch und gab ihr Freiheit, sich den Spielen anzuschließen, was die Kleine auch ungesäumt that.

Eine Weile dauerte das Spiel fort; dann war Meder plötzlich verschwunden und Johanna war etwas befremdet darüber, daß er nicht zu ihr in die Laube getreten war, wie er es sonst zu thun pflegte. Sie legte ihre Arbeit zusammen; die Zeit war da, das Abendbrot zu bereiten und sie ging ins Haus. Nachdem der Tisch besorgt war, ging sie hinauf in ihr Zimmer, um sich für den Abend eine leichtere Arbeit zu holen. Als sie dabei zufällig einen Blick aus ihrem Fenster warf, erschrak sie förmlich; dort an Fridas Grabe saß Meder, ganz wie damals, als sie ihn vom Kirchhofe ins Haus geholt. War es ein Rückfall in die alte Melancholie? er war ihr schon den ganzen Tag

so verändert erschienen. Sie besuchten ja alle so häufig Fridas Grab; sie pflegten es mit der größten Sorgfalt, wovon die schönen Blumen darauf Zeugnis gaben; aber so hatte sie ihn schon lange nicht mehr dort sitzen sehen.

„Es ist der in aller Schönheit kommende Frühling, der ihn so traurig macht," sagte sie schmerzlich vor sich hin; „alle Blüten bringt er wieder, nur die eine, die lieblichste Blume seines Lebens, die bringt er nicht! Ach Frida! nie wirst du aufhören, uns zu fehlen, nie werden wir lernen, dich zu missen!"

Durch Thränen schaute sie hin; was sollte sie nur thun? Ihn noch einmal von dort holen? Nein, das konnte sie nicht; sie wird eines der Kinder schicken, ihn zum Abendbrote zu rufen. Da begann die Kirchenuhr die achte Abendstunde zu schlagen; Meder stand auf und sich über das Grab beugend, küßte er das Kreuz an der Stelle, die den Namen trug; dann wandte er sich dem Hause zu.

„Gottlob!" seufzte Johanna erleichterten Herzens, „sein Kummer nimmt ihn doch nicht mehr so vollständig hin, daß er sich der Gegenwart nicht mehr erinnert; er folgt von selbst dem Rufe des Glockenschlages."

Sie eilte hinab, um bei seinem Eintritte nicht am Tische zu fehlen. Es mußte aber doch etwas in ihm vorgehen, von dem sie nichts wußte; er war nicht derselbe wie gewöhnlich; redete sie ihn an, dann hörte er ihr wohl freundlich zu, antwortete aber nur mit wenigen Worten und wandte sich gleich wieder den Kindern zu. Gegen Ende der Mahlzeit schickte er Hedchen in sein Zimmer, die Lampe auf seinem Schreibtische anzuzünden; er habe noch zu arbeiten, sagte er und wünschte Johanna, gleich nachdem sie den Tisch verlassen hatten, gute Nacht.

„Wir lesen also heute nicht weiter in Sartorius' Werk über die heilige Liebe?" fragte sie bedauernd.

„Nein," sagte er lächelnd, „dazu finden wir wohl noch Zeit genug hernach," drückte herzlich Johannas Hand und ging.

Sinnend blickte sie ihm nach: „Was geht nur in ihm vor; er ist nicht wie sonst?" fragte sie sich. Dann brachte sie die Kinder zu Bette, machte ihre abendliche Runde durchs Haus und ging hinauf in ihr Zimmer.

Seitdem die drei ältesten Kinder hinuntergezogen waren, bewohnte Johanna ihr Zimmer allein; die drei Jüngsten schliefen mit Lisbeth im Nebenzimmer; jetzt, wo sie den ganzen Tag die Kinder um sich hatte, fühlte sie es als ein notwendiges Bedürfnis, einen Ort zu besitzen, wo sie sich auch Augenblicke des Alleinseins, der Sammlung schaffen konnte. Den freien Abend wollte sie nun zum Schreiben benutzen, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb mehrere Briefe; darüber wurde es später als gewöhnlich; als sie daher den letzten geschlossen hatte, holte sie nur schnell ihr Gebetbuch von dem kleinen Tische an ihrem Bette, um sich dann ungesäumt niederzulegen; da fiel aus dem Buche ein Brief auf den Fußboden. Erstaunt hob sie ihn auf; er war verschlossen; doch kam er nicht von der Post, er trug keine Marke. Sie trat ans Licht, und heftig begann ihr Herz zu klopfen: sie erkannte in der Aufschrift Meders Hand. Was konnte er ihr wohl zu sagen haben, was er mündlich nicht sagen wollte? Sie brauchte einige Zeit zu dem Entschlusse, das Siegel zu erbrechen; sie ahnte etwas von Trennung. Aber wie ward ihr, als sie zu lesen begann; die Buchstaben tanzten vor ihren Augen; zweimal mußte sie den Brief durchlesen, ehe sie ihn verstand; dann legte sie ihn auf den Tisch und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

War es denn möglich? War es denn wahr? Meder trug ihr — ihr selbst — mit den Worten wärmster Liebe

seine Hand an?! Sie konnte es nicht fassen, konnte es nicht begreifen; ja, sie vermochte diesen Gedanken nicht einmal klar zu denken. Und als es ihr endlich doch gelang, als sie sich seine Worte, die sich sofort ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten, fort und fort wiederholte, da überströmte ihr Herz ein solches Gefühl von Wonne, daß sie fast ein Schwindel ergriffen hätte. Wie er sie liebte! Und er bekannte ihr diese Liebe in einer Sprache, die sie bis ins Mark durchzitterte. Ach und sie? Ja, sie liebte ihn auch! Nie, o gewiß niemals hätte sie sich selbst dieses eingestanden; aber jetzt, wo er sie um ihre Liebe bat, jetzt durfte sie ihrem Herzen diese Sprache erlauben; was vorher in ihren eigenen Augen mehr als Thorheit, sogar Schmach und Sünde gewesen wäre, jetzt ward es Pflicht, ward es Tugend; jetzt durfte sie lieben — und wie innig liebte sie diesen edlen, unvergleichlichen Mann, der für sie trotz ihres kaum menschlichen Antlitzes eine so glühende Liebe hatte fassen können! So sollte denn auch ihr dies höchste irdische Glück blühen, so sollte auch sie eine beglückte Braut, das Weib eines geliebten Mannes werden! Diese Kinder, die sie so sehr liebte, sollten nun auch wirklich die Ihren sein. Vor ihrem geistigen Auge öffnete sich eine Perspektive ungeahnten Glückes und mit der ganzen Kraft eines unentweihten Herzens, das noch nie für eines Mannes Liebe geschlagen, erfaßte sie dieses hohe Gut, das ihr so unerwartet in den Schoß geworfen ward. Im Gefühle namenloser Freude faltete sie ihre Hände und Thränen der Wonne fielen auf sie herab; ihr Herz vermochte nicht, ihr Glück zu fassen; sie sank vor ihrem Lager auf die Kniee und ergoß ihre Seele in heißem glückseligem Danke. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als sie sich endlich niederlegte; dennoch wollte der Schlaf ihr nicht nahen, immer noch wallte ihr Herz und immer noch hämmerten die Pulse in

ihren Schläfen; immer noch lag es über ihren Augen wie ein rosiges Licht. Arme Johanna! als sie so dalag und ihr Blut wieder in ruhiger Weise zu kreisen begann, da schwand mit der Erregung auch der kurze Traum ihres Glückes dahin; da erwachte ihre ganze Urteilskraft wieder und zeigte ihr klar die tiefe Verirrung, in die er und sie geraten waren. Langsam, aber mit unerbittlicher Logik knüpfte sich Gedanke an Gedanke; wer kann dem Ringen einer verzweifelnden Menschenseele mit der unbestechlichen Wahrheit nachgehen? Wohl dem Menschen, der es vermag, dieser den Sieg zu lassen! Nach heißem Ringen war ungefähr dies der Gedankengang, dem sie folgte: „O, arme Menschenseele, in welche Form du auch gebannt sein magst, dem allgemeinen Menschenschicksale entgehst du nicht! Ich habe geglaubt, weil ich dies kaum menschliche Antlitz besitze, fiele jede Verpflichtung einer Rücksichtnahme sowohl auf meine Jahre als auf meinen Jungfrauenstand für mich hinweg; geschlechtlos stand ich da, sowohl in meinen als der anderen Augen; was kein anderes Mädchen gedurft in meinen Jahren, das habe ich gethan und haben mich die Freunde in guter Meinung thun lassen; denn ich konnte seinen Ruf nicht gefährden, wie auch der meine durch mein fürchterliches Gesicht gehütet ward. Der Antrag des geliebten Mannes konnte mir nur die Augen öffnen für die wahre Sachlage; ach, auch ich unterliege demselben Gesetze, wie jedes andere Mädchen; ich besitze kein Vorrecht vor anderen; nur die Verpflichtung, allem zu entsagen, was man für das höchste irdische Glück hält und was ich eine kurze Stunde zu besitzen geglaubt! Sein Weib kann ich, darf ich nicht werden; ach, auch mein längeres Weilen hier ist nun unmöglich geworden; ich muß fort um seinet-, um meinetwillen, fort, um nimmer wiederzukehren, ohne Abschied von ihm, von den Kindern; sonst würde mir die

Kraft versagen; fort in aller Frühe! Eine kleine Weile, nur wenige Stunden habe ich von Glück geträumt; ach, ich bin dankbar für diesen schönen Traum, dankbar für das Glück, das ich hier genossen; jetzt muß ich fort, weil es Gottes Wille ist, daß wir das Rechte thun und um Gottes Willen; Herr, halte mich, daß ich nicht schwach werde!"

Sie wurde nicht wieder schwach; der Entschluß, unverzüglich abzureisen, gewann feste Gestalt in ihr; sie wagte nicht, in ihren Gedanken von allem Abschied zu nehmen, was ihr hier teuer war; sie richtete all ihr Denken nur darauf, was im Hause, was für die Kinder gethan werden mußte in der ersten Zeit ihres Fortseins. Kein Verurteilter kann das Anbrechen des Tages mit größerer Angst erwarten, als es Johanna in dieser schlaflosen Nacht that; was würde sie nicht darum gegeben haben, wenn sie diese Nacht nur um ein, zwei Stunden zu verlängern vermocht hätte, und bitterlich mußte sie weinen, als sie die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel der alten Ulmen vergolden sah. Als auch dies überwunden, erlaubte sie sich keinen weiteren Schmerzensausbruch mehr; sie wußte, daß sie ihrer ganzen Kraft bedurfte für das, was nun folgen mußte. Leise stand sie auf, kleidete sich an und schrieb dann an Frau Hedwig, daß eine dringende Veranlassung sie zwänge, gleich zu Woldemar zu reisen; daß sie nicht absehen könne, wann sie zurückkehren würde und daß eine passende Persönlichkeit gesucht werden müsse, die sie bei den Kindern ersetzen könne. Alsdann schrieb sie lange Anweisungszettel für Lisbeth und die Köchin über alles was in nächster Zeit für die Kinder und im Haushalte geschehen sollte, und jetzt blieb ihr nur noch der schwerste Brief zu schreiben übrig. Sie nahm die Feder und sann; endlich schrieb sie:

Hochverehrter Herr Pfarrer! Der Antrag, mit dem Sie mich ebensosehr geehrt als überrascht haben, hat —

Nein! weiter konnte sie in diesem Tone nicht fortfahren, das brach ihr ganz das Herz; sie warf das Blatt bei Seite, nahm hastig ein anderes und schrieb:

Nimmer kann ich Fridas Nachfolgerin werden, nimmer Ihr Weib; suchen Sie sich eine andere Lebensgefährtin; vergessen Sie mich. Johanna.

Im nächsten Augenblicke zerriß sie das Blatt, was sollte dieser Schmerzensschrei bewirken? War er nicht recht dazu gemacht, ihn dazu anzureizen, ihr zu folgen, sie zum Nachgeben zu überreden? Da stand nichts, was ihn überzeugen konnte, daß ihr Entschluß unwiderruflich sei. Sie suchte sich zu sammeln, einfach, natürlich und sehr ruhig wollte sie an ihn schreiben, in der Sprache zu ihm reden, die sie immer gesprochen hatten, diese würde er verstehen und ihren Entschluß erkennen; sie nahm ein neues Blatt und schrieb:

Teurer Freund! Warum, ach warum haben Sie Ihrem Herzen erlaubt, einen Traum zu träumen, der nie in Erfüllung gehen kann, warum haben Sie den Schleier vor meinen Augen zerrissen und mir gezeigt, daß man selbst an meine Person solche Träume knüpfen kann!! Es kann ja nur eine vorübergehende Verirrung Ihres edlen Herzens sein; Sie werden, Sie müssen es sich ja sagen, daß ein Wesen, das die Blicke der Menschen scheuen muß, nicht dazu geeignet ist, Ihre Lebensgefährtin zu sein, nicht die Frau eines Landgeistlichen werden kann. Ich hege eine zu warme, zu tiefe Freundschaft für Sie, als daß ich an Ihr Leben eine Last hängen möchte, die sich notwendig früher oder später in bitterster Weise fühlbar machen muß. Geliebter Freund! ich weiß es, daß ich jetzt ihr Herz bluten lasse; glauben Sie mir, auch das Meine blutet, während ich dies schreibe; doch wir beide kennen die Hand, die Wunden zu heilen vermag; scheuen wir nicht den Schmerz, wo es gilt, das zu thun, was recht ist. Hätte ich früher das Leben

besser gekannt, hätte ich überhaupt mehr Menschenkenntnis besessen, so hätte ich auch früher in Ihrem Herzen gelesen und durch rechtzeitige Entfernung uns beiden diesen schmerzlichen Augenblick erspart. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich schon weit von hier; mein Verweilen unter Ihrem Dache war nur möglich, so lange zwischen uns von Liebe keine Rede sein konnte; bin ich erst fern, werden Sie bald zur Erkenntnis kommen, daß nur Mitleid Ihr edles Herz verblendet hat; doch ein Kreuz, wie es mir auferlegt ist, läßt sich wohl allein tragen, aber nicht teilen. Gott behüte Sie, behüte Ihre Kinder und geleite Sie die Wege, die Ihm wohlgefallen. Johanna.

Mit fester Hand hatte sie diesen Brief geschrieben; keine Thräne war auf das Blatt gefallen; jetzt adressierte und siegelte sie ihn; dann weckte sie Lisbeth.

„Ich habe gestern noch ganz spät einen Brief mit sehr beunruhigenden Nachrichten erhalten; ich muß gleich fortfahren. Sage dem Anton, daß er sogleich den Wagen vom Kronenwirte holt; er muß mich aber selbst fahren; denn ich kann dich nicht von den Kindern fortnehmen und mit einem fremden Knechte allein kann ich nicht fahren. Die Reise ist weit; ich muß Wagen und Pferde auf drei Tage haben; der Anton ist ja dort gut angeschrieben; ich denke man wird sie ihm schon anvertrauen."

Als Lisbeth zum Gehen fertig war, stand Johanna am Schreibtische und hielt ihren Brief an Meder in der Hand; sie wollte ihn aus den Augen haben, wollte sich der Versuchung entziehen, eine andere Antwort zu schreiben, sich die Möglichkeit nehmen, ihn zu zerreißen.

„Lisbeth," rief sie „hier ist ein Brief für den Herrn Pfarrer, der ihm sagt, warum ich so schnell wegfahren mußte; merke gut auf, sobald er aufgestanden ist, übergieb ihm denselben gleich."

Lisbeth steckte den Brief in die Schürzentasche und ging; Johanna aber zog einen Koffer hervor und begann einzupacken.

Hatte der Schlaf diese Nacht Johannas Augen geflohen, so war er Meders Lager auch nicht genaht; doch ihn hatten Gedanken ganz anderer Art bewegt und beschäftigt. Wie es oft bei einer zweiten Heirat ist, glaubte er noch nie so geliebt zu haben als jetzt. Die Liebe des reifen Mannes ist eine weit tiefere, wenn auch weniger stürmisch als die des Jünglings, und weil sie in diesem Falle eine rein seelische war, hielt er sie auch für die reinste, heiligste, unantastbarste auf Erden. Nicht der Schatten des Gedankens, daß Johanna nicht einwilligen könne, kam ihm in den Sinn. Er hatte ihr nur aus dem Grunde geschrieben, weil er dem Übermaß seiner Gefühle nicht traute, wenn er zu ihr gesprochen hätte; er scheute sich, ihr, der Hochverehrten, unendlich Geliebten, die er nie anders als maßvoll und ruhig gesehen, in einer Gefühlserregung gegenüber zu stehen, die er meinte nicht beherrschen zu können; daher hatte er den schriftlichen Weg der Verständigung gewählt, und nachdem er heimlich den Brief in Johannas Gebetbuch gelegt, war er zu Fridas Grabe gegangen.

Im Geiste hatte er zu der Verklärten gesprochen; neben ihrem Grabe sitzend war ja sein Plan gereift; er sagte sich, daß Frida niemand lieber an seiner Seite sehen würde, als die so sehr geliebte Freundin; er dankte ihr, daß sie dieselbe ins Haus gezogen, sie ihm und seinen Kindern so nahe gebracht habe, und war mit dem Gefühle stillen seligen Glückes ins Haus zurückgekehrt. Als er sich dann von Johanna trennte, hatte er die leise Hoffnung gehegt, daß sie vielleicht den Brief bald finden und noch an diesem Abende zu ihm kommen könnte; doch er wartete umsonst.

„Vielleicht hatte sie sich schon hingelegt, als sie zum Gebetbuche griff, um den Abendsegen zu lesen; nun dann auf morgen," sagte er zu sich selbst und suchte sein Lager auf. Vordem er sich niederlegte, leuchtete er noch seinen schlafenden Kindern ins Gesicht und streichelte behutsam ihre schlafgeröteten Wangen: „Morgen hört ihr auf, Waisen zu sein," sagte er zärtlich und legte sich nieder, das Herz voll froher Zukunftsbilder.

Der Schlaf wollte aber nicht kommen; die Dunkelheit lastete auf ihm mit bleierner Schwere und die Nacht erschien ihm unendlich lang. Er ersehnte den Anbruch des Tages ebenso sehr als Johanna ihn fürchtete. Mit der Sonne stand er auf, kleidete sich völlig an und öffnete das Fenster, um sich an der taufrischen Morgenluft nach der schlaflosen Nacht die Stirn zu kühlen. Schon geraume Zeit hatte er aus dem Fenster gelehnt, als er zu seinem Erstaunen Lisbeth über den Hof gehen sah.

„Wohin denn heute so früh, Lisbeth," rief er ihr zu, „es schläft ja noch das ganze Haus."

„Mein Fräulein ist schon lange aufgestanden," erwiderte sie, „ich soll einen Wagen bestellen; das Fräulein hat gestern Abend einen Brief mit schlechten Nachrichten erhalten; nun muß sie gleich fort, ich weiß nicht wohin; ich darf mich nicht verweilen."

Sie wandte sich, um zu gehen, besann sich dann aber und ans Fenster herantretend, sagte sie: „Fast hätte ich's vergessen; da ist ein Brief vom Fräulein an den Herrn Pfarrer, den sollte ich abgeben, sobald der Herr Pfarrer aufgestanden wären; das Fräulein sagt, darin stände alles über ihre Reise; sie hat gedacht, der Herr Pfarrer würden noch nicht da sein, wenn sie wegführe."

Damit reichte Lisbeth den Brief dem vor Schreck

erstarrten Meder hin, der ihn nur mechanisch aus ihrer Hand nahm.

Was war das? Johanna wollte fort? Fort, ohne ihn zu sehen?

Mit bebenden Fingern erbrach er den Brief; er sah, er erkannte nichts daraus, als daß er sie verloren; ein ächzender Laut des Schmerzes entrang sich seiner Brust; er blickte um sich mit wirrem Blicke, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht träume; dann stürzte er aus dem Zimmer und eilte die Treppe hinauf.

Johanna stand vor ihrem Koffer; mit stiller Entschlossenheit den sich fortwährend aufdrängenden Gedanken und Erinnerungen wehrend, packte sie ihre Sachen zusammen, da hörte sie ihn die Treppe heraufstürmen. Sie erriet sogleich, was geschehen; angstvoll preßte sie die Hände aufs Herz; da flog die Thüre auf und Meder stand vor ihr.

„Johanna!" rief er bebend, „Johanna, es kann — es kann ja nicht wahr, nicht möglich sein, daß du fort willst! Mein bist du, mein, und ich lasse dich nie wieder von mir!" Er streckte die Arme nach ihr aus, aber sie trat zurück und winkte ihm heftig ab; wie vernichtet ließ er die Arme sinken.

„Nicht so lassen Sie uns von einander Abschied nehmen," sagte sie mit weicher, bittender Stimme, „lassen Sie uns ruhig von einander scheiden, da dies notwendig geworden ist, als Freunde scheiden, und Freunde lassen Sie uns bleiben, wie wir es gewesen sind."

Er sank vor ihr auf die Kniee, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Johanna!" flehte er, „gehe nicht von mir, ich kann nicht leben ohne dich! Gehst du von mir, dann nimmst du den besten Teil meiner Seele mit hinweg. O, Johanna,

werde mein Weib und ich will dich auf meinen Händen tragen mein ganzes Leben hindurch."

Johanna zitterte so stark, daß sie längere Zeit kein Wort zu sprechen vermochte; endlich ermannte sie sich genug, um seine Hände zu erfassen und ihn emporzuziehen.

„Nicht so, lieber Freund," sagte sie mit einer Stimme, die sie sich vergeblich bemühte, ruhig erscheinen zu lassen, „wir müssen ruhig über die Sache sprechen; setzen Sie sich und hören Sie mich an."

Sie führte ihn zu einem Stuhle und setzte sich ihm gegenüber; dann begann sie mit einer leisen schnellen Sprache:

„Sie sagen mir, daß Sie mich lieben, und ich glaube Ihnen; ich weiß auch jetzt, wie es gekommen ist; ich verstehe es auch jetzt, daß es gar nicht anders kommen konnte, zu rückhaltlos habe ich mich dem Zauber unseres Verkehrs hingegeben; ich ahnte nicht, daß darin eine Gefahr für Ihr Herz liegen könne."

„So haben Sie gedacht in der Demut Ihres Herzens; aber ich, ich liebe Sie seit Monden schon!" rief Meder schmerzlich aus.

„Gesetzt, ich wäre niedrig genug und nähme Ihre Hand an, die Sie mir in aufrichtiger Liebe bieten," fuhr Johanna wie vorhin zu sprechen fort, „wer unter allen Ihren Kollegen wird es Ihnen glauben, daß Sie mich aus Liebe gewählt? Wird nicht jedermann sagen, Sie thäten es aus Berechnung? Und wenn man auch Ihren Charakter zu wohl kennt und Sie zu hoch schätzt, um solches von Ihnen zu glauben, wird man da nicht sagen, ich habe Sie in einer Schlinge gefangen? Wer kann, wer wird in Bezug auf mich an aufrichtige Liebe glauben? Wer kennt mich, wer kann mich genug kennen lernen, um Ihren Schritt richtig zu beurteilen?"

„Und um solcher Gründe willen wollen Sie mein ganzes Glück zerstören?“ rief Meder dumpf. „Was fragen wir nach dem Urteile der Menschen, wenn wir selbst uns der reinsten Absicht bewußt sind.“

„Ein Geistlicher kann und darf nicht seinen Ruf gering achten,“ entgegnete Johanna. „Sie sind Vater, Sie müssen Ihren Kindern einen fleckenlosen Namen hinterlassen; eine Verbindung mit mir wird und muß Ihrem Rufe zum Schaden gereichen. Bedenken Sie nur, zu welchen Gerüchten mein unvorsichtiges Verweilen unter Ihrem Dache nach Fridas Heimgang Veranlassung geben würde, sobald ich wirklich Ihr Weib geworden; schon dieser Umstand allein macht eine Ehe zwischen uns zur Unmöglichkeit.“

Meder sprang auf: „Nein, nein und abermals nein,“ rief er, solche Gründe können uns nicht trennen, nur einen Grund kann ich anerkennen, der unsere Ehe zur Unmöglichkeit machte und das wäre der, daß Sie meine Liebe nicht erwiderten; das aber ist nicht der Fall. Johanna, können Sie sagen, daß Sie mich nicht lieben?“

Auch Johanna war aufgestanden; sich mit einer Hand auf den Tisch stützend und blickte auf den Boden.

„Nein, ich liebe Sie nicht,“ sagte sie tonlos.

„Das ist nicht wahr, Johanna!“ rief Meder, „zu rein, zu harmonisch haben sich unsere Seelen begegnet, als daß da keine gegenseitige Liebe gewesen sein sollte; Ihnen selbst unbewußt haben Sie mich geliebt; besinnen Sie Sich auf Sich selbst!“

„Nein, ich liebe Sie nicht!“ wiederholte Johanna mit einer Ohnmacht ringend und brach dann in heftiges Schluchzen aus.

Da ward ihm plötzlich ihr ganzer furchtbarer Seelenkampf klar, der leidenschaftliche Ausdruck wich aus seinen Zügen und sehr sanft begann er:

„Johanna, reine, treue Seele; jetzt verstehe ich Sie ganz; ich will nicht wieder in Sie dringen, Sie nicht mehr mit meinen Anträgen peinigen; vielleicht haben Sie recht, doch niemand weiß, was zwischen uns vorgefallen; niemand soll es wissen; bleiben Sie im Hause wie bisher, verlassen Sie uns nicht!"

Johanna aber sagte zurücktretend:

„Meder, was muten Sie mir zu? Wohl konnte ich unvorsichtig handeln so lange meine Blindheit dauerte; mit der Erkenntnis, die ich jetzt habe, wäre es Sünde, fortleben zu wollen, wie bisher. Mein liebster Freund, lassen Sie mich fort," flehte sie, „wir können nur getrennt von einander zur völligen Klarheit kommen; lassen Sie uns jetzt scheiden; ich glaube unsere Kräfte vermögen nicht mehr."

„Ja, gehen Sie, Johanna, ich will Sie nicht halten," sagte Meder ruhig, wenn auch sehr traurig, „aber verlangen Sie nicht, daß ich fortgehen soll, ich muß in Ihrer Nähe bleiben so lange Sie mir erreichbar sind. Nicht wie eine Flüchtige sollen Sie ein Haus verlassen, das Sie mit Segen überschüttet haben; ich muß wissen, daß Sie wohlversorgt ihre Reise antreten; ich selbst will Sie hinausgeleiten; Sie werden mir doch schreiben, wenn Sie Ihr Ziel erreicht?"

Er richtete bei den letzten Worten einen Blick banger Frage auf sie.

„Ich werde Ihnen schreiben," sagte Johanna, sich müde auf einen Stuhl setzend, „Sie wissen ja, daß, wo ich auch bleiben mag, meine Gedanken hier weilen werden."

Sie hatten jetzt die Rollen getauscht; Meder war der Besonnene, der Umsichtige geworden; Johanna fühlte sich wie gebrochen und ließ sich leiten. Sie wußte nur das Eine, sie wollte fort sobald als möglich.

Meder sorgte auf jede Weise für ihre Reisebequemlichkeit; er schärfte Anton ein, mit der größten Sorgfalt auf das Fräulein achtzugeben; er geleitete sie selbst an den Wagen.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er, ihre Hand fest und innig drückend; er wollte noch etwas sagen, aber Johannas flehende Gebärde legte ihm Schweigen auf. Zögernd zog er die Hand vom Kutschenschlage. „Fahr' zu,“ sagte er tonlos und kehrte bleich und gebrochen in sein Zimmer zurück. Auf dem Fußboden lag Johannas Brief; er hob ihn auf und las ihn wieder und wieder; es war kein Wort darin, das seine Hoffnung beleben konnte; aber es that ihm wohl, die Wunde zu fühlen, die so tief in seinem Herzen saß.

Sie wird wiederkehren; sie liebt mich; nur ich allein kann wissen wie sehr; sie wird wiederkehren: sie weiß es ja, daß ich nicht leben kann ohne sie; o gewiß; sie wird, sie muß wiederkehren! Mit diesen Trostgründen sprach er sich selbst zur Ruhe, und damit tröstete er die Kinder, die weinend nach Tante Johanna verlangten: doch jede Stunde machte ihre Abwesenheit fühlbarer; das Haus war jetzt verwaister als nach Fridas Tode, der Geist heiterer Ruhe war von ihm gewichen. Die Kinder liefen unbewacht umher und mußten von nun an die Dorfschule besuchen; Lisbeth aber vermochte nur die beiden Jüngsten zu hüten. Meder sah alles; von Tag zu Tag ging er bleicher und düsterer umher, verzehrt von seinem Grame.

28. Kapitel.

Johannas Irrfahrten.

Der letzte Blick, den Johanna noch auf das geliebte Pfarrhaus werfen konnte, war durch Thränen verschleiert; sie hatte aber seit dem letzten Abende so viel, so bitterlich geweint, daß sie der Thränen nicht mehr viele hatte; still und erschöpft lehnte sie in der Ecke des Wagens, die Meder ihr mit Kissen und Tüchern so bequem wie möglich eingerichtet hatte. Zu müde zum Denken schaute sie nur so vor sich hin; sie wußte, daß sie sich mehr und mehr von denen entfernte, die sie liebte, denen sie so gern ihr ganzes Leben gewidmet hätte, und die Zukunft lag vor ihr, eine leere, bilderlose Fläche, auf der nicht ein Punkt zu finden war, der ihre Gedanken zu fesseln vermocht hätte. Mehrere Stunden war sie so dahingefahren, ohne auf ihre Umgebung zu achten, als Anton anhielt und zum Wagen hineinsprach:

„Hier ist ein ganz schönes, kleines Wäldchen, der Herr Pfarrer haben gemeint, wir thäten besser hier zu rasten und die Mittagshitze abzuwarten, damit das Fräulein nicht ins Dorf zu fahren brauchen. Da ist ein kleiner Seitenweg; wenn das Fräulein nichts dagegen haben, werde ich hier einlenken und den Wagen unter die Bäume in den Schatten schieben."

„Ach ja, guter Anton," sagte Johanna dankbar, „ich werde auch gerne aussteigen und ein wenig umhergehen; mein Kopf schmerzt mich sehr; es regnet doch nicht?"

Anton sah sie verwundert an: „Ja so! Fräulein sind heute sehr früh aufgestanden und haben wohl die ganze

Zeit geschlafen; wir haben sehr hübsches Wetter heute. Haben Fräulein auch die große Brücke nicht gesehen, die sie dort über den Fluß bauen? Wir sind eben ganz nahe daran vorbeigefahren. Das ist mal schad'; ist das ein Bau!"

Dann faßte er die Pferde am Kopfe und leitete sie auf den Seitenweg. Johanna wartete geduldig bis er den Schlag öffnen würde. Erst spannte er die Pferde ab, führte sie in den Schatten und versorgte sie mit Futter; nun schob er auch den Wagen unter die Bäume, zog einen Speisekorb hervor und ordnete auf dem Vordersitze verschiedene Päckchen mit Butterbrot und Fleisch, legte auch einen Teller und Besteck dazu, wie auch eine Flasche Wein und ein Glas dazu: „So, nun kann das Fräulein speisen wie zu Hause," sagte er zufrieden lachend, setzte sich dann selbst unter einen Baum und begann sein eigenes Mahl zu verzehren.

Johanna fühlte aber kein Verlangen, etwas zu genießen; sie verließ den Wagen und wanderte im Walde umher; es war hier alles so üppig grün, so frühlingsfrisch, aber sie berührte das nicht, für sie hätte es ebenso gut Winter sein können. Maiglöckchen blühten in großer Menge um sie her, es kam ihr nicht in den Sinn, sich einen duftenden Strauß davon zu pflücken, wie sie es sonst so gern gethan. Nur dann spricht die Natur zu uns, wenn ihre harmonische Schönheit einen Wiederhall in unserer Seele zu wecken vermag; aber Johannas Seele war totmüde und betrübt; sie wanderte umher weil sie das Stillsitzen im Wagen nicht mehr ertragen konnte, aber nicht, um sich an der Natur zu erquicken.

Als sie bei ihrem Hin- und Hergehen wieder in die Nähe des Wagens kam, war Anton eben damit beschäftigt, die Reste seiner Mahlzeit zusammenzupacken. Er sah sie mit teilnehmenden Blicken an:

„Fräulein thäten besser, sich in den Wagen zu setzen; es ist nimmer so dumpf darin als vorher, ich habe beide Thüren offen gehalten. Fräulein sind nicht recht wohl, glaube ich, sie schleichen nur so.“ — Er kam zu ihr, wollte ihr beim Hineinsteigen helfen und sie ließ sich willenlos in den Wagen heben. — „Werden Fräulein nicht was essen?“ fragte er, und als Johanna verneinte, fuhr er fort: „Fräulein müssen gestern eine gar schlimme Nachricht erhalten haben, aber doch muß man immer bedenken, daß, wenn das Herz gar so traurig ist, man den Körper nicht darf ganz von Kräften kommen lassen; denn die Traurigkeit allein zehrt schon sehr.“ Dann goß er das Glas voll Wein und reichte es Johanna mit einer so überzeugenden Art, daß sie den guten Menschen nicht kränken wollte, es dankend aus seiner Hand nahm und langsam austrank.

Anton blieb, auf den Kutschenschag gestützt stehen:

„Wissen's,“ fuhr er fort, immer vertraulicher werdend, „das habe ich schon oft gesehen, es ist niemals ratsam, sich so sehr der Traurigkeit zu überlassen; besser wird's dadurch doch nit; dann muß man auch nimmer vergessen, daß gerade die Hand, die uns betrübt hat, uns auch wieder erfreuen kann.“

Johanna mußte unwillkürlich leise und traurig lächeln, sie verstand die Meinung des ehrlichen Anton recht wohl; doch wörtlich genommen paßte seine Tröstung so schlecht auf ihre Lage. Anton bemerkte dieses Lächeln, und es für eine Anwandlung des Unglaubens haltend, fuhr er mit noch überzeugenderem Tone fort:

„Nein, nein; im Ernste gesprochen; sehr oft schlägt das, was uns das Schlimmste scheint so recht zu unserem Heile aus. Da waren wir doch z. B. ganz verzweifelt als unser Vater selig verstarb, ich glaubte, ich müßte mir die Augen aus dem Kopfe weinen und doch ist daraus

für uns alle das Beste herausgekommen. Mein Vater war Kohlenbrenner; wir wohnten ganz tief im Walde, dort hätte keiner von uns was richtiges gelernt; wir waren fünf Kinder; bei der Mutter konnten wir nicht länger bleiben; den Bruder nahm der Ohm zu sich; der war ein starker Bursche, er dient ihm noch immer als Großknecht. Ich kam als Stalljunge zum Kronenwirte; die Kronenwirtin ist gar eine brave, gute Frau, da hab' ich denn allerhand Handtierung gelernt und kam hernach zum Herrn Pfarrer. Die eine Schwester ging auch ganz jung in Dienst und hat, wie Sie wohl noch wissen werden, im Herbst geheiratet. Die beiden jüngsten Mädchen helfen der Mutter bei der Weberei; sie webt sehr schön und hat immer Arbeit. So hat doch jeder sein besseres Brot als wenn wir im Walde geblieben wären. Aber wahrhaftig, Fräulein sehen schon nicht mehr so grau aus nachdem Sie den Wein getrunken, als vordem; nun sollten Sie wirklich was essen."

Er reichte ihr von den geöffneten Päckchen hin, was ihm das Beste erschien und Johanna, die sich wirklich besser fühlte und einsah, daß Antons einfache Lebensweisheit nicht ohne Wahrheit war, begann etwas zu genießen. Anton, der sich so recht eingesprochen hatte, fuhr, ohne Antwort zu erwarten, in seinen Betrachtungen fort.

„Immer freilich kann man nit gleich erkennen, was der liebe Gott mit seiner Heimsuchung haben will und zu was sie gut sein soll; so kann ich es noch immer nit begreifen, warum unsere liebe Frau Pfarrerin fort gemußt hat; die war doch gewiß so recht an ihrem Platz, und derselbe ist ja auch bis jetzt noch leer geblieben. Fräulein haben gewiß sehr schön für das Haus gesorgt; daher konnte auch der Herr Pfarrer mit der Wiederverheiratung warten; aber es bleibt doch was halbes wenn keine Frau in der Pfarre ist, mit der die Leute reden können, wenn sie ein Anliegen haben. Die

Lisbeth und ich haben so manchesmal gemeint," und Anton fing an, verlegen zu lachen und mit der Hand auf dem Kutschenschlage hin und herzufahren, „ja wir haben nur so gemeint, es wäre eben das Beste, wenn das Fräulein selbst den Herrn Pfarrer ehelichen thät."

Johanna schrak zusammen; doch Anton setzte gleich begütigend hinzu: „Nicht für ungut, Fräulein; wir wußten ja ganz gut, daß so etwas gar nicht möglich war wegen des Gesichts. Sie wissen ja, wir haben nur so gemeint, und das ist auch wahr; eine bessere Mutter für die Kinder konnte er wohl nit mehr finden."

Es war wunderbar, welcher Trost es für Johanna war, sich so in Übereinstimmung mit Anton zu fühlen; also er fand auch, daß so etwas ganz unmöglich gewesen wäre; so konnte sie gewiß sein, daß diese einfachen Leute ihre Handlungsweise gebilligt hätten, wenn sie um alles gewußt, und das bestärkte sie in dem Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben. Sie hätte wohl nie geglaubt, daß ihr soviel an Antons Urteile liegen würde und dieser Gedanke ließ sie wieder lächeln; er aber, der anfing, sich auf seine Überredungsgabe etwas einzubilden, goß das Weinglas noch einmal voll.

„Und nun noch ein Glas Wein; danach werden Fräulein sich wirklich besser fühlen." Er sah ihr aufmerksam zu während sie das Glas ausnippte. „Nichts für ungut; haben Fräulein das Gesicht schon von Kindheit an?"

Johanna erzählte ihm in wenigen Worten, wie es gekommen war; er schien es eigentlich schon zu wissen, sagte aber endlich, mit Bedauern den Kopf schüttelnd:

„Es ist wirklich schade; solch ein gutes Fräulein! Aber sein gutes hat es nun wieder auch: Ihnen wird das Sterben nicht schwer werden, denn Sie werden sich freuen, droben ein anderes Gesicht zu haben; wie mancher klagt,

daß er nit mit hinübernehmen kann, was er hier hat und Sie werden sich nur darüber freuen können."

Er hatte, während er sprach, begonnen, die Speisevorräte einzupacken und brachte nun den Korb wieder an seine Stelle; dann trat er noch einmal an den Wagen: „Werden Fräulein jetzt schlafen?" Johanna verneinte. „Nun dann will ich mich gleich hier nebenan unter den Baum legen und etwas einnicken, Fräulein können mich gleich rufen, wenn etwas passieren thät."

Damit legte er sich unter den Baum und war auch bald entschlummert. Während ringsum die Stille des Mittags herrschte, die Pferde vernehmlich ihren Hafer zermalmten und nur mit langsamen Schlägen des Schweifes die Fliegen abwehrten, die in dieser frühen Jahreszeit ihnen noch nicht so lästig fielen als im Hochsommer, bewachte Johanna Antons Schlummer; auch fiel nichts vor, was sie genötigt hätte, ihn zu stören. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg gewesen, sie fühlte sich nach dem kleinen Mahle, dem ersten an diesem Tage, körperlicher frischer; seine urwüchsigen Tröstungen, seine, wenn nicht zartfühlende, doch auch nicht kränkende Art, mit der er die schmerzhaftesten Punkte ihres Lebens berührt hatte, aber besonders die Überzeugung, daß die Anschauung des Volkes ihrer Handlungsweise beistimmen würde, hatten sie aus dem Zustande völliger Apathie herausgerissen, in den sie dieses plötzliche Losreißen von allem was ihr lieb und teuer war, versetzt hatte. Die Kraft des Denkens und Überlegens kehrte zurück; natürlich wandten sich alle ihre Gedanken denen zu, die sie verlassen hatte, traurig, liebevoll dachte sie ihrer; aber der bittere Stachel der Selbstanklage blieb ihr erspart. Nein, nicht jedes Band war zwischen ihnen zerrissen; nur das konnte nicht geschehen, was Meder gewollt; aber zürnen konnte sie ihm nicht darüber, daß er's gewollt

. . . . auch aus der Ferne würde sie nicht aufhören, für Fridas, für seine Kinder zu sorgen; sie würde ihm schreiben; das konnte, das durfte sie thun; so würde sie mit ihnen fortleben können und ihr Dasein brauchte nicht ganz öde zu werden. Wo aber würde sie sich niederlassen können? Woldemar hatte sie wohl sehr herzlich eingeladen, bei ihm zu wohnen; aber eine innere Stimme sagte ihr, das dort sich ihr keine Heimat bieten würde. Wie viel lieber wäre sie zu Leo gefahren; aber Leo war versetzt; er verwaltete jetzt seine eigene Forstei; ihn hätte sie nur mit der Bahn erreichen können. Das Jagdschlößchen war zu nahe von Weilbach; es mußte noch einige Zeit verstreichen, ehe sie daran denken konnte, dorthin zu gehen; so blieb denn nichts als Durau für sie übrig.

Als Anton erwachte und die Pferde wieder angeschirrt hatte, war mit Johanna wirklich eine merkliche Veränderung vor sich gegangen und sie legte den ferneren Weg nicht mehr in derselben Teilnahmlosigkeit zurück wie bisher. Im nächsten Dorfe hielt Anton vor dem Wirtshause und tränkte die Pferde; ihr brachte er ein Glas Milch und reichte es ihr wieder mit der Vermahnung, sich nicht ganz von Kräften kommen zu lassen.

Dieses bekannte Gesicht aus der Pfarre, diese gutmütige Sorgfalt des ehrlichen Jungen wirkte auf Johanna wohlthätiger als der gewählteste Zuspruch vermocht hätte; dennoch fühlte sie sich innerlich so verstört, daß es ihr lieb war, noch eine Nacht zwischen heute und ihrer Ankunft in Durau zu haben, und als Anton sie in dem Wirtshause, in welchem sie übernachten sollten in ein Zimmer, eine Treppe hoch hinaufgeführt und sie einfach eingeschlossen hatte, damit sie niemand störe, da zog sie ihr Schreibzeug hervor und schrieb nach Weilbach. Zuerst an Meder ruhig, einfach als wäre nichts vorgefallen, nur über die kleinen

Vorkommnisse der Reise berichtend, für seine Fürsorge dankend und Anton lobend; dann an die Kinder, zärtlich zu ihnen sprechend, sie leise vermahnend, endlich sogar scherzend und vom Wiedersehen redend. Anton brachte in eigener Person das Abendessen herauf; sie that seinem Zusprechen Ehre an und nahm einiges zu sich, wenn auch nach seiner Ansicht viel zu wenig; dann legte sie sich nieder und die außerordentliche Erschöpfung, die sich ihr jetzt erst recht fühlbar machte, schloß ihr bald die Augen.

Erst gegen vier Uhr am nächsten Nachmittage erblickten sie Durau in der Ferne und Johanna wappnete sich mit Ruhe und Festigkeit, um den unbekannten Verhältnissen entgegen zu gehen, die sie dort erwarteten. Gleich bei der Anfahrt erblickte sie die Gesichter mehrerer Kinder, die durch die Fenster des geräumigen Hausflurs den Wagen betrachteten. Sie zog schnell den Schleier herab, denn eine Magd kam eilfertig aus dem Hause und öffnete den Schlag. Johanna fragte nach dem Hausherrn; er sei auf dem Felde, hieß es, und die Hausfrau? man wolle gleich nach ihr gehen.

Johanna trat ins Haus; sie hörte und sah mehrere Kinder davonlaufen, das letzte, ein dreijähriges Mädchen stolperte und fiel; sie eilte hinzu und hob es mit freundlichen Worten auf, aber das Kind erhob ein so jämmerliches Geschrei, daß sie es gleich wieder los ließ, worauf es, so schnell es konnte, fortlief. Sie trat nun in das Nebenzimmer, dasselbe, wo einst Dr. Wolter Felix auf dem Sofa liegend gefunden. Es war jetzt völlig aufgeräumt, sehr rein und gepflegt. Alle Möbel waren mit Bezügen versehen, die Tischdecken zeigten die verkehrte Seite, die Stickerei der Kissen war gegen die Rücklehne gekehrt, der Kronleuchter wie auch die Bilder mit einem durchsichtigen Stoffe bezogen. Das ganze Zimmer sprach das Verlangen aus, respektiert und geschont zu werden, doch

trug es keine Spur an sich, die auf den Geist des Hauses hätte schließen lassen; auf den Tischen lagen keine Bücher, auf dem geschlossenen Klaviere keine Noten, auch standen keine Blumen am Fenster, an dem sich weiße, steife Gardinen blähten.

Johanna setzte sich ans Fenster und sah auf den Hof hinaus; sie wollte warten bis der Bruder oder die Schwägerin erschienen und bis dahin ihr Gesicht vor den Hausgenossen verbergen; daher legte sie Hut und Schleier nicht ab. — In der Nähe der Viehställe sah sie Malwine stehen, eine stattliche, etwas zu volle Frau. Mehrere Mägde standen um sie her mit verschiedenen Gerätschaften in den Händen. Malwine hatte ihr Gesicht dem Hause zugewandt und schien, die Augen mit der Hand beschattend, auf etwas zu warten. Da kam die Magd, welche Johanna den Schlag geöffnet hatte, dahergerannt und schien der Herrin lebhaft zu berichten — Johanna erriet, was es war — Malwine schlug die Hände zusammen, schien das Mädchen eifrig zu befragen; dann wandte sie sich an ein ganz junges Ding, das einen großen Korb trug und schien ihr einen Befehl zu geben, indem sie mit der Hand in die Ferne deutete. Diese setzte den Korb auf den Boden und lief in der angedeuteten Richtung davon.

„Sie wird geschickt um Woldemar zu holen", sagte sich Johanna, „käme er doch bald!" Malwine aber sprach noch eifriger mit dem Stubenmädchen, wobei sie wiederholt mit den Achseln zuckte und mit der Hand im Gesichte herumdeutete; dann wandte sie sich um und ging, von den Mägden gefolgt, den Ställen zu. — Nein, ihr kam Johanna nicht willkommen, darüber konnte kein Zweifel obwalten; diese seufzte vor sich hin; aber jetzt konnte sie nichts sehr schmerzlich berühren. Jeder andere Kummer schwand vor dem einen großen, der ihre Seele erfüllte; hier wollte sie

ja auch nicht bleiben; sie wollte nur Zeit gewinnen, sich zu besinnen, nur Woldemars klugen, praktischen Rat einholen für die fernere Gestaltung ihres Lebens.

Nach einer Weile kam die Stubenmagd und setzte ein Kaffeebrett mit Backwerk und Kaffee auf den Tisch; sie sagte, der Herr werde gleich vom Felde zurückkommen; dann entfernte sie sich wieder. Johanna, die den Schleier heruntergezogen hatte, sobald sie die Magd kommen hörte, war erstaunt über diese Art von Gastfreundschaft; erwartete man vielleicht von ihr, daß sie, nachdem sie Woldemar gesprochen, gleich wieder weiter fahren sollte? Wie gerne hätte sie das gethan; noch nie hatte sie sich so sehr in der Fremde gefühlt. Sie setzte sich so an den Tisch, daß sie ihr Gesicht dem Fenster, den Rücken der Stube zuwandte und schenkte sich eine Tasse Kaffee ein.

Schon öfters hatte sie das Trippeln von Kinderfüßen und leises Flüstern im Nebenzimmer vernommen; sie konnte auch wahrnehmen, wie die Kinder durch die Thürspalte nach ihr lugten; es war ihr das nicht unangenehm, sie hoffte, die Kleinen würden nach und nach zu ihr kommen. Jetzt wurde das Geflüster eifriger, unterdrücktes Lachen mischte sich mit hinein; dann hörte man ein vernehmliches „Still!" und ein Kind rannte auf den Fußspitzen durchs Zimmer, offenbar in der Überzeugung, daß es unhörbar dahinschwebe; dann begannen wahrscheinlich telegraphische Zeichen über das Zimmer hin; von beiden Seiten hörte man das unterdrückte Lachen. Nach einer Weile hieß es wieder „Stille!" und ein zweites Kind rannte durchs Zimmer, diesmal wirklich leichter, woraus Johanna schloß, daß es ein Mädchen sei; dann rief eine sehr jugendliche Stimme leise: „jetzt ich!" „Nein, ich!" rief halblaut eine noch jüngere und dann trabten zwei paar Kinderfüße ohne Prätension, leise und unhörbar zu sein, durchs Zimmer.

Jetzt war Johanna wirklich gespannt, was folgen würde; aber den Gedanken, sie durch freundliche Worte anzulocken, wie sie es zuerst beabsichtigt hatte, gab sie bei dieser Bande auf. Es folgte nun, daß alle vier wieder zurückrannten, sich an den Thüren stoßend und hernach in unterdrückter Weise, als wenn sie eine Heldenthat gethan, lachten. Da Johanna sich noch immer nicht um sie zu kümmern schien, wurden sie immer frecher und das Laufen durchs Zimmer wurde ein Hauptwitz. Endlich rief eine Kinderstimme durch den Thürspalt: „Bist du taub?“ Großes Gelächter folgte; jetzt aber wurde die ganze Schar, wie es schien durch das Stubenmädchen, in ein anderes Zimmer getrieben mit der Versicherung, man habe noch nie so unartige Kinder gesehen, und es gab für eine kleine Weile Ruhe; dann kamen die trippelnden Schritte wieder an die Thür. Eines krähte durch den Thürspalt, ein anderes rief: „put, put, put!“ zur Thüre herein; dann kaum unterdrücktes Gelächter. „Zeig' uns deine Larve!“ Vermehrtes Gelächter. „Wir haben auch eine Larve; sieh nur her!“ Sie legten es darauf an, daß sie sich umwenden sollte und eben darum wollte Johanna es nicht thun. Dann hörte sie, wie sich ihr ein Kind näherte: „Puh — hu — hu!“ hieß es plötzlich hinter ihr; sie vermutete, daß eines von ihnen mit der Larve ihr nahegekommen und wollte sich wirklich umdrehen, doch bei der ersten Bewegung, die sie machte, rannte das Kind davon. Einen Augenblick war alles still; dann schlichen leise Schritte näher; plötzlich flog etwas über ihren Kopf und schlug gerade auf ihre Tasse nieder; es war eine scheußliche Pappmaske, die viele Spuren der Mißhandlung durch Kinderhände trug. Jetzt stand Johanna auf, drehte ihren Stuhl der Thüre zu und schlug den Schleier zurück. In die Kinderschar fuhr ein solcher Schreck, daß sie, sich untereinander stoßend, zurücktaumelten und

laut schreiend davonliefen; die Stimmen der beiden Jüngsten hörte man sich durch mehrere Zimmer entfernen, bis sie durch das Zuschlagen einer Thüre abgeschnitten wurden. Diese hatten nun genug, aber die beiden Ältesten, ein Knabe und ein Mädchen, hatten sich bald von ihrem Schreck erholt und setzten ihre Ungezogenheit fort. Von so ungeratenen Kindern hatte Johanna bis jetzt noch keinen Begriff gehabt und sie dachte jetzt bei sich, daß, wenn sie dieses vorher gewußt, sie lieber die Eisenbahnfahrt zu Leo gewagt hätte, als hierher zu kommen.

Bis wohin der schrankenlose Übermut dieser Kinder noch gegangen wäre, ließ sich schwer absehen, denn das Lachen hatte aufgehört und sie waren geradezu bösartig geworden, schnitten ihr Gesichter und riefen ihr Drohworte durch den Thürspalt zu; doch plötzlich stürzte der Knabe hervor, faßte die Maske und beide Unholde ergriffen die Flucht. Gleich darauf hallte ein männlicher Schritt im Hausflur und Johanna dachte: „Gottlob sie fürchten doch noch den Vater!" dann trat Woldemar herein und sie ging ihm entgegen, ihn zu begrüßen.

Er war in den Jahren, seit sie ihn nicht gesehen, stark in die Breite gegangen und zeigte die weiße Stirn und das tiefgebräunte Antlitz des Landmannes, der gewohnt ist, die Mütze bis an die Augen herab über die Stirne zu ziehen.

„Grüß' dich Gott, Johanna, wo kommst du her?" rief er, sie herzlich begrüßend, „wie geht es dir! Bist du schon lange hier? Aber wo ist denn Malwine? Du hast ja noch gar nicht abgelegt; ich sehe, man hat dir Kaffee gebracht; wo hast du denn zu Mittag gegessen? Aber wo bleibt nur Malwine!"

Die Fragen waren so schnell hinter einander gekommen, daß Johanna sie kaum zu beantworten vermochte; eine

gewisse Verlegenheit bemächtigte sich seiner; er mochte fühlen, daß Johanna nicht der Empfang geworden, den sie im Hause ihres Bruders zu erwarten berechtigt war. Er ging, nach seiner Frau zu sehen und Johanna entfernte heimlich die Thränen, die seine herzliche Begrüßung ihr ins Auge gelockt. Als er zurückkehrte, war seine Verlegenheit noch merklicher.

„Meine Frau wird gleich hier sein," sagte er, „wir haben heute Schafschur gehabt; da ist sie denn sehr beschäftigt und konnte nicht kommen, dich zu begrüßen; gegenwärtig ist sie auch noch in einem Aufzuge, in welchem sie sich nicht sehen lassen kann und will sich erst umkleiden."

Er lachte dabei ein wenig und Johanna ergriff die Gelegenheit, die ihr die Schafschur bot, das Gespräch auf wirtschaftliche Interessen zu lenken und allen Fragen an sie vorzubeugen; das ward ihr denn auch nicht schwer; denn welcher Landwirt hält nicht seine Wirtschaftsangelegenheiten für die interessantesten in der Welt? Endlich erschien Malwine in kleidsamem Wollenkleide, begrüßte Johanna mit einem Händedrucke und niedergeschlagenen Augen, setzte sich so, daß sie sie nicht anzusehen brauchte, zog ihr Strickzeug hervor und strickte. Johanna erkundigte sich nach ihrem Befinden, nach dem der Kinder, nach deren Anzahl, Alter und Namen, hütete sich aber wohl, von ihren Unarten zu erzählen. Nachdem auch dies Thema erschöpft war, trat eine Pause ein, und der gefürchtete Augenblick erschien, an welchem Woldemar die Frage an sie richtete, ob sie direkt von Weilbach komme. „Ja, mit einem Wagen von dort," erwiderte Johanna unwillkürlich gedrückt; sie hatte ja die Absicht gehabt, den Geschwistern alles zu sagen, auf ihren Rat gehofft; aber der Empfang, der ihr geworden, war nicht darnach angethan, ihr das Herz zu erschließen. „Und wann gedenkst du dahin zurückzukehren?" fragte Malwine etwas trocken.

„Ich kehre nicht mehr dahin zurück" sagte Johanna mit gesenktem Blicke.

„Nicht mehr," rief Woldemar, „aus welchem Grunde?"

„Ich glaube," sagte Johanna zögernd, „es war doch wohl etwas unvorsichtig, daß ich nach Fridas Tode noch im Hause blieb; ich bin schließlich doch noch nicht in den Jahren."

Woldemar hatte gleich bei den ersten Worten, die sie sprach, die Cigarre aus dem Munde genommen und Johanna sprachlos angestarrt; jetzt brach er in ein Lachen aus, das er sogleich zu unterdrücken versuchte.

„Aber Johanna," rief er, „du bist doch bisher ein vernünftiges Mädchen gewesen; was fällt dir denn jetzt ein? Nimm mir's nicht übel, Schwesterchen, aber das mußt du dir selbst sagen, daß sich in dich kein Mann verlieben kann und dann muß ich doch sagen, daß ich Meder für einen Ehrenmann halte, der sich keine Ungebührlichkeit dir gegenüber erlaubt haben wird. Nein, vergieb mir, daß ich das sage, das sind Flausen, die dir kein Mensch glauben wird. Es ist gut, daß wir hier ganz unter uns sind; aber du thätest besser, derartige Bedenken nicht zu äußern; du machst dich dadurch ja nur lächerlich. Es wird gewesen sein, wie ich es vorausgesehen; die Freundschaft ist über irgend eine Kleinigkeit in die Brüche gegangen und du bist im ersten Ärger abgereist; war es nicht so? Kannst du sagen, daß ihr ganz einig waret, als du davonfuhrest?"

Malwine hatte den Kopf abgewandt und schüttelte sich vor Lachen; selbst als sie sich schon beruhigt hatte und wieder strickte, prustete sie noch wiederholt. Johanna fühlte tief, welch' lächerliches Licht sie auf sich geworfen; für nichts in der Welt hätte sie nun auch noch Meder preisgegeben, daher antwortete sie nur ruhig und fest:

„Wir waren in einer Sache verschiedener Meinung und das veranlaßte meine Abreise; aber es war kein

unüberlegter Schritt in der ersten Aufwallung gethan; ich habe es mir wohl überlegt und bin entschlossen, nicht zurückzukehren, wie schlimm es auch ist, daß die Kinder ohne Aufsicht geblieben sind."

„Ach, was das betrifft darüber mache dir keine Sorgen," beruhigte sie Woldemar, „Kinder kommen sehr gut auch ohne Aufsicht durch; das sehe ich schon an den meinen."

„Das heißt," nahm Malwine das Wort, „es kommt darauf an, wie die Kinder sind, die unseren bedürfen keiner Aufsicht, ihnen ist der Ordnungssinn gleichsam angeboren. Betti nimmt doch jeden Abend ihr Schürzchen fast so sauber ab, als sie es am Morgen vorgebunden hat und Felix ist auch kein solcher Bube, der durch alle Pfützen läuft; seine Stiefel und Schuhe putzt er immer selbst und hält sie stets so blank, daß es eine Freude ist, sie anzusehen. Neulich zu seinem Geburtstage erhielt er eigene Stiefelbürsten, Wichse und Putzlappen und ich sage dir, das hält er in seinem Schränkchen so ordentlich, da braucht kein Mensch darnach zu sehen."

„Nun ja freilich," sagte Woldemar, „alle Kinder sind sich nicht gleich und es ist ja möglich, daß Meders Kinder mehr der Aufsicht bedürfen als die unseren, aber dennoch finde ich, daß du für die Kinder deiner Freundin ganz genug gethan hast und vollkommen berechtigt bist, dich nun bei deinen Angehörigen auszuruhen; man kann doch nicht immer an andere denken; man hat doch auch Pflichten für sich selbst."

Wohl hätte Johanna gern ihre Lieblinge in Schutz genommen, doch sie fühlte, daß jedes Wort, das sie zu deren Verteidigung sagen konnte, zu ihrem Nachteile gekehrt worden wäre; sie sagte daher nichts, sprach nur den Wunsch aus, auf ihr Zimmer gehen zu können, um sich vom Reisestaube zu befreien.

„Welches Zimmer hast du für Johanna einrichten lassen?" fragte Woldemar seine Frau.

„Ja, das hatte manche Schwierigkeiten," erwiderte diese; „in der großen Stube ist die Wolle zum Trocknen ausgelegt, in dem größeren Seitenzimmer habe ich die Betten aus der großen Stube zusammenstellen lassen; die Giebelzimmer sind mit den Sämereien in Anspruch genommen, da bleibt denn nur das kleine Seitenzimmer zur Verfügung."

Woldemar schien unangenehm davon berührt. „Konntest du denn nicht eines der Giebelzimmer frei machen?"

„Ja, wenn ich's vorher gewußt hätte, gewiß," antwortete Malwine ruhig, „wer aber ganz überraschend kommt, muß schon mit dem vorlieb nehmen, was man zu bieten hat."

Johanna beeilte sich, zu versichern, daß ihr das kleine Zimmer gewiß vollkommen genügen würde und Woldemar stand auf, um sie zu geleiten.

„Du wirst meine Frau entschuldigen, daß sie nicht mitgeht, sie hat sich heute bei der Schafschur schon sehr ermüdet und muß sich etwas schonen."

Johanna bat Malwine, sich für sie nicht zu bemühen, wozu diese auch gar keine Anstalten machte, und folgte Woldemar, der vorausging, ihr den Weg zu zeigen. Sie mußten einen Gang hinuntergehen, und Johanna bemerkte, wie sich mehrere Mägde an der Küchenthüre stießen und neugierig nach ihr guckten; doch deckte sie Woldemars Gestalt. Er wies auf die Stiege, die am Ende des Ganges hinaufführte und bat sie, vorauszugehen; dann trat er in die Küchenthüre, und sie hörte ihn mit fester, gebietender Stimme sagen:

„Wer sich von euch unterfteht, beim Anblicke meiner Schwester zu schreien oder es an der gehörigen Ehrerbietung

gegen sie fehlen läßt, der ist auf der Stelle entlassen; sagt das den anderen auch!"

Dann folgte er Johanna hinauf.

Wie dankbar war sie ihm für dieses kräftige Wort, aus dem sie neues Zutrauen zu ihm schöpfte, und das milderte auch den Eindruck des Zimmers, in das er sie jetzt führte; dieses war klein, schmal und wenig einladend, wenn auch sauber wie das ganze Haus.

Es war ihr eine Erleichterung, eine zeitlang allein bleiben zu können; der sie beherrschende Eindruck war der, daß sie in diesem Hause nicht lange weilen könne und sie so bald als möglich zu Leo reisen wolle; nach den heutigen Erfahrungen scheute sie die Eisenbahn nicht mehr so sehr. Anton kam, sich von ihr zu verabschieden; sie gab ihm die Briefe, die sie froh war, gestern geschrieben zu haben, heute hätte sie nicht gewußt, was sie sagen sollte, denn diesen Empfang wollte sie Meder nicht mitteilen. Durch Anton ließ sie sagen, daß man ihr nicht hierher schreiben solle, da sie bald wieder abreisen würde; sie trug ihm überhaupt so viele Dinge auf, die er bestellen sollte, und es fiel ihr immer wieder etwas ein, daß er wohl ein besonders gutes Gedächtnis hätte haben müssen, um nichts davon zu vergessen. Zuletzt gab sie ihm ein überreiches Geldgeschenk; es erschien ihr noch zu wenig; wie gern wäre sie mit ihm zurückgekehrt! Als er aber gegangen, da setzte sie sich hin, bedeckte mit dem Tuche die Augen und weinte, ohne aufhören zu können; es war ja das letzte bekannte Gesicht von dem Orte, wo ihr ganzes Herz geblieben, das jetzt auch von ihr gegangen war, und sie kam sich nun ganz von dort geschieden vor. Jetzt, um diese Stunde spielten die Kinder im Garten; oft spielte sie mit; dann kam Meder, ging auf und ab, beschnitt die Rosen und Obstbäumchen und trat bisweilen zu ihr mit irgend einer kleinen

Mitteilung. Dann kam das gemeinsame Abendbrot und dann, — ja dann kam diese Stunde, die sie vor allen anderen liebte, diese Stunde voll Leben, voll Interesse, ach, und voll Gefahr, ja, voll Gefahr; jetzt wußte sie es, und doch wie gern weilten ihre Gedanken bei der Erinnerung an dieselben!

Den Kopf in die Hand gestützt, hatte sie so lebhaft geträumt, daß sie glaubte, dort zu sein, und als Woldemar an ihre Thüre klopfte, um sie zum Abendbrot zu holen, mußte sie sich förmlich besinnen, wo sie war. Mit Gewalt betäubte sie ihr Herz, um den Kampf ihrer Seele in ihren Worten nicht merken zu lassen; daß man in ihrem Gesichte nichts lesen würde, wußte sie im voraus; der eine, der einzige, der in ihren Zügen las wie in einem offenen Buche, den hatte sie fliehen müssen!

Die beiden ältesten Kinder wurden ihr jetzt vorgestellt; sie blickten sie mißtrauisch von der Seite an; sie aber suchte sie durch Freundlichkeit zutraulich zu machen. Bei Tische betrugen sie sich sehr ruhig, oft auf den Vater blickend, und verließen das Abendbrot früher als die Erwachsenen. Man sprach von Johannas ferneren Plänen; Woldemar fragte sie, ob sie zur Mutter zu gehen gedenke?

„Nein," rief Malwine lebhaft dazwischen, „das geht nicht; man muß doch Rücksicht auf Auguste nehmen; sie hat Johanna so lange nicht gesehen und muß jetzt sehr geschont werden; im Herbste vielleicht, wenn alles vorüber ist; aber nicht jetzt!"

Woldemar bemerkte wohl, daß Johanna schmerzlich berührt war durch die rücksichtslosen Worte seiner Frau, und um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, fragte er die Schwester, ob sie schon erfahren, daß Stelzer vor wenig Wochen General geworden? Sie hatte das noch nicht gehört und freute sich aufrichtig darüber; von da an

rollte das Gespräch nur über Auguste und Stelzers; es war, als wenn diese ganz besonders die Angehörigen des Woldemar'schen Ehepaares wären, und obgleich sie Durau nie besucht hatten und nur durch die Briefe der Mutter, deren Herzenssohn Woldemar geblieben, alle Details aus jenen Kreisen wußten, waren sie doch sehr stolz auf diese Verwandtschaft und thaten sehr vertraut mit ihr. Endlich sagte Woldemar, daß sie hier mit den Hühnern zu Bette zu gehen pflegten, man sagte sich gute Nacht; dann leuchtete das Stubenmädchen Johanna sehr demütig hinauf in ihre Stube.

29. Kapitel.

Johannas Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Als Johanna am nächsten Morgen erwachte, vernahm sie schon reges Leben in Haus und Hof; es erinnerte sie an ihren ersten Besuch im Jagdschlößchen; doch welch' anderer Geist lebte dort!

Sie kleidete sich an und setzte sich ans Fenster; sie sah Malwine wieder rüstig über den Hof schreiten; ihr Befinden schien keiner besonderen Schonung zu bedürfen, obgleich sie einem Zuwachse der Familie entgegen sah.

Da klopfte es an die Thüre und Woldemar trat in Begleitung der Magd, die den Kaffee trug, ins Zimmer.

„Guten Morgen, Johanna, wie hast du geschlafen?" fragte er und setzte sich ihr gegenüber an den Tisch, und nachdem einige allgemeine Bemerkungen ausgetauscht worden und die Magd sich entfernt hatte, begann er:

„Ich bin zu dir gekommen, um mit dir über deine Abreise zu sprechen; ich fahre nämlich heute am Vormittage zur Stadt und vielleicht wäre es dir angenehm, diese Gelegenheit zu benutzen. Ich habe mich ja sehr gefreut, dich zu sehen und es ist mir auch sehr angenehm gewesen, daß du hergekommen bist, aber ich fürchte, du wirst es bei uns nicht sehr angenehm finden; ich bin zu beschäftigt, um selbst so viel bei dir sein zu können, als ich es gern möchte; Malwine aber vermag dich nicht anzusehen; es regt sie so auf, daß ich es von ihr jetzt gar nicht verlangen darf. Sie hat eine sehr schlechte Nacht gehabt und mich gebeten, sie bei dir auf irgend eine Weise zu entschuldigen, wenn sie heute nicht mit dir zusammenkommt; ich habe aber gedacht, es ist das Beste, ich rede ganz aufrichtig mit dir, du bist ja eine vernünftige Person und wirst die Sachen nehmen wie sie sind."

„Gewiß, gewiß, lieber Woldemar; ich bin dir sehr dankbar, daß du es mir gesagt hast," rief Johanna, die bald rot, bald bleich geworden war, „ich wäre auch gewiß nicht gekommen, wenn ich das alles gewußt hätte; weil du mich aber einmal so brüderlich eingeladen hattest, wandten sich meine Gedanken hierher, als ich nun doch Weilbach verlassen mußte. Ich hatte aber nie die Absicht, euch auf lange zu belästigen und bin sehr gern bereit, gleich mit dir zu fahren, nur sage mir, ist nicht vielleicht Jenny auch in dieser Lage und könnte ihr mein Anblick nicht auch schaden?"

„Jenny ist wie eine wilde Geis," entgegnete Woldemar ziemlich wegwerfend, „die springt über alles hinweg, der schadet nicht so leicht etwas; aber ernstere Naturen wie Auguste und Malwine müssen schon mehr berücksichtigt werden, bei denen ist es keine Kleinigkeit, welche Eindrücke sie erhalten."

„Ja, ich will fort," rief Johanna sehr beunruhigt, „wie schade, daß du es mir nicht gleich gestern gesagt, als der Wagen noch da war, mit dem ich gekommen; ich wäre dann gleich zu Ritters gefahren, dort störe ich keinen. Die arme Malwine! warum bin ich nur hierher gekommen!"

„Nun, weißt du, Schwesterchen, mir ist es sehr angenehm gewesen, daß du gekommen bist, erwiderte Woldemar in gemütlichem Tone, „ja, in einem Falle würde ich sogar verlangen, daß sich meine Frau Gewalt anthäte und sich überwinden solle, und ich bin überzeugt, daß ihr das nicht einmal sehr schwer ankäme, wenn sie nur wollte; das wäre in dem Falle, daß du dich entschließen würdest, ganz hier zu bleiben. Für einen Besuch von wenig Tagen kann ich diese Kraftanstrengung von meiner Frau nicht wohl verlangen, bleibst du aber für immer hier, dann müßte sie sich natürlich daran gewöhnen, dich zu sehen, wie wir alle es gethan. Natürlich setze ich dabei voraus, daß du dich dann auch an meinen Angelegenheiten beteiligst und würde es als einen hohen Gewinn erachten, eine Person von deinen Geisteskräften für meine Interessen gewonnen zu haben."

„Lieber Woldemar," sagte Johanna, traurig lächelnd, „wie kannst du glauben, daß ich dir bei deinen Interessen von irgend einem Nutzen sein könnte; deine Arbeit gehört so ganz dem Außenleben an, welches mir ja vollkommen verschlossen ist."

„Nun, es giebt einen Zweig in meiner Thätigkeit, der ganz dem Stubenleben zugewiesen ist," entgegnete Woldemar erklärend, „ich meine die Buchführung, und diese könntest du sehr wohl übernehmen. Du erhieltest die Listen und Aufzeichnungen der Unterbeamten, Rechnungen u. s. w., deren Richtigkeit ich vorher geprüft hätte, trügest sie in die verschiedenen Rubriken des Wirtschaftsbuches und zögest zuletzt das Facit. In einem so be-

schäftigten Hause wie das unsere würde es dir doch drückend sein, ganz unbeschäftigt dazustehen und du würdest dadurch ein sehr wichtiges Rad im ganzen Getriebe werden. Ein noch erhöhtes Interesse würdest du aber an dieser Arbeit finden, wenn du dich entschließen könntest, mit deinem Kapital auch dazu zu treten, wofür dir ein angemessener Teil des Reinertrages zufiele; ich versichere dir, du ständest dich sehr gut dabei."

Johanna war betroffen, sie konnte nicht daran zweifeln, man stellte ihr hier eine Alternative, und hatte Mühe, sich vor dem Eindrucke zu verschließen, daß man sie mit Absicht in die Enge getrieben; sie fühlte, wenn sie diesen Vorschlag annähme, würde sie fürs Leben gebunden sein, verlöre auch die freie Disposition über ihr Eigentum, und wie sollte sie dann ihre Pläne mit Fridas Kindern durchführen? Nach einer Weile sagte sie:

„Dies sind sehr ernste und eingreifende Entschlüsse, die ich mir doch erst vorher noch gründlich überlegen müßte."

„Ich will ganz aufrichtig mit dir sprechen, Johanna," sagte Woldemar, „du würdest mir damit einen sehr großen, sehr wesentlichen Dienst erweisen; sieh', die Sache ist die: Es steht bei mir nicht alles so glänzend, wie es scheinen mag. Das Gut trägt ja wirklich sehr bedeutend, aber mein Schwiegervater hat mich darin hintergangen, daß er nicht nur das ganze Barvermögen meinem Schwager hinterlassen, sondern ihm auch noch einen Gutsanteil testamentarisch zugesprochen hat, und dieser Gutsanteil, das ist der Pfahl, der mir im Fleische sitzt. Dieser Felix, mein Schwager, fristet sein elendes Dasein mit einer Zähigkeit, die jeder Berechnung spottet. Vor ein paar Jahren hat er, nur um uns zu ärgern, geheiratet; Kinder sind zum Glücke keine da; die Frau hütet ihn aber wie ihren Augapfel, und seitdem er sich diese schöne Ehehälfte zu-

gelegt, ist es noch schwerer, mit ihm auszukommen als früher. Ich wollte ihn mit meinem Kapital auszahlen, er ging nicht darauf ein; ich wollte eine Hypothekschuld aufs Gut legen, um ein Betriebskapital zu haben, ohne genötigt zu sein, mein eigenes Geld anzugreifen, denn unser ganzer Wunsch geht dahin, uns ein eigenes Gut zu erwerben, auf dem wir uns freier bewegen können; er aber merkte meine Absicht und ging absolut nicht darauf ein. Nun wollte ich, er solle selbst mit einer Summe herausrücken, denn es sind da einige Verbesserungen auf dem Gute zu machen, die notwendig und höchst vorteilhaft wären; er sitzt aber wie eine giftige Spinne auf seinem Geldsacke und rückt nichts heraus. Es sei ihm ganz einerlei, ob diese Verbesserungen gemacht würden oder nicht, das Gut solle in seinen Erträgen nur nicht rückwärts gehen, das sei alles, was er wolle, und nun kontroliert er die Bücher mit einer Genauigkeit, gerade als ob ich sein Verwalter wäre; es ist eine Knechtschaft, die geradezu unerträglich wird und aus der herauszukommen mein sehnlichster Wunsch ist.

Nun bietet sich mir gerade jetzt ein ausgezeichneter Kauf; leider reicht mein Kapital, das ich vom Vater geerbt habe, trotzdem, daß ich es schon bedeutend vergrößert, noch lange nicht aus; trittst du aber mit dem deinen hinzu, dann ließe es sich schon eher machen; das Haus in der Stadt müßtest du natürlich verkaufen, das hat ja doch keinen Wert für dich, ist vielmehr eine Last und so wäre mit diesem Plane uns beiden geholfen."

Johanna war bleich geworden, als vom Hause die Rede war; doch nach einigen Augenblicken der Überlegung blickte sie auf und sagte fest:

„Es thut mir leid, dir hierin nicht behülflich sein zu können, aber das Haus in der Stadt verkaufe ich nicht,

dereinst will ich wieder dort wohnen; wegen meines Kapitals muß ich mich bedenken, muß mich mit meinem Rechtsbeistande besprechen, darüber werde ich dir schreiben."

„Was ist denn da viel zu bedenken," rief Woldemar, die Sache liegt ja so einfach als möglich; wo kannst du dein Geld sicherer anlegen, als bei deinem Bruder? Übrigens, wenn das Haus nicht dabei ist, ist mir mit dem Kapital wenig geholfen. Um den Verkauf desselben brauchst du dich gar nicht zu bemühen, ich bin überzeugt, der Verkäufer des Gutes, das ich im Auge habe, nimmt es sehr gern an Zahlungsstatt, wir haben sogar von einer solchen Möglichkeit schon ein Wort gesprochen, und das Recht auf einige Zimmer für deine Lebenszeit können wir ausbedingen. Was ist da viel zu überlegen; sage einfach ja oder nein!"

Johanna war ebenso erstaunt als verletzt von dem, was sie hörte, man hatte schon mit ihrem Eigentume gerechnet und nun sollte ihre Zustimmung überhastet werden; doch, hatte sie Festigkeit genug gehabt, Meders Bitten widerstehen zu können, wo ihr ganzes Herz mitsprach, so konnte sie auch jetzt nicht zu einer Zustimmung gebracht werden, die ihre ganze Zukunft an ein Haus fesseln sollte, das ihr nur Kälte, Kränkung und jetzt sogar berechnete Ausnutzung in Aussicht stellte.

„Nun gut," sagte sie, „wenn ich gleich entscheiden soll, so sage ich nein; meine Freiheit ist schon an und für sich eine sehr beschränkte; soll ich mich auch noch durch mein Geld binden lassen? Dann sinkt meine Existenz zu der des Schaltieres herab, das an einen Ort gefesselt ist. Zudem widersteht es meinem Gefühle, meine Verhältnisse, die der Vater in so liebevoller Weise für mich geordnet hat, völlig umzugestalten."

Über Woldemars Gesicht legte sich ein grauer Schatten

und Johanna ward erst jetzt gewahr, welch' ein Zug tiefer Verbitterung sich von seinen Mundwinkeln abwärts zog. Die freudige Hoffnung, die durch diesen unerwarteten Besuch der Schwester angeregt worden war, welchen er augenblicklich einem Zerwürfnisse mit Meder zugeschrieben hatte, und die Überzeugung ihrer Zustimmung zu seinen Plänen mitten in ihrer augenblicklichen Verlegenheit sicher zu sein, hatten über sein Gesicht einen Schein geworfen, der jetzt völlig geschwunden war und auch nicht wiederkehrte so lange sie zusammen blieben. Johannas Herz zog sich zusammen; sie sah, daß er nicht glücklich war; doch die Überzeugung, daß er durch die Erfüllung seines Wunsches nicht glücklicher werden würde, wie auch der Gedanke an Meder, dem sie auch aus der Entfernung eine Stütze bei den Kindern sein wollte, ließ sie in ihrem Entschlusse fest bleiben.

„Nun dann bitte ich dich, deine Anstalten zur Abreise zu treffen," sagte er endlich ziemlich kurz, stand auf und verließ das Zimmer. Jeder Abschied von den Hausgenossen ward ihr erspart; sie bekam weder Malwine noch die Kinder zu Gesichte; ein wenig betreten war sie aber, als sie einen offenen Jagdwagen vor der Thüre fand und fester zog sie für die Fahrt im offenen Wagen ihren Schleier zusammen; Woldemar aber stieg vor ihr ein, ergriff die Zügel und ließ den Kutscher hinten aufsitzen.

Sie hatte das Gefühl, daß er seinen Ärger an den armen Pferden ausließ, die er abwechselnd mit kurzen Peitschenhieben anspornte, und dann wieder zusammenriß, so daß sie mit Schweiß bedeckt waren als sie den Bahnhof erreichten und der Kutscher sie längere Zeit zu ihrer Abkühlung langsam im Schritte umherführen mußte. Aus der dichten Hopfenlaube im kleinen Bahnhofsgärtchen konnte Johanna dies beobachten; dorthin hatte sie sich zurückgezogen, während Woldemar ging, ihren Koffer

aufzugeben und an Leo zu telegraphieren. Endlich erschien er wieder, sie abzuholen; er führte sie zu einem Platz, den er schon für sie belegt hatte und verabschiedete sich sofort von ihr.

Es war ihr sehr peinlich gewesen zu sehen, daß schon vier Damen im Fond saßen; unter diesen war sofort eine Bewegung entstanden, als sie einstieg; denn während sie von Woldemar Abschied nahm, hatte sich ihr Schleier verschoben; jetzt rief die ältere Dame den Schaffner, der eben hereingeblickt, heftig an und forderte andere Plätze für sich und ihre Töchter oder die Entfernung dieser Dame. Johanna drückte sich beängstigt in ihre Ecke und hielt den Schleier fest.

Der Schaffner machte ein verdrießliches Gesicht: „Was ist es denn mit der Dame? fragte er.

„Mit der zusammen können wir nicht fahren!" sagte die ältere bestimmt und die jüngeren echoten es nach.

„Warum nicht?" fragte der Schaffner.

„So sehen Sie sie doch nur an," war die entrüstete Antwort.

Der Schaffner wandte sich an Johanna; „Haben Sie eine ansteckende Krankheit, vielleicht die Pocken? Entschuldigen Sie, es ist meine Schuldigkeit," und damit hob er ihren Schleier. Ausrufe des Entsetzens, die kaum gedämpft wurden, ließen sich von Seiten der jungen Damen hören.

„Das scheint ja schon lange so zu sein," sagte der Schaffner.

„Ich bin als Kind gefallen," erwiderte Johanna.

„Das steckt nicht an, Madame, davon wird die Schönheit Ihrer Töchter nicht schwinden," und damit ging er weiter.

„Der unverschämte Mensch," rief die eine.

„Nein, hier kann ich nicht bleiben!" die andere.

„Ich werde Beschwerde führen bei der Eisenbahnverwaltung," sagte die gekränkte Mutter.

„Steigen wir schnell aus, da ist die erste Glocke," rief die Jüngste; hastig ergriffen sie ihr Handgepäck und verließen den Wagen, im Vorübergehen ihre Kleider zusammendrückend, um Johanna nicht zu berühren, ganz als wenn sie eine Pestkranke wäre.

Als sie fort waren, nahm Johanna sofort den letzten Platz ein und barg ihr Gesicht an dem vorspringenden Polster; denn schon wieder stieg eine Dame ein; diese setzte sich ganz vorn hin und nahm keine Notiz von ihr; dann kamen zwei Herrn; dann noch ein Herr und eine Dame, welche sich Johanna gegenüber setzten, zu ihrer nicht geringen Qual; endlich ward die Thüre geschlossen und bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung.

Johanna verharrte in ihrer Stellung; es war ihr schrecklich, daß ihr jemand und noch dazu eine Dame gegenüber saß, sie wußte nicht, wie sie sich genug verbergen sollte, und doch war es ihr unerträglich, die Stirn gegen das heiße Polster zu drücken; sie versuchte es, das Taschentuch dazwischen zu legen und eine bequemere Stellung einzunehmen; aber jede ward ihr bald zur Qual und sie mußte sie immer wieder ändern.

„Wie werde ich das bis zum späten Abend ertragen können!" fragte sie sich verzweifelt und war den Thränen nah; da hörte sie eine sehr sanfte Stimme dicht an ihrem Ohre fragen:

„Sie scheinen krank zu sein und müssen es sehr unbequem haben; darf ich ihnen nicht mein kleines Reisekissen unter den Kopf legen?"

Johanna war zusammengefahren und ihren Kopf nur noch um so fester in das Polster drückend, hielt sie auch die Hand noch schirmend vor:

„Ach nein; ich bin nicht krank," erwiederte sie, „ich habe aber ein Gesicht, vor dem jedermann erschrickt; darum darf ich mich nicht zeigen."

„Ist es der Krebs?" fragte die Stimme teilnehmend.

„Ach nein, ich bin ganz gesund, nur so entsetzlich häßlich," erwiederte Johanna.

„Es muß aber doch für Sie unerträglich sein, so fortgesetzt das Gesicht in das heiße Kissen zu drücken.

„Es ist wohl sehr schwer, aber ich kann es doch nicht ändern," seufzte Johanna.

„Doch, doch; ich denke es wird zu ändern sein," sagte heiter die freundliche Stimme, dann sprach sie mit den Herren neben ihr; man beschäftigte sich mit etwas dicht bei Johanna, sie konnte nicht begreifen was es war; darauf sagte wieder dieselbe Stimme zu ihr: „So, nun sind wir ganz allein: vor mir brauchen Sie sich nicht zu scheuen; ich war zwei Jahre in einer Diakonissenanstalt und habe dort gewiß Schlimmeres gesehen als Ihr Gesicht."

„O nein, das gewiß nicht; ich sehe gar nicht wie ein Mensch aus, viel eher wie ein Vogel," sagte Johanna, die sich immer noch nicht entschließen konnte, den Kopf zu erheben.

„Wenn das so ist, dann wäre es doch schlimm, wenn wir anderen das nicht sehen könnten, was für Sie ein tägliches und stündliches Kreuz sein muß; ich denke, daß Ihre Mitmenschen Ihnen helfen müssen, es zu tragen," erwiderte die Stimme ernst, „aber hier sehe nur ich allein Sie; bitte sehen Sie sich nur um, welch' hübsches Stübchen wir für uns ganz allein haben!"

Wie konnte Johanna länger widerstehen; es verlangte sie auch, der freundlichen Sprecherin in die Augen zu sehen, zögernd erhob sie den Kopf und blickte scheu in das Gesicht der hübschen jungen Frau; die ihr gegenüber saß.

„Nun, so schlimm, wie Sie es gemacht, ist es denn doch nicht," sagte diese lächelnd, „was müssen Sie aber schon erlebt haben, um so zu fürchten, gesehen zu werden."

Johanna sah, daß ihre freundliche Mitreisende ihren Plaid zwischen den beiden Netzstangen ausgespannt hatte und sie dadurch ganz abgetrennt von den anderen Mitreisenden, mit der Dame allein saß. Sie erzählte dieser nun von den vier Damen, die sich vor ihr geflüchtet hatten und ihr mißbilligendes Kopfschütteln und mitleidsvoller Blick sagte mehr als Worte es vermocht hätten.

„Wie kommt es nur, daß Sie ganz allein reisen?" fragte sie dann, „gerade Sie müßten eine Begleitung haben."

Johanna sagte, daß ihr ältester Bruder sie hierhergebracht und daß der zweite sie an einer bestimmten Station, die sie nannte, empfangen würde.

„Nun, das ist schön," sagte die junge Frau, „dann können wir bis dahin zusammenbleiben; wir reisen noch viel weiter; wir wollen dem Missionsfeste in Basel beiwohnen."

„Dem Missionsfeste in Basel!" rief Johanna aufleuchtenden Blickes, „welch' einer reichen, interessanten Zeit gehen Sie da entgegen.

Sie war selbst so heimisch in der Geschichte der Mission, daß sich ein weites Feld der gemeinsamen Interessen vor ihnen aufthat; ihre Seelen fanden ein Band der Gemeinschaft, das sie nah zu einander zog. Zwei Christen, die sich zum ersten Male treffen, wissen gegenseitig weit mehr von ihrer inneren Geschichte als zwei Weltmenschen, die sich täglich sehen. Ihre Seelen sind beide heimisch im Lande des Friedens; sie kennen beide die Ruhestätte des Herzens und die Quellen der Erquickung; sie blicken sich an und erkennen sich gegenseitig, haben einander lieb und vergessen einander nicht mehr, selbst wenn sie sich im Leben nie wieder begegnen.

Die Stunden schwanden dahin in herzlichem, eingehendem Gespräche und Johanna wehte aus den Worten der jungen Frau eine Heimatsluft an, die ihr wohl that. Es kommen Zeiten auch für die gläubige Seele, in denen der Erdenstaub der Sorge und des Kummers sie so sehr belastet, daß sie ihre Flügel nicht mehr zu erheben vermag, dann giebt es keine größere Wohlthat für sie, als wenn eine andere Glaubenshand sie wieder aufwärts leitet und sie sich froh bewußt wird der wahren Glaubenswelt, an die kein irdisches Leid heranreicht. Dieses erfuhr jetzt Johanna, und ihre wunde Seele war dankbar für den Balsam, der ihr hier so unerwarteter Weise geboten wurde.

Die Mittagsstation war da ehe sie es geglaubt. „Wir bleiben ruhig sitzen," sagte die junge Frau, „mein Mann wird uns das Essen hierher schicken."

„Sie sind mir wirklich von Gott gesandt," sagte Johanna innig, „was hätte ich jetzt angefangen ohne Sie, und das Gespräch mit Ihnen ist mir eine größere Wohlthat gewesen, als Sie es sich vorstellen können."

Die junge Frau sah sie mit Teilnahme an; doch sie fragte nichts; sie hatte wohl wahrgenommen, daß Johanna eben durch schwere Lebenserfahrungen gegangen sein mußte, es nahm sie das nicht Wunder; ein so ungewöhnliches Wesen konnte auch kein gewöhnliches Schicksal haben; doch fühlte sie sich nicht dazu berechtigt, in ihr Vertrauen einzudringen.

Im Weiterfahren zog sie eine Missionskarte aus ihrem Beutel und breitete sie vor sich auf ihren Knieen aus und ihr Gespräch wandte sich wieder der Mission und dem Baseler Feste zu.

„Wenn ich Sie so davon sprechen höre, dann erfaßt mich recht die Sehnsucht, auch einmal Derartiges zu sehen, worauf ich natürlich nicht hoffen kann," sagte Johanna.

„Und doch, wenn eine große Versammlung von Menschen gedacht werden kann, in der Sie sich ruhig bewegen könnten, so wäre es eine solche, reisen Sie mit uns!" schlug die junge Frau lächelnd vor.

„Das geht doch nicht," sagte Johanna kopfschüttelnd, „wenn sich dereinst ein Missionsverein in unserer Stadt bilden sollte, dann mache ich vielleicht Ähnliches mit."

„So wie in Basel kann es sich wohl nirgends wieder gestalten," meinte die junge Frau, „aber wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollten, würde es mir ein Vergnügen sein, Ihnen die Schriftchen und Tageblätter zu senden, welche Ihnen einen Begriff des Ganzen geben könnten."

Johanna dachte nach, welche Adresse hätte sie angeben können, sie, deren Zukunft so unsicher war."

„Es ist wohl das Beste, ich gebe Ihnen die Adresse des Vormundes meiner jüngeren Geschwister an, der auch mein Geschäftsführer ist, denn ich weiß nicht gewiß, wo ich mich in der nächsten Zeit aufhalten werde."

So knüpfte sich für Johanna ungesucht ein Verkehr an, der für sie noch in späteren Jahren von besonderem Werte sein sollte.

Sie näherten sich jetzt der Station, auf welcher Johanna aussteigen mußte, und während sie sich dazu bereit machte, fragte sie sich mit Bangen, was sie thun sollte, wenn Leo nicht da wäre. Doch diese Sorge war überflüssig; als der Zug hielt und sie herzlichen Abschied von ihrer Mitreisenden genommen hatte und sehr zaghaft ausgestiegen war, fühlte sie sich von Jennys Armen umschlungen und hörte Leos herzliche Begrüßung neben sich.

Nun war sie geborgen und ließ sich gern von Jenny zu deren geschlossenem Wagen führen, in welchem beide Platz nahmen, während Leo gegangen war, Johannas Koffer in Empfang zu nehmen.

30. Kapitel.

Johannas Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Zum erstenmale, seitdem Johanna ihr glückliches Leben in der Pfarre zu Weilbach hatte zusammenbrechen sehen, bewegte jetzt ein Gefühl wahrer Freude ihr Herz. Die reizende Art, wie Jenny ihr Entzücken, Johanna endlich bei sich haben zu können, zeigte, Leos brüderliche Herzlichkeit, thaten ihr unbeschreiblich wohl; sie fühlte, daß sich in dieser liebevollen Umgebung ihr Herz erholen würde und ließ ihre Augen mit zärtlich prüfenden Blicken von einem zum anderen wandern. Leo war ein stattlicher, schöner Mann geworden, wenn er auch nicht mehr das Bild des jugendfrischen Jünglings bot, wie bei seiner Verheiratung; nur war an die Stelle seiner früheren Sorglosigkeit ein fast strenger Ernst getreten und zwischen seinen Augenbrauen hatte sich eine Falte gebildet, die Johanna bisher nicht an ihm gekannt hatte.

Jenny sah nicht mehr so blühend aus wie früher, aber ihre schönen Augen schienen fast noch größer zu sein. Ihre ausgelassene Heiterkeit war einem frauenhafteren Wesen gewichen, doch ihr Lächeln hatte einen unbeschreiblichen Liebreiz und ihr Blick war so innig, fast bittend, daß sie womöglich noch anziehender erschien als in ihrer Mädchenzeit.

„Du darfst diesmal nicht wieder so bald fort," sagte sie zärtlich, „ich habe mich schon lange nicht so sehr gefreut, als heute über die Nachricht, daß du zu uns kommst."

„Jenny kam mir entgegengelaufen mit dem Telegramm in der Hand, als ich aus dem Walde kam," erzählte Leo,

„und wir ließen gleich anspannen, um noch zur Zeit zur Bahn zu kommen."

Dann wandte er sich an Jenny und fragte mit etwas ernstem Tone, wie man zu einem Kinde spricht, von dem man überzeugt ist, daß es seine Aufgabe nicht gelernt habe, ob das Zimmer für Johanna eingerichtet sei?

„Gewiß," sagte Jenny, „ich habe, noch ehe wir fortfuhren, einen Blumenstrauß hineingestellt."

„Daran habe ich nicht gezweifelt," entgegnete Leo etwas ungeduldig, „deswegen kann doch alles Nötige fehlen."

Jenny errötete und sagte ein wenig hastig: „Ich glaube nicht; ich habe versucht, es so nett als möglich zu machen."

„Nun, dann bist du ein gutes Kind gewesen," lobte sie Leo und klopfte liebkosend ihre Hand; sie bückte sich schnell und küßte die seinige, was er sich gefallen ließ wie ein Pascha.

Johanna blickte sie mit Erstaunen an; war das der Ton in dem diese beiden jetzt verkehrten? Sie mußte an das letzte Mal denken, wo sie sie zusammengesehen; welch' ein Zusammenklang war es da gewesen, selbst in allen kleinen Verkehrtheiten und Thorheiten. Freilich hatte schon damals Leo über Jennys immer wiederkehrende Kopflosigkeit gebrummt, aber wie vorübergehend und wie wenig fiel es ihm damals ein, sich zu überheben.

„Du trägst Trauer, liebe Jenny?" fragte Johanna, der es erst jetzt auffiel, daß ihre Schwägerin ganz schwarz gekleidet war.

„Ja," sagte Jenny, mit Thränen in den Augen, „meine liebe Mutter ist gestorben, sie war schon den ganzen Winter sehr leidend gewesen und vor sechs Wochen erhielt ich die Todesnachricht. Nun habe ich keinen Schutz in der Welt als Leo allein!"

Sie wandte ihm ihr Gesicht mit einem Blicke unendlicher Liebe zu. Leo fuhr fort, aus dem Fenster hinauszusehen, nahm aber, ohne zu sprechen, die Hand seiner Frau und behielt sie fest geschlossen zwischen seinen beiden, bis sie das Forsthaus erreicht hatten.

Diese kleinen Züge freuten Johanna; sie sah daraus, daß ihre gegenseitige Liebe nicht abgenommen hatte; sie waren ja noch so jung gewesen, als sie sich geheiratet; es war vielleicht ganz natürlich, daß ihr Verhältnis zu einander verschiedene Phasen durchzumachen hatte, zugleich mit der Entwickelung ihrer Charaktere; daher erlaubte sie sich noch kein vorschnelles Urteil und hoffte Zeit genug zu haben, sie näher beobachten zu können.

Das Haus, das sie jetzt bewohnten, trug nicht mehr den Stempel ausgesuchter Eleganz, wie die frühere Wohnung, doch war es auch weniger ungeordnet und sorglos gehalten als jene.

Leo hatte der Magd, welche ihnen die Thüre öffnete, befohlen, daß das Abendessen sogleich aufgetragen werden solle; das ganze Haus schien aber schon in tiefem Schlafe zu liegen. Jenny führte Johanna ins Wohnzimmer und zeigte ihr eine ganze Reihe allerliebster Bilder, die sie mit viel Talent und Geschmack von ihren Kindern entworfen hatte und sie vertieften sich beide darin; die eine im Anschauen, die andere im Erzählen, wie und bei welchen Gelegenheiten sie entstanden waren.

Leo war in sein Zimmer gegangen, doch währte es nicht lange, da vernahm man einen heftigen Wortwechsel vom Speisezimmer her, doch da die Thüre zum Flure geschlossen war, konnte man nur die Stimmen, nicht die Worte vernehmen. Plötzlich aber hörte man deutlich die zeternde Stimme der Köchin:

„Wo soll ich denn was hernehmen, um zu kochen,

wenn die gnädige Frau davon fährt mit den Schlüsseln in der Tasche? Wir haben alle zum Abendbrot nur Milch und Brot gehabt, auch nicht einen Messerstich Butter hat sie uns herausgelassen!"

„Immer die alte Geschichte!" rief Leo ungeduldig, und der Redestrom der Köchin begann von neuem.

Erschrocken war Jenny mit der Hand in ihre Tasche gefahren und hatte die Schlüssel hervorgezogen. „O Gott!" sagte sie bedrückt; dann flog sie der Thüre zu, eilte in den Flur und gleich danach erkannte Johanna an dem taubengleichen Girren ihrer Stimme, daß sie Leo um Verzeihung bat; dann rief sie der Köchin zu:

„Ach, liebe gute Trini, kommen Sie schnell und wir wollen sehen, wie wir den Schaden wieder gut machen können."

„Ja, dann heißt es immer liebe gute Trini," begann diese wieder, ohne die Stimme zu mäßigen, „dann muß der Schaden geschwind wieder gut gemacht werden; aber vorher denken die gnädige Frau nie daran; mit Bildermalen und Kinderspielen ist noch nie ein ordentlicher Hausstand besorgt worden; denn wenn — —" und die keifende Stimme verlor sich im Fortgehen.

Leo trat ins Zimmer und Johanna konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Welch' eine entsetzlich unverschämte Köchin habt ihr aber hier!"

„Sie werden hier alle so," erwiderte Leo, unmutig die Achseln zuckend, „Jenny versteht es nun einmal nicht, die Zügel fest in der Hand zu behalten; ehe sie das vermag, kann es gar nicht anders werden. Sie hat sich wohl schon gegen früher mehr zusammengenommen, sie muß es aber doch noch ganz anders lernen."

Johanna begann zu verstehen, wie es stand; aber Jenny that ihr dabei doch unendlich leid. Diese kam bald

wieder und setzte sich dicht zu Leo, lebhaft und heiterer plaudernd als vorher, nicht ohne eine gewisse nervöse Aufregung. Sie strich ihm die Locken aus der Stirn und machte ihn durch ihre Scherze lächeln; dennoch verließ ihn eine Art zurückhaltender Kälte gegen seine Frau nicht ganz.

Endlich war der Tisch gedeckt; Thee, kalter Braten, Pfannenkuchen und Salat bildete das Abendbrot; Leo hieß die Magd schlafen gehen; er wolle schon selbst die Lampen löschen.

Jenny legte vor, goß den Thee in die Tassen, holte auch Wein aus dem Schranke und ließ in heiterer Weise Johanna leben; auch Leo taute wieder auf und sie saßen recht gemütlich beisammen. Johanna erzählte von ihrem Empfange in Durau und der Ungezogenheit der dortigen Kinder; sie hatte diesmal Jenny noch nicht so lachen sehen, als bei diesem Berichte.

„Nein!" rief sie mit verzeihlichem Mutterstolze, „so unartig könnten unsere Kinder nicht sein, nicht wahr, Leo?"

Und jetzt endlich war ein Punkt da, in welchem sie ganz zusammenstimmten, die zärtliche, stolze Liebe für ihre Kinder, denen sie wirklich recht zu leben schienen; sie wurden nicht müde, kleine Züge von ihnen zu erzählen, Züge, die deutlich zeigten, daß, wenn auch manches im Hause nicht sein mochte, wie es sollte, das Gemütsleben hier ganz anders entwickelt ward als im wirtschaftlichen Durau, und Johanna begann zu hoffen, daß die Wolken, die hier drohten, leicht entfernt werden könnten, wo so viel warme Liebe zu finden war.

Nach vollendetem Abendbrote geleiteten beide sie in ihr Zimmer. Ja, wahrlich, Jenny hatte alles gethan, was sie gekonnt, um dieses hübsch zu machen. Ihre alten Ballkleider hatten herhalten müssen, um die Draperien für Fenster, Bett und Toilettentisch herzustellen und nun

bildete das Ganze ein reizendes Gemisch von weißer, rosa und blauer Gaze, woraus das Bett mit seinen reichverzierten Kissen und seiner Steppdecke von rosa Atlas gar einladend hervorsah. Leo und Johanna blieben mit einem Ausrufe der Bewunderung an der Thüre stehen; hellfarbig bezogene Möbel, die sich gut zu der Draperie ausnahmen, waren geschmackvoll im Zimmer aufgestellt, ein Schreibtisch mit allem Zubehör stand am Fenster und Bücher waren auf den Tischen und einer Etagere in der Ecke des Zimmers geordnet.

„Das sind ja die Möbel aus deinem Kabinette!" sagte Leo.

„Ich benutze es so selten und ich wollte es hier recht hübsch haben," erwiderte Jenny wie entschuldigend.

„Ich kann dich versichern, in einem so reizenden Zimmer habe ich noch nie gewohnt!" rief Johanna, ganz gerührt von dieser ausgesucht freundlichen Aufnahme.

„Ich wollte dich nicht oben wohnen lassen; hier bist du uns näher," sagte Jenny, „und dann denke ich, ist es auch für dich bequemer. Hier gelangst du gleich in unser Badezimmer" — dabei öffnete sie eine Thür und deutete auf einen kleinen Gang —, „wir haben eine immerfließende Wasserleitung in der Küche und Leo hat es so praktisch einrichten lassen, daß wir jederzeit ein Bad haben können, so lange das Feuer auf dem Herde brennt."

„Deine Frau ist ein Juwel!" sagte Johanna zu Leo, ganz bezaubert von so viel liebenswürdiger Rücksicht; er lächelte erfreut und streichelte großmütig Jennys Scheitel; sie aber schlang ihren Arm um Johannas Hals und sagte liebkosend: „Lieber Sperber!" Dann wünschten sie ihr gute Nacht und ließen sie allein.

Als sich Johanna allein sah, setzte sie sich auf einen der bequemen Stühle, die hier umherstanden und überließ

sich ihren Gedanken. Ihr Herz war erquickt von den vielen lieben und anregenden Eindrücken des Tages und sie sagte sich, daß das Leben ihr doch noch immer viel zu bieten hatte und wie schwer sie auch die Lostrennung von dem ihr so teuern Wirkungskreise fühlte, wie sehr sie die Zerrissenheit ihres Herzens empfand, die sie umsonst sich nicht eingestehen wollte, so war die dumpfe Betäubung, die gestern noch ihre einzige Zuflucht gewesen, heute von ihr gewichen; sie begann wieder zu hoffen, nicht auf Glück, aber auf Stille, Ruhe und Friede.

Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Leise sagte sie diese Strophen vor sich hin; dann griff sie zu einer Bibel, die Jenny ihr hingelegt hatte und vertiefte sich in das hoheprieſterliche Gebet.

Es war schon sehr spät, als sie das Buch aus der Hand legte und sich anschickte, zur Ruhe zu gehen; sie konnte nicht umhin, sie mußte lächeln, als sie den schön gearbeiteten Waschtisch aufschlug und gewahr wurde, daß das Waschgerät darin vergessen worden; charakteristisch für Jenny, die sich mit der Ausschmückung ihres Zimmers so viele Mühe gegeben hatte. Sie ging in das Badezimmer hinüber, wo sie alles fand, was sie bedurfte, und legte sich dann nieder, um nach so vielen unruhigen Nächten sich einmal eines sanften und ungestörten Schlummers zu erfreuen. Nicht gerade sehr früh am nächsten Morgen kam Jenny, um Johanna zum Kaffee abzuholen.

„Fürchte dich nicht vor meinen Leuten," bat sie; „ich habe ihnen allen ein hübsches Geschenk versprochen, wenn sie sich gut gegen dich betragen und sie haben es mir zugesagt."

Sie nahm Johannas Arm und geleitete sie ins Speisezimmer, dessen offenstehende Glasthüre in den Garten führte. Zwei wunderschöne Knaben spielten vor derselben im Sande; sie sprangen auf, als sie die Mutter sahen und liefen auf sie zu. Auf ihr Geheiß reichten sie Johanna bereitwillig die Hand, sie erstaunt, aber nicht erschrocken anblickend, wandten sich aber dann wieder der Mutter zu mit der Frage, ob sie jetzt ihr Gebet sagen dürften. Jenny setzte sich und faltete die Hände; die Bübchen knieten bei ihr nieder, legten die gefalteten Händchen auf ihre Kniee und sprachen gemeinschaftlich ihr Gebet; dann segnete die Mutter sie, ihnen die Hände aufs Haupt legend, küßte sie und fröhlich sprangen die Kleinen wieder hinaus.

„Ich halte es mit ihnen, wie es meine Mutter mit mir gethan; es ist eigentlich eine englische Sitte; ich weiß nicht, ob es dir gefällt," sagte Jenny, die zu zweifeln schien, ob sie jemals etwas recht mache.

„Ich wollte, Liebste, jede Mutter thäte es so wie du!" rief Johanna ganz erfüllt von dieser reizenden kleinen Scene.

„Und dann," sagte Jenny, leicht errötend, „ich denke immer, der Segen der Mutter bleibt wie ein Schutz über ihnen für den ganzen Tag; in der Schrift sind manche Worte, die dem Segen der Mutter große Kraft geben."

„Sei überzeugt, liebste Jenny, du kannst sie keinen besseren Weg führen!" erwiderte Johanna, der die Tiefen dieses lieblichen Gemütes immer mehr aufgingen.

„Aber wo bleibt Leo?" rief Jenny und lief hinaus, um ihn zu holen; bald sah man sie Arm in Arm zurückkommen, Jenny mit demütig bekümmertem Gesichte, Leo zu ihr in seiner etwas großartigen Weise von oben herab sprechend. Johanna vernahm, daß das Hafermehl für die Hunde aufgebraucht worden und Jenny nichts davon gesagt hatte. Es wollte ihr scheinen, als wenn das ganze Haus

alle und jede Nachlässigkeit, die vorkam, auf Jennys arme Schultern warf und da sie nie dagegen rebellierte und alles geduldig hinnahm, daß selbst Leo den Maßstab dafür, was er berechtigt war, von ihr zu verlangen und was außerhalb ihres Bereiches liegen mußte, verloren hatte.

Dennoch fand Jenny ihr Lächeln gleich wieder, sobald Leo schwieg und bald saßen sie heiter um den Kaffeetisch vereint.

Die Bübchen hatten sich ein Butterbrod geben lassen und liefen wieder hinaus; ihre Milch hatten sie schon ganz früh getrunken. Als das Frühstück zu Ende war, kam der Augenblick, wo sich das Gespräch auf Weilbach wandte und Johanna den Geschwistern alles ohne Rückhalt mitteilen konnte.

Eine wärmere Teilnahme, als sie hier fand, konnte ihr nicht werden; wie gut verstanden diese warmherzigen Menschen die ganze Sache, wie lebhaft fühlten sie den Kampf nach, der in Johannas Herzen vorgegangen war und mit welchem Mitempfinden sprachen sie von Meder. Leo sagte mit großem Ernste:

„Du hast sehr, sehr richtig gehandelt, wenn ich auch nicht glaube, daß seine Liebe zu dir mit der Zeit abgenommen hätte; eine normale Situation konnte es nie werden; eine Frau kann kein so verborgenes Leben führen als eine Jungfrau, und dem Hause wirklich vorstehen hättest du nie gekonnt; das hätte aber sehr viel Schweres mit sich gebracht; ich bewundere nur deine Festigkeit und Charakterstärke, daß du zu widerstehen vermocht."

„Ach lieber Leo; da ist nichts zu bewundern; ich war elend und schwach genug dabei," sagte Johanna, die sehr weit davon entfernt war, sich als Heldin zu fühlen.

„Es wäre zu wünschen, daß jeder gleich dir das zu thun vermöchte, was er als das Richtige erkannt hat,"

fuhr Leo fort, „daß es einem schwer ankömmt, mindert nicht den Wert der That; du bleibst auch jetzt noch fest und denkst nicht, deinen Sinn zu ändern?“

Johanna verneinte, doch Jenny konnte sich lange nicht darein finden, daß, wenn zwei sich so aufrichtig liebten und zu einander paßten, sie dennoch entsagen müßten, und sann hin und her, ob es denn doch nicht möglich wäre, daß sie ein Paar würden.

„Und jetzt bist du heimatlos, du Arme!“ sagte Leo gedankenvoll. „Wie gern würde ich dich bitten, bei uns zu bleiben, wenn es nur Jenny verstände, ihre Leute in Ordnung zu halten, aber so wie es ist, fürchte ich, wirst du zu viel Unannehmlichkeiten erleben.“

Jenny errötete stark und Johanna mußte an Woldemar denken, der mit wenig Worten seine Leute in Schranken zu weisen gewußt: doch beeilte sie sich zu sagen:

„Euer Haus wäre für mich auf die Dauer zu belebt; so sehr mich dieser Besuch bei euch erquickt und aufgerichtet hat, lange könnte ich doch nicht weilen. Wäre es mir möglich, Jenny helfend zur Seite zu stehen, das wäre etwas anderes; aber daran ist ja doch nicht zu denken.“

„Du solltest mit Kern Rücksprache nehmen,“ fuhr Leo fort, „vielleicht könntest du die oberen Zimmer in deinem Hause beziehen, die Lisbeth mußt du wieder zu dir nehmen; die kannst du nicht entbehren und geht es nicht anders, so nimmst du die jüngsten Meder'schen Kinder auch zu dir; das wäre für dich noch eine Zerstreuung und Erheiterung.“

„Das ist ein guter Vorschlag,“ rief Johanna erfreut, „doch weiß ich nicht, ob ich ihn gleich ausführen kann; ich glaube, das ganze Haus ist vermietet; aber zu Kern will ich fahren; und diesen Gedanken mit ihm erwägen, sein Rat ist mir immer wertvoll, er wird das Beste treffen.“

Leos Pferd ward gesattelt vorgeführt; er mußte ausreiten; die Damen setzten sich ins Wohnzimmer und Jenny, die jetzt sehr ernst geworden war, sagte nach einer Weile:

„Was du erlebt hast, ist wohl so schrecklich traurig, daß ich mich noch gar nicht darein finden kann; allein wenn ich recht nachdenke, so muß ich doch zugeben, daß du ganz recht gethan hast, wenn du nicht auf etwas eingegangen bist, was du nicht durchzuführen vermagst, besonders da du es so gut voraussehen konntest. Die jungen Mädchen haben, wenn sie heiraten, noch keine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht, ich finde, sie müßten ganz anders darauf vorbereitet werden."

„Eine wirkliche Vorbereitung auf ihren Frauenberuf ist nicht leicht; ganz verschieden sind die Anforderungen, die gestellt werden und die beste Erziehung war doch immer das Leben und die Ehe selbst."

„Aber die Ehe verlangt, daß wir schon sehr viel Kenntnisse mitbringen und diese werden uns in einer Erziehung wie ich sie erhalten, nicht gegeben," meinte Jenny weiter.

„Du hast sehr jung geheiratet; deine Mutter lebte in einer Pension, wo solltest du diese Kenntnisse dir aneignen? aber wie viel hast du schon in diesen Jahren gelernt; dieses Haus sieht doch schon ganz anders aus als das frühere und so wirst du es immer besser lernen durch die Praxis allein."

„Ich glaube es nicht," sagte Jenny ziemlich hoffnungslos. „Sieh, früher hieß es immer: ‚wir verstehen es nicht;' jetzt aber heißt es nur: ‚du verstehst es nicht'. Leo hat es gelernt aber ich nicht, und ich werde es auch niemals lernen, sagt Malwine. Sie sagt auch: ‚das wird das Unglück des Hauses sein'. Es ist aber nun einmal so;

ich kann nichts dagegen thun; es kommt mir nun einmal nicht in den Sinn, woran ich denken sollte und dann ist Leo böse und ich so sehr traurig. Das Einzige, was ich verstehe, ist, ihn zu erheitern, wenn er bei mir ist; darum lache ich und zeige mich immer heiter vor ihm; wenn er fort ist, bin ich immer traurig. Ich glaube, es ist nicht recht so viel traurig zu sein; in der Schrift heißt es: ‚seid alle Zeit fröhlich'; aber das kann ich gar nicht mehr sein. Ich besitze ja wohl alles, was einen Menschen glücklich machen kann und es ist gewiß sehr unrecht, daß ich nicht glücklich bin; aber sieh, wenn es alle, alle im Hause jeden Tag sagen, daß man an nichts denkt und nichts versteht, dann kann man gar nicht glücklich sein. Ich glaube, Leo hätte eine andere Frau haben müssen; findest du nicht, daß er jetzt ganz anders gegen mich ist als früher?"

Johanna hatte es wohl gefunden, doch wollte sie es nicht sagen; sie fühlte das tiefste Mitleid mit diesem armen sanften Wesen, das kein Wort des Tadels für andere hatte und so tapfer seinen Kummer im eigenen Herzen zu bergen verstand. Sie suchte Jenny zu überzeugen, daß Leo im Herzen gewiß derselbe für sie sei wie früher, und wünschte ihren Mut dadurch zu heben. Die Schwägerin hörte ihr zu mit weit geöffneten Augen, antwortete aber nichts; nach einer Weile sagte sie:

„Wie wohl thut es doch, wenn man jemandem alles sagen kann, was man denkt; das Herz wird einem dabei weit leichter und man beginnt wieder zu hoffen. Ach, wenn du bei uns bleiben könntest; daran bin ich nun wieder schuld, daß es nicht geht!"

Johanna versicherte ihr, daß das nicht der Fall sei und suchte ihre Gedanken auf heitere Dinge zu lenken. Sie nahm so lebhaften Anteil an Jennys Kummer, daß

ihr eigener darüber in den Hintergrund trat. Endlich fiel es ihr ein, sie zu fragen, ob sie schon ihr Haus besorgt und das Mittagessen bestellt habe? Ach nein, das hatte sie wieder ganz vergessen; sie nahm ihre Schlüssel und eilte hinaus. Johanna schüttelte ernst den Kopf; ja es war zu begreifen, daß Leo ernste Seiten aufzog, aber dennoch mußte Jenny von ihrer Seelenpein gerettet werden; es war weit besser, wenn sie unpraktisch und unpünktlich blieb, als daß ihr liebevolles Herz erkrankte und das Haus dadurch seinen Sonnenschein verlor.

Johanna ging hinaus zu den spielenden Knaben und setzte sich auf die Stufen, die in den Garten führten. Das Zwillingspärchen trat zu ihr heran, überzeugt, die Pflicht der Unterhaltung zu haben, wenn die Eltern nicht da waren.

„Wann hast du dir dein Gesicht zerschlagen?" fragte der Eine und Johanna nahm die Gelegenheit wahr, es ihnen klar zu machen, wie man nicht auf Steintreppen umherspringen und einander stoßen dürfe.

„Thut es dir noch weh?" fragte der andere und tippte vorsichtig mit dem Finger auf die tiefliegende Seite der Stirn. Es wurde Johanna nicht schwer, sie auf andere Gedanken zu bringen; kam es nun daher, daß sie so gut erzogen oder so gut geartet waren: jedenfalls waren es reizende Kinder, die zutraulich und unbefangen von ihren Spielen, von Hunden und Pferden plauderten, auch von ihren Spaziergängen in den Wald mit der Mutter, so daß Johanna deutlich erkennen konnte, wie Jennys liebliches Wesen die Kinder mehr beeinflußte, als die Moralpredigten anderer Mütter. Sie hätte sich wohl noch lange mit ihnen unterhalten, wenn nicht ein plötzlicher Ausruf von Jenny ihre Aufmerksamkeit abgelenkt hätte.

„O sieh nur dies entzückende Kind," rief sie und deutete auf ihr jüngstes, anderthalbjähriges Töchterchen,

welches, froh der Wärterin entlaufen zu sein, sich bemühte, über die Schwelle zu kommen, indem es sich am Thürpfosten festhielt. Das Füßchen, das die Kleine auf die Schwelle setzte, war bloß, vom anderen der Strumpf herabgesunken, der obere Knopf, der das lose Kleidchen festhalten sollte, war entweder abgesprungen oder aufgegangen, das Kind mit dem einen Ärmchen herausgeschlüpft, so nur halb bekleidet, das lachende Gesichtchen zur Mutter erhoben und die weißen Zähnchen zeigend, das Köpfchen von dichten goldenen Löckchen bedeckt, bot die Kleine ein reizendes Bild, das Jennys Entzücken wohl rechtfertigte. Jetzt kam ein vierjähriges Mägdlein, kaum weniger hübsch, doch mit dem Ausdrucke großer Geschäftigkeit herbeigelaufen und wollte das Schwesterchen zurückholen.

„Ach Ellen, Liebling, halte Sissi noch etwas auf der Schwelle fest; Mama will sie schnell zeichnen," und schon hatte Jenny ihr Zeichenbrett und einen Bleistift ergriffen und entwarf mit schnellen Strichen die Skizze. Es war merkwürdig, wie Ellen es verstand, die Kleine auf der Schwelle festzuhalten, sie spielend zu zerstreuen, während Jenny durch scherzende Zurufe die Kleine wiederholt bewog, ihr lachendes Gesicht ihr wieder zuzuwenden. Die Knaben kamen herein und stellten sich auf beiden Seiten neben die Mutter, der Zeichnung zuzusehen. Dies war lebendige Poesie; Jenny und ihre Kinder waren wie ein Gedicht. Die Knaben folgten aufmerksam dem Stift der Mutter, und jubelten als das Gesicht des Schwesterchens hervortrat und nach etwa zehn Minuten sagte Jenny: „So, Liebling; jetzt kannst du Sissi wegführen."

„Das ist gut," sagte die kleine Ellen, des Schwesterchens bloßes Füßchen in ihre Hand nehmend, „Sissis Fuß ist ganz kalt geworden."

„Sie kommt gleich in ein warmes Bad, da wird es

ihr nichts schaden", erwiderte Jenny ruhig und zeichnete weiter; Ellen aber steckte sehr geschickt das bloße Ärmchen wieder in den Ärmel zurück, schloß das Kleidchen und sagte dann: „Jetzt wollen wir einmal sehen, wer zuerst ankommt!" und das vor Freude jauchzende Schwesterchen an der Hand, lief sie mit ihm davon.

„Dies wird die Vernunft der Familie werden," sagte sich Johanna. „Ellen wird einst die Stütze der Mutter sein; aber leider ist sie noch so klein; bis sie zu Jahren kommt, muß eine andere Stütze für sie beschafft werden."

Jenny zeichnete so eifrig fort, daß sie gar nicht bemerkte, wie die Magd den Tisch deckte und die Zeit gekommen war, daß sie selbst die letzte ordnende Hand daran lege. Johanna stand auf, nahm die Schlüssel, ging ans Büffet und stellte alle nötigen Sachen auf den Tisch. Zuletzt füllte sie eine Schüssel voll herrlicher Walderdbeeren in eine hohe Krystallschale, die zu diesem Zwecke auf den Nebentisch gestellt schien und setzte sie dann in die Mitte des Tisches. „Ist nun alles da, was nötig ist?" fragte sie jetzt Jenny. Diese blickte erschrocken auf und stellte hastig ihr Zeichenbrett bei Seite.

„O wie gut du bist, du hast schon alles besorgt," rief sie, den Tisch überblickend, „nur etwas fehlt noch!" Sie lief in den Garten, kam aber bald zurück, die Hände voll junger Hopfenranken, Primeln und Aurikeln und ordnete erstere so, daß sie die Erdbeeren mit ihren Blättern umgaben, die Spitzen aber lang herabhängen ließen; die Blumen kamen auf den Untersatz um den Fuß der Vase. Jetzt sah es freilich ganz anders, hübsch und festlich aus; ja, wo Jenny ihre Hand anlegte, da ward es hübsch, wenn auch nicht immer praktisch.

Leo kam zurückgeritten; die Buben sprangen ihm entgegen und hingen sich an seine Arme; er beugte sich herab

und sprach heiter mit ihnen, und da war es wieder der liebe, sorglose Ausdruck, der sein Jünglingsgesicht einst verschönt und der den ernsten Zügen des Mannes einen so großen Zauber verlieh; warum ließ er ihn nur vor den Augen seiner Frau verschwinden und quälte sie mit dieser angenommenen Miene der Überlegenheit! Sie traten alle drei ins Zimmer; die beiden Knaben aßen mit bei Tische; Jenny hielt das Zeichenbrett empor: „Willst du sehen, wie Sissi über die Schwelle geht?“ rief sie Leo zu.

Dieser ließ zuerst seinen Blick über den Tisch schweifen: „Wie hast du denn das angefangen zu zeichnen und doch dabei alles zu besorgen?“ fragte er.

„Johanna hat mir geholfen“ sagte Jenny errötend; Leo lachte, nahm das Zeichenbrett aus ihrer Hand und betrachtete das wirklich reizende Bildchen; er fand es sprechend ähnlich, bewunderte das Talent seiner Frau; die Falte zwischen den Augenbrauen war ganz verschwunden und auch Jenny sah glücklich aus; man setzte sich sehr heiter zu Tische, und als die Erdbeeren an die Reihe kamen, holte Jenny ihre kleinen Mädchen. Ellen kletterte sogleich auf des Vaters Schooß, bekam einen Löffel und aß mit von seinem Teller, stets auf gerechte Teilung haltend, was viel Anlaß zu Scherz und Neckereien gab, während Sissi auf der Mutter Knieen tanzte und jauchzte und sich wie ein Vögelchen füttern ließ. Johanna, welche Menschenschönheit so sehr zu schätzen wußte, weidete ihre Blicke an dieser lieblichen Gruppe von Eltern und Kindern, so daß sie es förmlich bedauerte, als man den Tisch verließ und sich trennte.

Heiter und angenehm verging der Nachmittag; sie waren beide so bemüht, Johanna zu zerstreuen, daß sich diese auch ihrerseits Mühe gab, sich zerstreuen zu lassen und heiter mit den Kleinen scherzte.

Doch als Johanna Jenny leise und bei Zeiten erinnert hatte, für das Abendbrot zu sorgen und sie nun mit Leo allein war, benutzte sie den Augenblick, ihn zu fragen, ob er wisse, daß Jenny ein ganz anderes Wesen habe, wenn er das Haus verließe und daß ihre Fröhlichkeit nur eine angenommene sei, um ihn zu erheitern? Leo zuckte zusammen; nein, das habe er nicht gewußt; er habe geglaubt, daß sie nichts ernst zu nehmen vermöge und habe daher ernstere Seiten gegen sie aufgezogen. Es sei ja ganz notwendig, daß sie vernünftiger und überlegter würde; sie verbrauche Unsummen im Haushalte; er wolle ihr nicht feste Schranken setzen, da es ja ihr eigenes Geld sei, dennoch müßten sie an die Zukunft denken; sie hätten schon vier Kinder und er habe keinen Beruf, in dem man Schätze sammeln könne, wie es ihr Vater gethan und auch Woldemar, der jedes Jahr zurücklege.

„Es ist aber doch unbegreiflich, wie Jenny so viel verbrauchen kann," meinte Johanna, „sie ist weder putz- noch vergnügungssüchtig, wie sehr viele andere junge Frauen; auch hängt sie keinen kostspieligen Spielereien nach."

„Das ist eben die Sache," rief Leo. „sie läßt sich bestehlen und merkt es gar nicht; nun habe ich sie freilich dazu gebracht, daß sie alles unter Verschluß hält; aber das ganze Haus leidet darunter und das ist der Grund, warum ich sie strenger zu ihrer Pflicht anzuhalten suche, doch habe ich nicht geglaubt, daß meine Vermahnungen ihr einen Eindruck zurückließen."

„Ach, da warst du sehr im Irrtume," sagte Johanna, „die arme Kleine verzehrt sich in ihrem Kummer: sie verbirgt ihn nur vor dir, um dich nicht zu betrüben."

„Es war mir unerträglich anzuhören und anzusehen, wie Malwine und Woldemar auf Jenny herabsehen; diese Malwine besonders, die es versteht, jeden Fehlgriff, jede

Vergeßlichkeit meiner Frau hervorzuheben, als wenn meine Jenny an ihrem kleinen Finger nicht mehr wert wäre als an ihr selbst die ganze Person; ich wollte, daß Jenny ihr zeigen möchte, daß sie auch im Praktischen ihr überlegen sei; ich mag darin zu weit gegangen sein, daß sie sich darüber betrübt, habe ich nicht gewußt."

Johanna teilte ihm nun den Inhalt ihres Gespräches vom Vormittage mit; Leo ward dadurch sehr erregt; er ging im Zimmer auf und ab, und als Jenny wieder eintrat, ging er auf sie zu, faßte ihre Hände und sich auf den nächsten Stuhl setzend, zog er sie auf seine beiden Kniee.

„Ist es wahr, meine Jenny, daß du nicht mehr glücklich bist?" fragte er sie eindringlich; sie aber barg statt aller Antwort ihr Gesicht an seinem Halse und schluchzte zum herzbrechen; auch Johanna mußte weinen, und Leo schloß, ohne zu sprechen, sein Weib nur fester in die Arme.

„Liebst du mich denn noch?" kam es endlich von Jennys zuckenden Lippen, und Leo schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, indem er ausrief: „Welch ein Bär muß ich gewesen sein, daß ich dich daran habe zweifeln gemacht. Dich nicht lieben!? Mein Weib, mein Glück, mein alles!" Johanna verließ still das Zimmer; die Worte, die nun folgen mußten, waren zu heilig, um selbst von ihr, die doch ein so tiefes Verständnis für diese beiden hatte, vernommen zu werden. Als nach mehr als einer Stunde Jenny kam, um sie zu holen, sah deren liebliche Erscheinung aus, wie mit Sonnenschein übergossen. „Das danke ich dir, Liebste," rief sie, Johanna umarmend, „ich wußte es ja, daß mir von dir Gutes kommen würde; o wie bin ich froh, wie bin ich dankbar, daß du gekommen bist!"

Auch Johanna war froh und dankbar dafür, daß ihre Vermittelung zum besten ausgeschlagen war, was bei Vermittelungen so selten geschieht und erwiderte Leos

warmen Händedruck, als sie in das Wohnzimmer trat, von ganzem Herzen.

Wie lieblich war nun der Abend, der jetzt folgte; wie stimmten sie wieder so ganz zusammen; wie natürlich war jetzt Jennys liebliche Heiterkeit, so frei von jeder nervösen Erregtheit; doch sichtlich getragen von dem neugeschenkten Glücksgefühle, daß sie erfüllte.

Johanna erzählte ihnen von Woldemars Vorschlag und seiner peinlichen Lage.

„Ach Leo!" rief Jenny, darf ich ihm nicht helfen?"

Was hätte er ihr heute abschlagen können! „Thue es, mein Kind; du bist ja reich," sagte er lächelnd.

Jenny eilte an den Schreibtisch: nach fünf Minuten reichte sie Johanna ein Briefchen mit der Frage hin: „Wird das genügen?" Johanna las:

Lieber Schwager!

Durch Johanna höre ich, daß Sie sich ein Gut kaufen möchten und daß Ihnen noch einiges Geld dazu fehlt; ich habe von meiner lieben Mutter sehr viel Geld geerbt; ich bitte Sie, nehmen Sie davon soviel Sie brauchen, dadurch würden Sie sehr erfreuen

Ihre Schwägerin Jenny.

Johanna konnte nicht anders: sie mußte lachen. Sie reichte Leo den Brief.

„Und diesem Paradiesvögelein wollt ihr die Flügel stutzen damit es lerne im Sande scharren, wie das häusliche Huhn; wäre das nicht schade?" sagte sie, Jenny zärtlich die Wangen streichelnd. Leo aber sagte, indem er den Brief einsteckte: „Diesen Brief bewahre ich mir zum Andenken auf; ich werde selbst an Woldemar schreiben und ihm in deinem Namen das Anerbieten machen. Diese Zeilen wird er nie verstehen."

31. Kapitel.

Wieder im Jagdschlößchen.

Noch einige ruhige Tage verlebte Johanna im Hause ihrer Geschwister; dann erschien Jenny eines Morgens hocherrötend und in großer Ratlosigkeit und gestand, daß ihr sämtliche Dienstboten gekündigt, wenn Johanna noch länger im Hause bliebe. Sie ahnte, daß diese Rebellion nicht nur ihrem Gesichte gälte, sondern auch dem Umstande, daß Leo jetzt so sehr viel mehr von den Dienstboten forderte als bisher, und darin fühlte sich Johanna nicht frei von Schuld; denn sie hatte mit ganz bestimmter Absicht Leo dazu angeregt, um Jenny mehr zu entlasten. Dieses Bewußtsein drückte sie aber nicht; sie hoffte mit Zuversicht, daß Leo auf dem eingeschlagenen Wege beharren würde; darum sagte sie auch jetzt nur lächelnd:

„Nun, es ist gut, daß ich schon im Sinne hatte, euch morgen zu verlassen; ich habe mich an eurer Liebe erholt und gekräftigt und gehe anders von hier fort als ich gekommen bin. Jetzt verlangt es mich mit Kern Rücksprache zu nehmen und meine ferneren Beschlüsse über mein künftiges Leben festzustellen. Vielleicht kann ich dir auch aus der Entfernung mehr nützen als hier; es gelingt mir wohl mit Kerns Hilfe, eine Persönlichkeit aufzufinden, die hierher paßt."

„Aber ich lasse dich nicht allein reisen", rief Jenny, „ich begleite dich und sorge so gut für dich, wie es die liebe, junge Frau gethan, von der du erzähltest; ich richte dann auch ein nettes kleines Stübchen für uns her und wir haben dann noch eine hübsche gemeinsame Fahrt vor uns."

Johanna war der Abschied von diesem lieben Hause recht schwer; hier hatte sie an allen geheimsten Interessen

seiner Bewohner teilnehmen dürfen und sie ahnte es, daß fern von hier, wo Herz und Gedanken so viel Beschäftigung fanden, ihr eigener Kampf mit dem Leben in ganz anderer Weise wieder an sie herantreten würde.

Jenny hielt Wort und geleitete sie in die Stadt; sie hatten eine hübsche Fahrt zusammen und wurden von Kern, dem Leo telegraphiert hatte, am Bahnhofe empfangen. Länger als einen Tag ließ sich Jenny aber nicht halten; sie hatte fern von Mann und Kindern keine rechte Ruhe, und auch für Johanna war die Stadt kein Ort, der zu längerem Verweilen auffordern konnte.

Es fand sich, daß Leos Vorschlag sich nicht sogleich ausführen ließ; sowohl die oberen als die unteren Räume ihres Hauses waren vermietet; ratlos fragte sie sich, wo sie nun bleiben solle.

„Gehen Sie doch zu Ritters," sagte Kern, „dort würden sie mit offenen Armen empfangen werden. Die Nähe von Weilbach darf Sie nicht hindern; hofft Meder noch immer Sie zu einem anderen Entschlusse zu bringen, dann sind Sie ihm hier geradeso erreichbar als dort, und in solchem Falle könnte ihnen die Gegenwart seiner Schwiegereltern von großem Werte sein."

„Von Herzen wünschte ich, daß ein solcher Fall nicht einträte," sagte Johanna mit einem Seufzer, „nicht wahr, auch Sie stimmen mir bei, daß ich fest bleiben muß?"

„Wer ein schweres Kreuz zu tragen hat, der denke nicht daran, sein Leben mit dem eines Anderen zu verbinden," sagte Kern langsam und mit Nachdruck, „der so allgemein als richtig anerkannnte Satz vom geteilten Leide hat seine sehr fragwürdige Seite; wir können unser Leid dadurch auch verdoppeln, ja ihm erst den rechten Stachel geben, wogegen ein stilles Ausharren in Geduld und im Gehorsame des

Glaubens uns oft zu einem schöneren Ziele führt, als wir es vorher geahnt."

Johanna mußte ihm in allen Stücken beistimmen; ihr Herz zog sie schon lange nach dem Jagdschlößchen; aber sie hatte seiner Sprache mißtraut und eben aus diesem Grunde einem solchen Gedanken nicht Raum gegeben; sie fürchtete, sich selbst zu betrügen und nicht der Stimme der Vernunft, sondern dem Zuge ihres schwachen Herzens zu folgen, welches sie nur zu gern in die Nähe des Mannes führen wollte, bei dem ihre Gedanken nun einmal weilten, sie mochte wollen oder nicht.

Noch hatte sie keinen Brief von ihm erhalten und wußte nicht, ob er in seinem Herzen zur Ruhe und Ergebung gekommen. Was hätte sie nicht darum gegeben, zu wissen, wie es um ihn stand; darum war es ihr sehr willkommen, daß auch Kern sie auf das Jagdschlößchen verwies, so schwankte sie denn nicht länger in ihrem Entschlusse und traf ihre Vorbereitungen zur Fahrt. — Im Grunde blieb ihr ja auch keine andere Wahl; bei keinem ihrer verheirateten Geschwister konnte sie bleiben; auch zu ihrer Mutter konnte sie nicht; es blieb ihr ja nichts anderes übrig. Dieses wiederholte sie sich stets aufs neue, um sich Mut zu machen, als sie jetzt nach so viel Jahren zum ersten Male wieder denselben Weg zurücklegte, den sie einst mit ach wie anderen Gefühlen an Fridas Seite kennen gelernt hatte. Je näher sie aber dem Jagdschlößchen kam, um so bedrückter ward ihr Herz; wußten sie es dort schon oder mußte sie es ihnen erst mitteilen? Und wie sollte sie es sagen; ihre Gedanken verwirrten sich und ihre Aufregung ward immer größer.

Sie fand Frau Hedwig im Erker, von Kissen unterstützt in ihrem Lehnstuhle sitzen, sie konnte denselben ohne Hilfe nicht mehr verlassen. In den letzten Jahren seit Fridas Tode hatte sie sehr gealtert; obgleich geistig

noch voll Regsamkeit, waren ihre Körperkräfte doch sehr gesunken. Adelgunde saß bei ihr; sie hatte ihr vorgelesen, wobei sie stets zu stricken pflegte. Der Oberförster, der Johannas Ankunft gesehen, folgte ihr auf dem Fuße ins Wohnzimmer. Wie eine Tochter ward sie empfangen und begrüßt; doch als nun die besorgten und gespannten Fragen kamen, warum sie Weilbach verlassen, warum sie nicht mehr dahin zurückkehren wolle, da brach ihre Festigkeit zusammen und weinend, ja schluchzend schüttete sie vor ihnen ihr ganzes Leid aus.

Aber wie verschieden war die Wirkung dieser Bekenntnisse auf diese drei: Während Frau Hedwig Johannas Hand in der ihren behielt und leise, wie tröstend streichelte, wiederholte sie immer wieder in den Pausen: „Dich trifft keine Schuld, Johanna, wir hätten das voraussehen sollen; wir dachten zu sehr an das verödete Haus; wir haben dich geopfert, unseren Jahren kam es zu, richtig zu urteilen, alles vorauszusehen!"

Adelgunde dagegen strickte mit Energie und einem gewissen Ingrimme weiter und murmelte nur zwischen den Zähnen: „Verrückter Mensch, dieser Meder! alles war so gut; nun hat er es verdorben! wenn er nicht allein bleiben kann, warum nimmt er nicht eine andere? Ihr so etwas zuzumuten; sie kann doch keine Pfarrfrau abgeben! ganz verkehrter Mensch!"

Keiner achtete auf ihr Gemurmel; sie stand endlich auf, nahm ihren Korb und verließ festen Schrittes das Zimmer.

Der Oberförster hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt zugehört; so saß er noch da, als Adelgunde fortging und in dieser Stellung verharrte er, bis Johanna erschöpft von dem Ausbruche ihres Schmerzes sich in den Sessel zurücklehnte und schwieg;

dann stand er auf, trat vor sie hin und sagte im Tone herzlicher Bitte:

„Sagen Sie mir nur, liebe Johanna, warum wollen Sie nur dem armen Fritz nicht seinen Willen thun? Sie lieben ihn doch auch, und ist er denn nicht ein lieber, prächtiger Mensch, daß er so ganz von allen Äußerlichkeiten absieht und Ihre Seele und Ihren wahren Wert über alles liebt? Findet man denn so leicht solche Menschen? Und nun ist ein solcher da und dann soll jetzt sein bester, sein edelster Wunsch nicht erfüllt werden? Warum denn nicht? Für die Zukunft lassen Sie doch nur den lieben Gott sorgen; warum sollen sich denn nur zwei Menschen ihre Herzen brechen, die doch mit einander glücklich sein könnten!"

Vergebens suchten Frau Hedwig und Johanna ihn durch Gründe zu überzeugen; er schüttelte den Kopf und sagte: „Mich dauert nur der arme Kerl, der Fritz; vor zwei Jahren hat er schon sein Liebstes hergeben müssen und jetzt soll ihm wieder sein bester Herzenswunsch zu nichte gemacht werden; denkt doch nur daran, wie seine arme Seele leiden muß und dabei das Häuflein unversorgter Kinder! Armer, armer Mensch!"

„Lieber, bester Herr Oberförster!" rief Johanna aufspringend, „machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, als es schon ist; ich darf nicht sein Weib werden; es hieße Gott versuchen; es könnte weder zu seinem noch zu meinem Glücke ausschlagen. Bei den Kindern will ich ihm helfen, so viel ich es vermag; mehr kann, mehr darf ich nicht thun!"

Sie verließ das Zimmer und eilte hinauf in Fridas Stube; hier war noch alles so geblieben, wie in deren Mädchenzeit, und in diesem stillen Raume suchte sie mit Gebet und Flehen das innere Gleichgewicht wieder zu erlangen, das sie nur für kurze Zeit so völlig verloren hatte.

Den alten Oberförster ließ der Gedanke an seinen Schwiegersohn nicht ruhen; am nächsten Tage fuhr er zu ihm, doch ließ ihn Frau Hedwig nicht fort, ohne ihm das Versprechen abgenommen zu haben, Meder nicht mitzubringen, sondern Johanna Zeit zu lassen, in Ruhe und Stille mit sich selbst ins Reine zu kommen.

Diese erfuhr nichts davon, daß der Oberförster nach Weilbach gefahren sei; die vielen Gemütsbewegungen der letzten Zeit hatten sie erkranken lassen. Als sie am ersten Morgen im Forsthause, wie gewöhnlich aufstehen wollte, fühlte sie sich dessen nicht fähig und sank kraftlos in ihre Kissen zurück. Die Tage des Krankseins waren nicht ungünstig für sie; die Stille des Krankenzimmers, die Ausspannung von jeder Pflicht zu sprechen und ihre inneren Gefühle zu verbergen, empfand sie als eine Wohlthat; Adelgundes umsichtige und geschickte Pflege that das übrige; nach und nach gewann sie Kraft und Ruhe wieder; sie fühlte, daß diese Erkrankung eine wohlthätige Krisis gewesen war, aus der sie mit geklärter Seele und neuer Lebenskraft hervorging. Sie kam wieder herunter und allen wollte es scheinen, als habe ihr Wesen eine Milde und Weichheit erhalten, die es bisher nicht gehabt; sie selbst aber fühlte, daß sie im Herzen ihres Nächsten eine Seite zu lesen gelernt, die ihr bisher verschlossen geblieben war. Wie gut konnte sie jetzt verstehen, was Adelgunde empfunden, als ihr Verlobter starb; wie anders lautete jetzt ihr Urteil über sie. Wie gut wußte sie nun, welch' ein tiefer, unverwelklicher Zug Frau Hedwig und ihren Mann dereinst verbunden zu einem langen Leben in unwandelbarer Liebe; wie wohl verstand sie auch die heilige Flamme, die in den Herzen der jungen Ehepaare, die sie zu sehen im Leben Gelegenheit gehabt, gepflegt und gehütet wurde, und wie wohl begriff sie jetzt den bitteren Zug um Woldemars

Lippen, hatte er doch nie die veredelnde Macht wahrer Liebe gekannt. Mit festem, entschlossenem Herzen hatte sie ihre Liebe niedergehalten, bald nachdem sie sich derselben bewußt geworden war; jetzt arbeitete sie daran, sie wieder zu dem Gefühle der Freundschaft zurückzugestalten, aus deren Grenzen sie nie hätte treten sollen.

Meder war von Johannas Erkranken benachrichtigt worden; man hatte ihn zugleich gebeten, nicht zu kommen, um Johanna nicht zu beunruhigen. Jetzt, wo sie sich stark genug dazu fühlte, schrieb sie an ihn und bat um Nachrichten von den Kindern; er aber war nicht im stande, schriftlich mit ihr zu verkehren; er kam selbst.

Johanna erschrak heftig, als sie ihn ankommen sah, und eilte hinauf in Fridas Zimmer, das sie jetzt bewohnte. Bald hörte sie ihn heraufkommen, trat ihm ruhig entgegen und reichte ihm die Hand; er aber rief bewegt:

„Johanna! endlich, endlich sehe ich Sie wieder!" er ging einige Schritte zurück, kehrte wieder, ergriff ihre Hände und küßte sie.

Als Johanna sah, wie elend er aussah, begann ihre Festigkeit zu wanken, doch nur für einen Augenblick; dann raffte sie sich auf, goß Wasser in ein Glas und brachte es ihm, der schweratmend mit dem Rücken gegen den Ofen gelehnt dastand; er nahm den Trank, ohne zu sprechen. Sie bat ihn, sich zu setzen, setzte sich ihm gegenüber auf den kleinen Divan, der einst Fridas Stolz gewesen und suchte an die Fragen in ihrem Briefe anzuknüpfen; doch er antwortete nichts und drückte endlich schluchzend sein Gesicht in die Hände.

„Als ich Ihnen schrieb," begann sie mit bebender Stimme, die sich aber bald festigte, „erwartete ich nicht, Sie zu sehen; nicht diese Wiederholung des einmal Durchgekämpften habe ich heraufbeschwören wollen; von dem,

was ich Ihnen damals gesagt, kann ich nicht weichen. Die Irrfahrten, die ich seitdem gemacht, haben mich nur in meinem Entschlusse bestärken können; die Hausehre eines Mannes kann ich nicht sein; das wissen Sie wohl."

„Aber das Kleinod seines Herzens, das Allerheiligste seines Hauses, das könnten Sie sein, und grausam ist es, einem liebenden Herzen dieses Glück zu versagen!" — —

Meder blickte auf bei diesen Worten, ergriff Johannas beide Hände und rief: „Ist es denn möglich, Johanna, daß Ihr Herz kalt bleiben kann, wenn sich das meine in Liebe zu Ihnen verzehrt?!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß mein Herz kalt geblieben," fragte Johanna sehr bewegt; „wer sagt Ihnen, ob mein Herz nicht leidet wie das Ihre? Kann es Ihnen aber ein Trost sein zu wissen, kann es Sie mehr davon überzeugen, daß mein Entschluß fest und unwiderruflich ist, nun denn, so sage ich es Ihnen: „Ja, auch ich liebe Sie, und weil ich Sie liebe, darum entsage ich."

Meder stöhnte aus tiefster Brust: „Sie geben mir Leben und Tod zu gleicher Zeit!"

„Nicht so, mein Freund," sagte Johanna sanft aber mit Festigkeit, „meine Hand kann Ihnen weder Leben noch Tod geben; die Leidenschaft verblendet Sie. Doch um unserer Liebe willen flehe ich Sie an, werden Sie Herr derselben; so lange Sie ihr diese volle Freiheit lassen, ist ein Verkehr zwischen uns unmöglich, und mich ganz und völlig von Ihnen loszureißen, ach, das vermag ich nicht — noch nicht, liebster Freund!"

„Wenn Sie wüßten, Johanna, wie arm, wie öde mein Leben geworden ist, seitdem Sie mich verlassen haben!" sagte Meder dumpf.

„Und doch besitzen Sie noch Ihre Kinder, haben Ihren Beruf, der Ihnen so teuer war, und haben Ihre Gemeinde,

die Ihnen aufrichtig zugethan ist; sollten diese Pflichten Ihr Leben nicht ausfüllen können?"

„Ich kann mich selbst nicht wiederfinden," sagte Meder aufstehend und mit der Hand über Stirn und Augen streichend, „zu unerwartet, zu zerschmetternd kam dieser Schlag."

„Sie haben viele Monde geträumt, ich nur wenige Stunden; darum ist Ihr Erwachen so viel schwerer und dann" — Johanna zögerte einen Augenblick — „Sie sind noch nicht gewöhnt zu entsagen; während mein Leben diese Übung fortwährend fordert."

„Wenn ich Sie sprechen höre, Johanna, ist es mir wie ein Nachhall verlorenen Glückes und ich fange wieder an zu leben; sprechen Sie weiter, damit ich Sie höre," sagte er, sich zu ihr auf den Divan setzend und ihre Hand fassend; er lehnte sich zurück und schloß die Augen wie erschöpft.

„Das Leben, das wir in den letzten Jahren geführt, ist ein solches gewesen, daß wir wieder anfangen müssen, jeder für sich allein weiter zu denken und weiter zu leben; zu gewohnt waren wir, alle Eindrücke, alle Gedanken zusammen zu verarbeiten. Lassen Sie uns das schriftlich fortsetzen; ich glaube, daß wir uns das gestatten dürfen; das gegenseitige Interesse für einander hat ja damit nicht aufgehört, daß ich Ihr Haus verließ;" — und in den leichteren Gesprächston übergehend, fuhr sie lächelnd fort: „ich habe einmal als Kind der Arbeit in einer Schmiede zugesehen, da stellten sie Gefäße, die im Feuer rotglühend geworden waren, zur Abkühlung auf noch brennende Kohlen; sie wären zersprungen, wenn man sie gleich auf den kalten Stein gestellt hätte. Ähnlich, denk' ich, ist es mit dem Menschenherzen; muß sich dieses abwenden von der Liebe, die es glühen gemacht, so vermag es doch noch nicht in die Region kühler Gleichgültigkeit zurückzukehren, ohne tiefen

Schaden zu nehmen. Nicht also scheiden wollen wir, daß wir nichts mehr von einander hören; zu der innigen Geistesgemeinschaft, die so lange unser Glück und unsere Freude war, lassen Sie uns zurückkehren, und unsere Herzen werden nach und nach gesunden und zu anderem Werke tauglich werden, das der Herr uns auferlegen will."

So suchte sie ihn sachte loszulösen von seinem leidenschaftlichen Kummer; ihr Einfluß auf ihn war noch ein so unbedingter, daß sie es vermochte, ihn zur Ergebung zu führen. Ganz wie sie es früher gethan hätte, erzählte sie ihm von ihren Reisen und knüpfte daran Fragen, die ihn zum Sprechen brachten; endlich fragte sie ihn nach den Kindern; spärlich und unvollkommen waren seine Berichte über dieselben; er hatte so sehr seinem Kummer gelebt, daß ihm die Kinder ganz ferngeblieben waren.

„Die Sorge um Ihre Kinder lassen Sie mich mit Ihnen teilen," bat Johanna, „so lange ich lebe, soll dieses Band zwischen uns fortbestehen. Sobald ich ein eigenes Heim habe, steht es denselben offen; Ihre Töchter will ich dereinst ausstatten und Ihre Söhne studieren lassen; danken Sie mir nicht; für mich wird es ein Glück sein, in dieser Weise mit Ihrer Familie fortzuleben.

Einige Zeit sprachen sie noch zusammen; dann stand Meder auf und sagte, daß er noch heute zurück müsse: wohl lag noch tiefe Trauer in seinen Augen, wohl zuckte noch sein bleicher Mund beim Abschiede; aber die wilde Leidenschaft seines Herzens war gebrochen, ein neuer Verkehr hatte sich zwischen ihnen angebahnt und Johanna dankte Gott für diesen mit so schweren Opfern errungenen Sieg.

Als sie nach einer Weile hinunter ging, sah sie gleich, daß Meder mit seinen Schwiegereltern gesprochen haben müsse. Frau Hedwig streckte ihr liebevoll ihre Hände entgegen und Johanna setzte sich zu ihr.

„War er ruhig, als er ging?“ fragte sie.

„Jetzt wohl,“ erwiderte Frau Hedwig, „möchte es von Bestand sein!“

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme weiter; denn der Oberförster saß am Klaviere und suchte aus der Erinnerung ein Präludium zusammen; dessen Töne schienen sich ihm nicht zusammenfügen zu wollen, wie er es wünschte; er hielt dabei die lange Pfeife im Munde fest, nicht merkend, daß sie ausgegangen war. Johanna wußte, daß es ein Zeichen von bösem Wetter war, wenn er die Pfeife ausgehen ließ und konnte den Grund wohl erraten. Sie ging daher zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und fragte, sich herabbeugend halblaut: „Sind Sie mir böse?“ Er that schnell einige Fehlgriffe, dann nahm er die Hände von den Tasten, die Pfeife aus dem Munde und fragte:

„Was werden Sie jetzt beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht,“ sagte Johanna bedrückt.

Er stand auf, und sich zu ihr wendend sagte er mit Nachdruck: „Johanna, einen Vater haben Sie verloren; bei Ihren Geschwistern können Sie nicht leben, einen Mann haben Sie ausgeschlagen; wollen Sie einen Pflegevater haben?“

Überrascht sah ihn Johanna an; dann eilte sie in seine offenen Arme; von ihm ging sie zu Frau Hedwig, kniete an ihrem Stuhle nieder und ließ sich auch von ihr umarmen.

So hatte sie wieder eine Heimat, wieder Menschen, die sie lieben, für die sie sorgen konnte; sie war tief bewegt von soviel Güte und eine schwere Sorge war ihr vom Herzen genommen. Jetzt erzählte Johanna von ihrer Absicht mit Meders Kindern und dem Verlaufe ihrer Unterredung mit ihm.

„Du bist ein braves, tapferes Mädchen,“ sagte der Oberförster, ihr auf die Schulter klopfend, „und dich hat er aufgeben müssen! Armer, armer Mann!“

„Wir haben den besten Teil davon," sagte Frau Hedwig mit einem liebevollen Blicke auf Johanna, „wir behalten Sie für uns. Morgen aber will ich schreiben und die Großkinder kommen lassen, so viele als uns der Vater senden will, bis er sich anders eingerichtet haben wird."

Johanna war hocherfreut über diesen Plan; so würde sie ihre Lieblinge wenigstens für einige Zeit wieder um sich haben und für sie sorgen können wie bisher.

Adelgunde trat jetzt ins Zimmer; der Oberförster stellte ihr sogleich seine Pflegetochter vor und die Schwägerin verkündete ihr mit sichtlicher Freude: „Johanna bleibt bei uns!"

„Sie bleibt ganz im Hause?" fragte Adelgunde erstaunt. „Ja, was soll ich denn noch hier machen? euere Wirtschaft ist jetzt schon so klein geworden, seitdem die Ökonomie verpachtet ist, daß ich den halben Tag nichts zu thun habe. Zwei müßten sich dabei immer auf die Füße treten, so wenig giebt es hier zu thun."

„O Tante Adelgunde, ich werde Sie nicht stören; ich werde anderes zu thun finden!" sagte Johanna.

„Nein, nein, liebes Kind; hier sind die Schlüssel; ich gebe sie mit Freuden ab," sprach Adelgunde, das Schlüsselkörbchen, das sie immer begleitete, vor Johanna auf den Tisch stellend. „Ich weiß schon, was ich thun will, ich gehe zu meinem Herzensjungen, dem Leo; dort bin ich nötiger als hier, dort sind Kinder die Hülle und Fülle, die Mutter mit eingerechnet! Werden sie mich dort auch haben wollen?"

„Liebe, goldene Tante Adelgunde! Das wollen Sie thun!" rief Johanna, „nun bin ich noch einmal so dankbar, hier bleiben zu dürfen, wenn Jenny dadurch eine solche Hilfe wird, eine weit bessere, als wir es uns hätten träumen lassen können."

Tante Adelgunde war sichtlich sehr zufrieden, daß ihr Vorschlag mit so großer Freude aufgenommen wurde; ihr war das jetzige Leben im Jagdschlößchen schon lange zu stille und einförmig geworden; nur um der Schwägerin willen hatte sie es bisher still getragen; jetzt, wo sie diese in guter Obhut wußte, wandte sie sich gern einer reicheren Thätigkeit zu.

Johanna schrieb noch an demselben Abend an Leo, der natürlich die dargebotene Tantenhand mit Freuden ergriff, und wenige Tage darauf nahm Adelgunde mit vielen Thränen, das Herz aber doch voll froher Erwartung, von Bruder und Schwägerin Abschied und hinterließ Johanna noch manche goldene Wirtschaftsregel. Im Forsthause wurde sie mit offenen Armen empfangen, ergriff mit kräftiger Hand die Zügel der Wirtschaft, verwöhnte Jenny, die sie sehr liebte und für ein Wesen besonderer Art hielt, mit Leo um die Wette und schloß die Kinder mit zärtlicher Liebe in ihr weites Tantenherz.

32. Kapitel.

Die letzten Wogen des Sturmes.

Ein Jahr war vergangen, das Frühjahr kehrte wieder mit all' seiner Herrlichkeit und erweckte in Johanna die Erinnerung an die einzige Zeit ihres Lebens, wo sie von Ort zu Ort reisend, so viel verschiedene Frühlingsbilder gesehen, deren sich zu freuen sie damals nicht im stande war. Das Reisen, das für andere soviel Genuß bietet, war für sie kein Glück; nur der stille Friede eines Hauses,

wie es das Jagdschlößchen war, konnten ihr Befriedigung bieten.

Auf die große Anspannung ihres Gemütes, die herben Seelenkämpfe, die sie durchgemacht, war eine Art seelischer Apathie über sie gekommen; still besorgte sie ihre täglichen Pflichten, pflegte Frau Hedwig und beschäftigte sich mit den beiden Kleinen, die noch nicht schulpflichtig waren und die den Winter bei den Großeltern verbrachten; doch that sie das alles, ohne wie sonst durch ihr heiteres Wort einen stets frischen, stets belebenden Gedankenaustausch aufrecht zu erhalten.

Ihre würdigen Pflegeeltern hüteten sich wohl, durch unzeitigen Trost und unzeitige Fragen sie aufzurütteln; sie verstanden es, daß nach Erlebnissen, wie sie Johanna gehabt, die Seele nur langsam gesunde, wußten sie aber zu tief gegründet, als daß die Genesung ausbleiben könne. Der Briefwechsel mit Meder ging immer fort, eigentlich lebte sie nur in demselben. Beiden war es jetzt lieber, schriftlich als persönlich zu verkehren; jedes Wiedersehen regte die alten Stürme wieder mehr oder weniger an.

Doch jetzt mit dem sprossenden und blühenden Frühlinge war ein neues Moment hinzugetreten, das Johannas Herz erwachen ließ und dem Gefühle der Freude, der innigsten Mitfreude an anderer Glück neu erschloß.

Ännchen war zu Ostern gekommen, um einige Wochen bei der Schwester zu weilen, das reizend erblühte, achtzehnjährige Ännchen, alle entzückend mit ihrer mädchenhaften Anmut und ihrer glockenreinen Stimme, und in Huberts Herzen erwachte ein Gefühl, das er für immer erstorben geglaubt. Zwischen diesen beiden entspann sich ein zartes und inniges Liebeswerben, das seinen rosigen Hauch über ihre ganze Umgebung breitete, und als die Rosen in Blüten standen, da hatten sich auch ihre Herzen erschlossen

und ihre Hände gefunden, um den Bund der Liebe zu schließen für Zeit und Ewigkeit.

Wie sollte Johannas Trübsinn nicht schwinden vor der Fülle von Glück, die nun in das Jagdschlößchen einzog, vor der Freude der greisen Eltern, vor Änncheus strahlenden Augen, vor dem beglückenden Gedanken, daß nun ein neues Herzensglück für den armen Hubert aufgegangen war.

Meder wollte es fast wie eine Untreue gegen ihn erscheinen, als er gewahrte, daß Johannas Briefe einen neuen Aufschwung gewannen.

„Wie darf sie glücklich sein, wenn ich so elend bin?“ fragte er sich und blickte bitter auf sein ungemütliches Hauswesen hin, dem nun schon seit vielen Monaten eine ungebildete, ältere Anverwandte vorstand.

Langsam, mit gesenktem Haupte kehrte er einst von einem Krankenbesuche heim; das Kirchhofspförtchen stand offen; fast ohne daran zu denken, schritt er durch dasselbe, um, über den Kirchhof gehend, den Pfarrgarten zu erreichen. Als er in die Nähe von Fridas Grabe kam, war er erstaunt, den alten, lahmen Korbflechter dabei beschäftigt zu finden.

„Heineke, was macht denn Ihr da?“ fragte er, stehen bleibend.

„Herr Pfarrer,“ sagte der Alte, den Hut ziehend, ohne sich vom Boden zu erheben, „ich habe das Unkraut nur entfernt und will nun ein kleines Korbgeflecht herumziehen, damit die Ränder nicht so einfallen.“

Eine heiße Röte stieg in Meders Gesicht; hatte er so Fridas Grab vernachlässigen können? Er setzte sich auf die Bank neben dasselbe.

„Es ist sehr freundlich, Heineke, daß Ihr das thut, ich danke Euch dafür,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer;

„ich bin selbst so hingenommen durch die Amtsgeschäfte und meine Töchter sind so jung; auch fehlt ihnen jetzt die Anleitung." Er schwieg und seufzte wieder.

Der alte Heineke blickte mit seinen kleinen hellen Augen auf: „Ja, die da drunten hätte es nicht geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, da der alte Heineke allein ihr Grab noch pflegte!"

„Einst war es anders," sagte Meder mit tiefer Wehmut; „da pflegten treue Freundeshände diese Stätte."

„Herr Pfarrer," rief der Alte, „die Hände, die Sie meinen, die sind schuld daran, daß es hier so steht!"

„Ja, sie sind schuld daran!" seufzte Meder, den Alten völlig mißverstehend.

„Wir haben es gleich gesagt, wir Alten im Dorfe, daß es kein gutes Ende nehmen würde; hernach haben die Anderen sich daran gewöhnt, ich nicht; ich habe sie immer im Auge behalten, die Vogelscheuche. Sie ist doch auch nicht eher weg, als bis der letzte gute Geist ausgetrieben war im Pfarrhause und es eine Wüste geworden ist; dann ist sie davon bei Nacht und Nebel, keiner weiß, wohin!"

„Von wem sprecht Ihr?" fragte wie verstört Meder, aus seinem Sinnen nur nach und nach durch diese Worte aufgeschreckt.

„Von wem soll ich denn sonst sprechen, als von der Person, die sich so lange im Pfarrhause eingenistet hatte, bis alles Glück daraus vertrieben war? Ich habe es immer gesagt: „Merkt auf, an einem Tage wird es zusammenbrechen. Es ist nur gut, daß es der Herr Pfarrer jetzt selbst eingesehen, daß alles Unglück von ihr kam."

„Von ihr? Ihr habt mich mißverstanden; von ihr kam Glück und Segen über unser Haus. Aber jetzt sehe ich es klar; ihr seid es, ihr harten, halsstarrigen Bauersleute mit euren eingewurzelten Vorurteilen; ihr seid es,

die sie hinweggetrieben; wäret ihr nicht so abstoßend gegen sie gewesen, dann hätte sie mir ihre Hand gereicht und mein Haus wäre so glücklich geblieben, wie es einst gewesen!" Meder barg, wie von Schmerz überwältigt, das Haupt in seine Hände.

Mühevoll richtete der Alte sich auf und stand nun, auf seinen Spaten gestützt, das graue Haupt zornig erhoben, auf der anderen Seite des Grabes, Meder gegenüber:

„Und das sagt der Herr Pfarrer an dem Grabe seines Weibes? Der Herr Pfarrer ist noch arg in der Verzauberung drinnen. Aber das will ich doch dem Herrn Pfarrer erzählen, daß so etwas wohl in der Gemeinde verlautet war; doch haben's die meisten nicht glauben wollen; denn die Gemeinde hängt sehr an dem Herrn Pfarrer und mag nicht was Unebenes von ihm denken. Was wir aber ältere Leut' im Dorfe sind, wir waren übereingekommen, daß, wenn der Herr Pfarrer mit der Person aufgeboten würde, er auch die längste Zeit Pfarrer in Weilbach gewesen wäre. Ans Konsistorium wären wir gegangen, an den Landesherren, die Kirche hätten wir gesperrt, und jeden Heller fürs Pfarramt hätt' man mit Gensdarmen holen dürfen, nicht ein Mensch im ganzen Dorfe hätt' es leiden mögen, daß uns Die als Frau Pfarrerin auf die Nas' gesetzt würd'!"

Meder blickte leichenblaß auf den greisen Sprecher, der wie ein zürnender Nathan vor ihm stand, daß dieser selbst etwas aus seiner Fassung kam.

„Nehm' es der Herr Pfarrer nicht für ungut daß ich so frei geredet habe; der Gedanke an diese Sache hat mich nur so übermannt; ich mein' nur, die da unten hätt' nicht sollen so bald vergessen werden, und, daß es so gewesen, könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Aber richtig ist es schon; ein Haus ohne Hausfrau ist wie ein

Bienenstock ohne Weisel, zumal ein Pfarrhaus; und da können wir es uns wohl vorstellen, wie es dem Herrn Pfarrer zu Sinnen ist, und wie es nicht zu verwundern ist, daß der Herr Pfarrer immer so traurig einhergehen. Daher würde es uns mächtig freuen, wenn eine neue Pfarrfrau heimgeführt würde; aber eine, der man gern ins liebe Gesicht sähe und zu der ein jeder Zutrauen fassen könnte; das wäre auch für uns weit besser."

Meder schwieg noch immer starr vor sich auf den Boden blickend; der Alte kratzte sich den Kopf, dann begann er, seine Gerätschaften zusammenzupacken, nahm seinen Krückstock und ging, nachdem er noch unschlüssig wiederholt auf Meder geblickt, mit einem „Guten Abend Herr Pfarrer" langsam davon.

Noch lange verweilte Meder auf dem stillen Kirchhofe; es war ihm, als sei ein Vorhang vor ihm zerrissen worden, der ihm die Welt und das Leben, wie es war, verborgen hatte. Als er Johanna seine Hand geboten, war es geschehen in der festen Überzeugung, ihr eine gesicherte Heimstätte zu bieten, sich und seinen Kindern einen lieben Schutzgeist zu sichern, der das innere Glück des Hauses mit frommen Händen pflegen würde; jetzt erkannte er, daß er sich und sie dadurch erst recht in den Strudel des Kampfes mit herzbrechenden Verhältnissen gebracht hätte. Diese Gemeinde hätte ihn verstoßen, eine andere sich geweigert, ihn aufzunehmen, das war klar; wie hätte Johanna es ertragen, seine und seiner Kinder Existenz durch sich zerstört zu sehen? Er hätte vielleicht seinen Beruf opfern müssen, und wenn sie sich dann auf Johannas Haus in der Stadt zurückgezogen, wer hätte ihn noch von dem Verdachte reinigen können, nur von ihrem Gelde gelockt nach ihrer Hand gegriffen zu haben? Er hatte im letzten Jahre seelisch viel gelitten; er fühlte es, daß er den

äußeren Stürmen nicht gewachsen gewesen wäre, die auf ihn unfehlbar hereingebrochen wären, wenn Johanna nachgegeben, wenn sie nicht soviel weitsichtiger gewesen wäre als er.

„So hatte sie doch recht!" sagte er vor sich hin; jetzt verstand er so viele Andeutungen von Seiten der Gemeindeglieder, die er bisher nicht beachtet hatte. Was hatte er überhaupt bisher beachtet als nur seinen persönlichen Schmerz? Seine Amtsgeschäfte hatte er nur mechanisch verrichtet, sein Haus? seine Kinder? ja, die hatte er vernachlässigt, jetzt fühlte er es. Es war ihm noch so viel geblieben, wofür er leben mußte; sie hatte es ihm gesagt; aber er hatte nicht darauf achten wollen; jetzt fühlte er es als eine schwerwiegende Schuld. — „So hatte sie doch recht," wiederholte er wieder und wieder, sich immer mehr erinnernd alles dessen, was sie ihm so oft gesagt und geschrieben.

Es war schon dunkel geworden, als er endlich aufstand und mit dem Gefühle einer großen Ernüchterung, einer herben Rückkehr in das trockene, harte, prosaische, aber doch reale Leben dem Hause zuschritt.

Von diesem Gespräche mit dem alten Korbflechter erfuhr Johanna nie etwas; es war das erste Mal, daß Meder ihr etwas verbarg.

Der Zustand seines Hauses war ihm jetzt unerträglich; hatte er bisher jeden Gedanken an eine neue Verbindung mit Abscheu von sich gewiesen, jetzt beugte er sich unter demselben, wie unter einer Notwendigkeit. Johanna war überrascht als derselbe zum ersten Mal in seinen Briefen auftauchte; doch ihre Worte, mit denen sie ihn in diesem Plane bestärkte, waren um so überzeugender, je mehr sie fühlte, daß ihr das Herz dabei doch etwas lauter schlug.

So begann denn Meder Besuche in der Nachbarschaft zu machen; ein Pfarrer braucht nicht lange nach einer Lebensgefährtin sich umzusehen; überall findet er offene

Thüren und so war Huberts und Änncheus Hochzeit im Herbste eben erst gefeiert und das junge Paar in die neue Pfarre eingezogen, die Hubert erhalten hatte, als die Nachricht von Meders Verlobung sie erreichte, die allen erwünscht kam und doch den Tiefereingeweihten so erstaunlich erschien.

Sechs Wochen später finden wir Johanna allein in ihrem Zimmer am Schreibtische sitzen, auf dem Blätter eines umfangreichen Briefes von Meder vor ihr ausgebreitet lagen. Sie war in schmerzliches Nachdenken versunken; sie sah sich wieder in die Notwendigkeit versetzt mit fester Hand in ihr Herz und in das Herz des Freundes hineinzugreifen und ein Band zu lösen, das ihr doch so teuer war. Sie hatte geglaubt, daß ganz naturgemäß sich nun Meders Vertrauen seiner Braut zuwenden würde, die berufen war, seine Lebensgefährtin zu werden, und ihr Briefwechsel mehr und mehr den Charakter gewöhnlicher Freundschaftsbriefe annehmen würde, hatte auch selbst begonnen, weniger eingehend zu schreiben als bisher, ihre eigenen Gedanken und Gefühle wenig berührt und viele Fragen zurückgedrängt, auf die sie gerne Antwort gehabt. Zu ihrem Erstaunen schien Meder in seiner Verlobung kein Hindernis zu finden, ihr nach wie vor sein Herz auszuschütten; er sprach unumwunden über seine Braut zu ihr, wiederholte deren Äußerungen und unterzog dieselbe oft einer wenig schonenden Kritik; dagegen verlangte er Johannas Rat in allen Dingen, selbst dann wenn bestimmte Wünsche der Braut vorlagen.

Das konnte, das durfte nicht so fortgehen; gedachte er denn, jenes, ihm so ganz vertrauende Mädchen, das ihm eine entschiedene Zuneigung entgegenbrachte, als sein Weib heimzuführen und dennoch ihr, Johanna, sein ganzes Vertrauen zu bewahren? Beging sie nicht einen unverzeihlichen

Raub an dem heiligsten Gute der jungen Frau, wenn sie dieses Vertrauen annahm? Und durfte er es ihr in solchem Maße geben, gibt es nicht auch einen geistigen Ehebruch? — Nein, sie wollte und durfte dazu keine Veranlassung geben; sie mußte diesen Briefwechsel abbrechen; das war ihr klar; aber würde es ihn nicht tief kränken?

Heute sollte er kommen; er wollte ihr die beiden ältesten Töchter bringen, die mit ungünstigen Blicken der Stiefmutter entgegensahen und die jüngsten noch ganz unbefangenen nach Weilbach mitnehmen; dann wollte sie mit ihm sprechen und alles zur Klarheit bringen.

Es sollte sein letzter Besuch vor der Hochzeit sein; in drei Tagen sollte diese gefeiert werden. Als er nun vor ihr stand so ganz erfüllt von dem Schmerze, zum letzten Male als noch freier Mann sie zu sehen, da hatte sie nicht den Mut, seine Erregung zu erhöhen. Mit dem drückenden Gefühle der Unaufrichtigkeit legte sie dieses Mal noch keine Fessel seinem rückhaltslosen Aussprechen an und entzog ihm nur leise ihre Hand als er sie beim Abschiede gar nicht loslassen wollte, nicht ahnend, daß sie sich zum letzten Male gegenüber standen, zum letzten Male sie seine vertrauensvollen Blicke auf sich gerichtet fühlte.

Noch an demselben Abend setzte sie sich an den Schreibtisch; es war ein schwerer, bitterer Brief, den sie zu schreiben hatte; es sollte ja der letzte sein, den sie an ihn richtete. Er sollte nicht kränken, nicht verletzen, er sollte ihm ihre ganze Zuneigung, ihre Hochachtung für ihn zeigen, doch sollte er ihm auch die zwingende Notwendigkeit, ja die Pflicht ans Herz legen, daß sie sich ganz und völlig von einander trennten.

Wie sorgfältig sie aber auch ihre Ausdrücke wählte, wie zart, wie schonend sie sprach; die Worte müssen noch erfunden werden, welche unangenehme Wahrheiten süß

klingen lassen. Johanna fühlte das selbst, auch als der Brief fertig auf dem Schreibtische lag, konnte sie sich nicht entschließen, ihn abzusenden; erst einige Zeit nach der Hochzeit gelangte er in Meders Hände.

Er saß in seinem Zimmer und schrieb eben an Johanna als ihm seine Frau deren Brief brachte; mit so aufleuchtender Freude griff er nach demselben, daß sie ihn erstaunt ansah. Von Frauenhand war die Adresse geschrieben, das hatte sie erkannt; Meder aber besaß keine Schwester, von wem war der Brief? das Blut stieg ihr in die Wangen und sie verließ schnell das Zimmer.

Vergebens erwartete sie ihn hernach zum Abendbrote; er blieb den ganzen Abend auf seinem Zimmer mit Schreiben beschäftigt und wies ihre Aufforderung, am gemeinsamen Mahle teilzunehmen, mit Ungeduld zurück. Doch am nächsten Morgen sandte er einen dicken Brief an Johanna ab. Diese erschrack heftig als sie ihn erhielt; oben in ihrem Zimmer wog sie ihn traurig in ihrer Hand; wie gern hätte sie ihn gelesen; doch sie blieb fest; sie schob ihn in einen größeren Umschlag und sandte ihn zurück.

Mit finsterem Blicke brachte dieses Mal die Frau Pfarrerin diesen dicken Brief, der mit derselben Frauenhand überschrieben war, wie der erste, von dem, wie sie wußte, sie nichts erfahren würde, ihrem Manne; wenig tröstete es sie, daß er ihr dafür mit einem Kusse auf die Stirn lohnte, das Gefühl einer dumpfen Eifersucht begann sich in ihr zu regen.

Als seine Frau gegangen, riß Meder begierig den Umschlag auf, da war es ihm, als ob etwas in seinem Herzen risse: sein eigner, unerbrochener Brief fiel aus demselben heraus! — Er konnte es nicht glauben, nicht fassen; er starrte den Brief an und brauchte Zeit, um zu verstehen, was das bedeute.

Die Klarheit kam ihm allmählich, mit zweifelloser, unerbittlicher Gewißheit: er hatte sie, die er einzig liebte, nun völlig und für immer verloren! Sein Herz empörte sich dagegen; er hatte sich zu einer Ehe mit einer ungeliebten Frau entschlossen, weil er sich wollte genügen lassen an dem, was ihm Johannas Freundschaft bot. Fürs Haus, für seine Kinder hatte er geheiratet; für sich selbst erwartete er nichts von einem Verhältnisse, bei welchem sein Herz nicht beteiligt war, und Johanna hatte ihm zugeredet, ohne ihn von ihren Absichten in Kenntnis zu setzen, und jetzt, wo er gebunden, wo ein Rücktritt unmöglich geworden war, jetzt erst zeigte sie ihm, um welchen Preis er sich die häusliche Bequemlichkeit erkauft hatte.

Ein tiefer Groll gegen Johanna erwachte in ihm, zugleich mit einem Gefühle von Abneigung gegen seine ihm aufgedrungene Frau; was er einst Johanna und Frida gepredigt, seine Pflicht ganz und völlig auf sich zu nehmen, weil es Gottes Wille ist, und um Gotteswillen, er selbst vermochte es nicht zu thun. Fortan verschloß er all sein Denken und Fühlen tief in der eigenen Brust, und wenn er sich auch mit der Zeit an seine brave, rechtschaffene Frau gewöhnte, ja sie sogar recht herzlich lieb gewann, der lebendige Quell des Herzens war versiegt.

Er war keine elastische Natur, seine Seele verknöcherte förmlich in einer gewissen Gesetzlichkeit, die ihn treu seinen Berufsgeschäften nachgehen ließ, aber nicht mehr in ihm den warmherzigen Evangelisten zeigte, der er gewesen. Seine Frau, die ihn nie anders als ernst und wortkarg gekannt hatte, nahm keinen Anstoß daran; das Gefühl der Eifersucht, das in ihr hatte Platz greifen wollen, war in sich zusammengesunken, als keine Briefe mehr von der bewußten Frauenhand an Meder ankamen. Wer die Schreiberin gewesen, wußte sie bald, denn Johanna ließ den Briefwechsel mit

den Kindern nicht ins Stocken geraten, und die Pastorin erkannte die Handschrift; sie ahnte, daß zwischen diesem Wesen und ihrem Manne etwas von Bedeutung vorgegangen sein müsse, sie konnte aber nicht erraten, was es gewesen. Glücklicherweise war sie keine Träumerin, sie begnügte sich damit, Johanna ihre ganze Abneigung zuzuwenden, und dieses durch die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen alles, was Johanna den Kindern erwies, an den Tag zu legen.

Durch Hubert hörte Johanna mit Betrübnis von Meders verändertem Wesen. Erwachte jetzt vielleicht in ihr die Reue, daß sie seinen Bitten widerstanden? Nein, dieses Leid blieb ihr erspart. Sie sagte sich, in richtiger Würdigung seines Charakters, daß, wenn er es nicht vermochte, diese Entsagung als Mann und Christ zu tragen, er es noch weit weniger vermocht haben würde, ein Leben, wie sie es führte, das nur eine Kette von Entsagungen bildete, mit ihr zu teilen, ohne Schaden an seinem inneren Wesen zu nehmen. „Vermag er es nicht," sagte sie sich, „normale Verhältnisse nach dem Willen Gottes auszugestalten, wie hätte er es vermocht, geradezu anormale, wie sie eine Verbindung mit mir notwendig herbeigeführt hätte, sein Leben hindurch zu ertragen? Vermag ihn nicht die Liebe zum Herrn über sich selbst zu erheben, wie könnte man annehmen, daß irdische Liebe es auf die Dauer vermocht; wir wären von Jahr zu Jahr unglücklicher geworden. Jetzt hat er ein geschlossenes Hauswesen, ein friedliches Heim, er wird mit der Zeit lernen, dem Herrn dafür zu danken."

23. Kapitel.

Im alten Hause.

Es ist ein eigen Ding, nach vielen Jahren der Entfernung wieder zurückzukehren in dieselbe Stadt, in dasselbe Haus, in welchem wir unsere Kindheit und Jugend verlebt haben. Ein Gefühl, aus Lust und Wehmut gemischt, ist es, das uns dann überall hin begleitet. Das Bewußtsein der Heimkehr waltet wohl vor; man möchte unmittelbar das Sonst mit dem Jetzt verbinden, die Zwischenzeit liegt wie ein langer, langer Traum darin, und doch bringt das Vermissen der lieben Gestalten, die einst hier gewaltet, die veränderte Einrichtung der Räume, besonders aber das Fehlen der eigenen Jugend, ja, das alles und noch vieles andere mehr bringt immer wieder das Bewußtsein zurück, daß es nicht mehr das alte, daß die Jugendheimat mit der Jugend zusammen geschwunden ist, und nun ein Neues geschaffen und ausgestaltet werden muß, das der Vergangenheit nicht gleichen kann.

Derartig mochten auch Johannas Gedanken sein, mit denen sie aus einem der oberen Zimmer ihres Hauses auf die so bekannte und vertraute Gegend blickte, die vor ihr ausgebreitet lag, goldig angehaucht vom Scheine der untergehenden Sonne.

Wie verändert alles im Hause war; die Landschaft, auf die sie blickte, war sich gleich geblieben, höchstens, daß hie und da ein Neubau entstanden oder eine Anlage sich verändert hatte, im Ganzen war es dasselbe Bild, das sie in ihrer Kindheit mit lachenden Kinderaugen angesehen, das sie in den von inneren Kämpfen erfüllten Jahren ihrer

Jugend mit so fragenden, verlangenden Blicken durchforschte. Jetzt kannte sie es, dieses arme Menschenleben, von dem ausgeschlossen zu sein ihr einst wie ein großes, herzbrechendes Unglück erschienen war. Jetzt hätte sie es auch vermocht, sich damit zufrieden zu geben, ihre Tage in der Gesellschaft „der Besten und Edelsten aller Nationen, die in ihren Werken für uns fortleben," zu verbringen, wie es ihr einst ihr Vater geraten, doch jetzt wußte sie auch, daß sie sich ein contemplatives Leben nicht mehr gestatten dürfe, sie wußte, daß Mühe und Arbeit mit zu den Aufgaben unseres Lebens gehören, und daß dieses eben durch jene köstlich wird. An ihrer Seele zogen alle wirren und trüben Gedanken vorüber, mit denen sie einst in diese Gegend hinausgeschaut, und sie mußte lächeln über ihr früheres Selbst. Sie blickte in den Garten hinab, und liebere, trautere Bilder traten da aus ihrer Erinnerung hervor. Dort unten war nach ihrem besonderen Wunsche alles erhalten worden, wie es gewesen war; da standen noch die Linden, nur voller, mächtiger geworden, die obere Laube, der dunkle Gang, die Haselnußhecke, sie waren noch alle da mit ihren tausendfachen Erinnerungen, und wenn sie sich aus dem Fenster neigte, dann konnte sie auch den alten Weinstock sehen, dessen unterster Stamm armdick geworden und dessen üppige Ranken bis an das Dach emporgeklettert waren. Ja, das war Heimat, ganz die alte Heimat; sie setzte sich hin ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und träumte.

Wie war Johanna hierher gekommen, sie, für die jeder Ortswechsel mit so viel Schwierigkeiten verbunden war? Nur drei Jahre hatte sie sich des Schutzes ihrer teueren Pflegeeltern erfreuen können, dann war das Ereignis eingetreten, das sie alle mit bangem Herzen kommen sahen. Frau Hedwig schloß die müden Augen, umgeben von all den Ihren, und damit löste sich auch die ganze Häuslichkeit

im Jagdschlößchen auf. Der Oberförster nahm seine Entlassung und zog zu Hubert und Änncheu, deren Kinder seinen Lebensabend erhellten, und Johanna war wiederum genötigt, sich eine andere Heimstätte zu suchen. Aber dieses Mal war sie starken, gesunden Herzens; auch trat diese Notwendigkeit nicht unvorhergesehen an sie heran. Kern hatte schon seit einiger Zeit alle Vorbereitungen zu ihrer Übersiedelung getroffen, so konnte sie denn, als sie als die Letzte das Jagdschlößchen verließ, sogleich das eigene Heim beziehen. Was ihr diesen Schritt besonders erleichterte, war der Umstand, daß sie nicht allein war, ihre geliebten Pfleglinge, Fridas beide ältesten Töchter, waren bei ihr, und für diese war es ihr besonders lieb, jetzt in die Stadt zu ziehen, denn für die heranwachsenden Mägdlein wollte ihr der eigene Unterricht allein nicht mehr genügen.

Stiller, einförmiger als je zuvor gestaltete sich jetzt ihr Leben. Wohl fühlte sie, welch ein besonderer Zauber darin liegt, sein eigenes Hauswesen zu besitzen; bisher hatte sie stets sich einem anderen anpassen müssen, jetzt konnte sie über alle Stunden des Tages frei verfügen und ihren Neigungen und Liebhabereien in ihrem, freilich engbegrenzten Raume unbehindert nachleben. Sie war viel allein; die Kinder besuchten die Schule; sie hätte viel Zeit gehabt, ihren Erinnerungen nachzuträumen, wie am ersten Abende; doch das entsprach weder ihrer Natur, noch ihren Grundsätzen.

Sie blieb sich ihrer abschreckenden Erscheinung stets bewußt, um so lieblicher wünschte sie ihre Umgebung zu gestalten, und teils durch Kern, teils durch Lisbeth, die sie nun zu sich gerufen hatte, wußte sie sich alles zu verschaffen, was dazu dienen konnte. Blumen, Bilder, hübsche Wanddekorationen halfen ihr, die kleinen Stuben, die sie bewohnte, so freundlich und ansprechend zu machen, wie es eben möglich war. Der Aufschrei freudiger Überraschung

der aus der Schule heimkehrenden Kinder konnte sie für den ganzen Tag glücklich machen und dann war es ihr auch ein beglückender Gedanke, den Brüdern eine liebe Heimstätte im alten Hause bieten zu können und sie wieder bei sich zu sehen wie einst in Weilbach.

Auch ihre Bücher holte sie wieder hervor, die in den vielbeschäftigten Jahren, die hinter ihr lagen, hatten ruhen müssen. Wie anders, wie neu erschienen sie ihr jetzt, wo sie mit einer neuen Geistesreife nach tiefen inneren Erfahrungen an sie herantrat, gegen damals, als sie aus ihnen die erste Kenntnis des menschlichen Lebens, Denken und Fühlens hatte herauslesen wollen. Jetzt wurden sie ihr wirklich teure Genossen ihrer Gedanken, die großen Geister der vergangenen Zeit, und sie wußte ihre ewige Jugendfrische wachzurufen in ihrer stillen Einsamkeit, daß den wenigen Besuchern, die zu ihr kamen, ihre Klause lebensvoller und reicher erschien, als das Treiben außerhalb derselben im Staube der Alltagswelt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kinder, die unter ihrer Leitung aufwuchsen, von der geistigen Atmosphäre, die sie umgab, berührt und beeinflußt werden mußten; teils freute sie sich dessen, doch andererseits beunruhigte es sie, und in der Sorge, sie dadurch für das Leben untüchtig werden zu sehen, fragte sie sich oft: „Habe ich nicht zuviel unternommen als ich die Erziehung dieser Kinder in meine Hand nahm; vermag ich es denn, ihnen die rechte Ausbildung fürs Leben zu geben?"

Wie sehr vermißte sie es, daß sie in keine nähere Berührung mit der Stiefmutter der Kinder treten konnte; so mußte sie sich begnügen, der früheren Verabredung gemäß, sie jährlich für die Sommerferien nach Hause zu schicken und es den Eltern überlassen, die Lücken ihrer Erziehung selbst zu finden und nachzuhelfen, wie es ihnen gut dünkte;

jedes Zusammenwirken mit jenem ihr in der Erinnerung noch immer so teuren Hause war für sie unmöglich. Es wollte sie oft das Gefühl großer Vereinsamung überkommen, besonders wenn die Kinder fort waren und die Brüder noch nicht zu ihr gekommen, mußte sie mit aller Kraft dagegen ankämpfen. Spät am Abende schlich sie sich in den Garten, der mit den unteren Räumen zusammen vermietet war, um im entlegensten Teile desselben umherzuwandern; das war die einzige Abwechslung des Tages; sie kam sich fast wie eine Gefangene vor.

Die schwersten Tage waren für sie die Sonntage, wenn sie so gern dem Rufe der Glocken in die Kirche gefolgt wäre und es doch nicht wagte, besonders allein. In gleicher Höhe mit der oberen Sitzreihe, rechts vom Altare befand sich ein mit verschiebbaren Fenstern versehener Raum, der in früherer Zeit für die Damen des Adels reserviert war; dahin begaben sich noch immer gewohnheitsmäßig viele Damen der besten Stände und dahin ging denn auch Johanna, wenn es sie zu mächtig ins Gotteshaus trieb. Wohl konnte sie sich da nicht vor den Blicken der Damen verbergen, dennoch war es nur ein beschränkter Kreis, sie gehörten alle der gebildeten Klasse an, sie hatte keine absichtlichen Beleidigungen zu besorgen; im Gegenteil man behandelte sie mit Rücksicht, räumte ihr bereitwillig den Platz ein, den sie in der einen Ecke zu haben wünschte, und wenn sich auch ihr keine näherte, so ließ man sie doch unbehelligt. Sie war dankbar für die ihr erwiesene Rücksicht, aber sehr sehr allein fühlte sie sich doch dabei.

So gingen stille Jahre an ihr vorüber, in denen die Besuche der Geschwister die vorübergehenden Lichtblicke bildeten. Die wenigen Freunde, die sie in der Stadt hatte, kamen wohl bisweilen, doch war ja jeder von den eigenen

Angelegenheiten hingenommen, und da sie niemand besuchen konnte, blieb der Verkehr mit ihnen doch nur gering. So blieben ihr denn nur ihre beiden Mägdlein, doch fühlte sie wohl, daß die um uns aufwachsende Jugend wohl der Trost unserer Augen und die Freude unseres Herzens sein kann, daß uns aber aus ihr keine Freunde erwachsen. Sie kennen nicht unsere Vergangenheit, verstehen kaum, was wir ihnen aus derselben erzählen, kennen besonders nicht die innere Geschichte unseres Wesens; als fertige Persönlichkeiten stehen wir vor ihnen, die sie selten verstehen, oft falsch beurteilen; glücklich, wo sich Liebe, Achtung und Vertrauen erhält zwischen Wesen, die so verschiedenen Lebensperioden angehören, und immer wird das Alter mehr Verständnis für die Jugend haben, als es umgekehrt der Fall sein kann.

Das alles machte diese stillen Jahre für sie zu einer Zeit der Einkehr in sich selbst, sie lernte danken für alles, was ihr das Leben bisher geboten, für alles, was sie jetzt noch besaß, sie lernte ihre ganze Seele der ewigen Heimat zuwenden und sich an des Herren Gnade genügen lassen, die sich täglich neu über uns aufthut und nicht mehr begehren als seine Hand ihr bot.

Es sollte aber nicht ihr Los sein, in dieser stillen Entsagung ihr Leben zu beschließen; wie ein Funke heller Freude fiel die Nachricht in ihr Herz, daß Hubert den Ruf als Pfarrer an der Stadtkirche angenommen habe. Das hieß ein neues Leben vor ihr aufthun, das hieß ihr alles das geben, was sie so schmerzlich vermißte: trautes Familienleben, innige Gemeinschaft im Glauben, in der Liebe, in gegenseitigem Vertrauen. Was sie ihren Zöglingen nicht geben konnte, die praktische Anleitung fürs Leben, das würden sie im Hause der Schwester finden. Der leise Wunsch ihres Herzens, den sie kaum klar zu denken gewagt, stand nun plötzlich erfüllt vor ihr, um so

überraschender, da, in der Sorge, keine falschen Hoffnungen in ihr zu erwecken, die Geschwister ihr nichts über diese Sache hatten schreiben wollen ehe die Entscheidung da war.

Eine Zeit froher Thätigkeit brach nun für Johanna an; denn, daß Hubert und Änncheu mit ihren Kindern, daß Großpapa Ritter unten in ihrem Hause wohnen sollten, das kam ihr so natürlich, so selbstverständlich vor, daß es gar nicht anders sein konnte, und sie begann sogleich mit Kerns Hilfe alle Schritte zu thun, den Einzug ihrer Lieben vorzubereiten.

Wirft eine frohe Erwartung einen besonderen Freudenstrahl in unser Leben, so ist es doch nur ein Abglanz dessen, was wir erwarten; die Erfüllung muß ja noch viel mehr bieten und Johanna durfte hoffen, daß diese Vereinigung mit dem Hause der Schwester eine bleibende sein würde; das machte sie ihr so besonders wichtig und ließ sie ihr Eintreffen mit dem Gefühle erwarten, damit einen festen Untergrund für ihr Leben zu erlangen, fast wie einst im Elternhause.

Und wirklich; es kehrte etwas von dem regen Leben ihrer Jugendzeit zurück in die Räume des alten Hauses, wenn auch in anderer Art als damals, als es ein Arzt und nicht ein Pfarrer war, der es mit seiner Familie bewohnte. Doch der Garten hallte von neuem wieder von fröhlichen Kinderstimmen; Änncheu noch immer rosig und strahlend von Liebe und Glück, nur mit der Sicherheit der Frau und Mutter, die ihre Pflicht kennt, ausgerüstet, waltete an der Mutter Stelle als sorgende Hausfrau, doch mit einem heiteren Sinne und einem glücklicheren Charakter. Jetzt wie damals war es ein bedeutender Mann, der sein Gepräge dem ganzen Hause gab und mit sicherer Hand die Führung der Seinen auf sich nahm, ihren Interessen, wie ihrem Streben die Richtung gebend.

Eine andere wie sie Dr. Wolter angestrebt, dessen Geist sich hauptsächlich wissenschaftlichen Interessen zugewandt hatte, aber doch eine, die das innerste Leben jedes Einzelnen berührte und weckte; denn Hubert war selbst eine wunderbar lebensvolle Natur und ein warmer Christ, der mit unentwegtem Ernste und völliger Hingabe seinem Amte lebte, als einem teuren Pfunde, das ihm Gott anvertraut hatte.

Jeden Abend, wenn sich Johanna von den Geschwistern trennte, fragte sie sich wieder und immer wieder: „Ist das derselbe Mann, den ich in so verschiedenen Lebensepochen gesehen, ist eine solche Umwandelung möglich? Wie haben die letzten Jahre an ihm gearbeitet, und zu welch' herrlicher Reife ist er gelangt!" Johanna wußte nicht, daß auch an ihr die Jahre der Stille und des eingeschränkten Lebens nicht spurlos vorüber gegangen waren und zu derselben Zeit, wo sie in dieser Weise über ihn nachdachte, er seinerseits sich gegen Änuchen fast ergriffen über den vergeistigten Zug aussprach, der jetzt auf Johannas Wesen ruhe. — „Es ist als ob sie überwunden, als wenn sie das Vergangene abgestreift und nur mehr die Hände ausbreite, dem entgegen, was zukünftig ist. Ich wollte, ich könnte für den Rest ihres Lebens mehr Ballast in ihr Lebensschifflein legen; die Arbeit an ihren Pfleglingen allein ist nicht genug für sie. Welch' eine Hilfe könnte sie mir sein an dieser noch so toten Gemeinde, wenn sie sich nicht verborgen halten müßte! Laß sie deine häuslichen Sorgen teilen; das wird euch beiden gut thun."

Änuchen brauchte sich dieses nicht ans Herz legen zu lassen; mit bewundernder Liebe blickte sie zu der Schwester auf und kannte keinen innigeren Wunsch, als der Schwergeprüften das Leben zu versüßen.

Vielleicht hatte das alte Haus noch kein so liebliches Familienleben umschlossen, wie es sich jetzt in demselben

entwickelte. Den Mittelpunkt der allgemeinen Liebe und Verehrung bildete der Großvater in seinem weißen Lockenhaare, der so freundlich jedem bis ins Herz zu sehen schien mit den treuen Augen, und der mit einem Gemisch von stolzer Freude und demütigem Beugen unter die Einsicht des ihn an Begabung weit überragenden Sohnes ihm im Abendkreise stilllächelnd zuhörte. Hubert war keine verschlossene Natur; es war ihm ein Bedürfnis, alles, was ihn bewegte, im vertrauten Kreise durchzusprechen; dabei hatte er ein feines Ohr und ein williges Verständnis für jeden Einwurf, besonders wenn er von seiten seines Vaters kam. So liebte er es auch, über das Thema seiner sonntäglichen Predigt zu sprechen; erschien ihm doch wie eine köstliche Perle seines kirchlichen Amtes das Recht der Predigt, auf die er sich stets mit tiefem Ernste vorbereitete, und Johanna fragte sich in stiller Freude: „Sollen Zeiten wie in Weilbach für mich wiederkehren und ich teil haben dürfen am kirchlichen Leben der Gemeinde?"

Sie sollte noch mehr erleben als dieses. Huberts Predigt schlug zündend und weckend in viele Herzen und er war der Mann dazu, die einmal Erweckten nicht wieder in Schlaf sinken zu lassen. Teils in Vorträgen in seinem eigenen Hause, teils in Bibelstunden in der Kirche wußte er die Gedanken seiner Zuhörer auf Werke thätiger Liebesarbeit zu lenken, und als sich ihm sowohl Kräfte als Mittel in kaum gehoffter Weise boten, da verstand er es mit einem ungewöhnlichen organisatorischen Talente, Anstalten und Asyle ins Leben zu rufen, die der tausendfachen Not, die auf dem Menschenleben lastet, entgegenarbeiten sollten oder heilend und stützend helfen konnten. An den Werken der Barmherzigkeit zu arbeiten, ist eine schöne und freudvolle Sache, wo sie in der rechten Art und im rechten Sinne betrieben wird, und auch Johanna

ward davon mitberührt, wenn sie dem allen auch nur aus der Ferne folgen konnte und nur nach Kräften beisteuerte bei den nötigen Sammlungen. Doch auch für ihre Kräfte wußte Hubert eine Verwendung zu finden und damit auch den Ballast an täglicher Sorge und Arbeit, die er in ihr Lebensschifflein so gern hatte bringen wollen. Wie gewöhnlich in diesen Fällen, fiel ihm die Anregung dazu ungesucht und wie zufällig in die Hand.

Auf einem seiner vielen Gänge, zu denen ihn seine sich immer weiter ausbreitende Thätigkeit veranlaßte, geriet er, einem Richtwege folgend, an ein kleines Haus, das er bisher noch nicht gesehen hatte, da er in der Umgegend der Stadt noch wenig bewandert war. Es war die Hütte des Waldwächters, die hier einsam lag; vor derselben, recht im Sonnenscheine saß ein junges Mädchen und spann; neben ihr, doch im Schatten des Vordaches auf einem niedrigen Schemel eine alte Frau, die laut aus einem großen Buche vorlas, das auf ihren Knieen lag mit dem Finger den Zeilen folgend; und der monotone Klang der Stimme, mit dem die Bauern zu lesen pflegen, berührte sein Ohr, als er sich näherte. Ein Hund schlug an, die alte Frau blickte auf, nahm die Brille ab und sagte: „Du, Lisle, dort kommt e Herr gange."

„Ich hör's," sagte das Mädchen, „ein fremder Schritt." Sie wandte ihr weißes, blutloses Gesicht Hubert zu; die Sonne schien helle darauf, ohne daß ihre Wimper gezuckt hätte; sie war offenbar blind.

Hubert näherte sich mit Interesse; das einfache, aber saubere Häuschen mit seinem freien Platze vor der Thüre, den beiden Personen vor demselben in einer Weise beschäftigt, wie es bei solchen Leuten nicht oft gefunden wird, das alles erregte seine Aufmerksamkeit.

„Darf ich mich ein wenig bei euch erholen?" fragte

er in der einfachen, zutraulichen Weise, die er mit Personen aus dem Volke anzunehmen verstand, „ich komme aus der Stadt her und bin in dieser Gegend noch wenig bekannt."

Die alte Frau rückte mit ihrem Schemel zur Thüre. „Treten's unter's Verdächle," sagte sie mit einem einladenden Lächeln, „bei uns ist's halt e bissele öd', mein Tochterkind leid't den Schatten nit, da hab'n die Eltern auch kei Sträuchle nit hergesetzt, so ist's ganz leer blieb'n vor'm Häusle."

Hubert setzte sich auf die Bank: „Nun, ich denke, Bäume habt Ihr genug hier herum, und daß der Platz vor dem Hause frei ist, macht sich gerade recht gut," sagte er; das Mädchen aber hielt ihr Spinnrad an und neigte ihr Gesicht Hubert zu, mit einem Ausdrucke, als ob sie auf etwas hinhöre, was ihr Freude machte.

„Wir hätten schon gern etwas Holler oder Pfaffehüt' hergepflanzt," sagte die Alte redselig, „aber das Mädle hat immer g'sagt: „Schließ nit die Sonn' aus," da hab'n wir's halt geh'n lass'n; es hat ja so nur so wenig Freud' vom Lebe."

Als die Großmutter zu sprechen begann, hatte das Mädchen ihr Rädchen wieder in Bewegung gesetzt, und lächelte in einer eigenen, weltentfremdeten Weise vor sich hin, während die alte Frau erzählte, wie in einem harten Winter die Kinder an den Masern erkrankt, die beiden ältesten gestorben seien, nur das kleinste Kind allein erhalten blieb, daß es aber in Folge der starken Augenentzündung erblindet sei. Das Lisle hatte gewiß schon sehr oft seine Krankheitsgeschichte gehört, und auch vom Kummer der Eltern, als sich das Gebrechen des Kindes herausstellte; sie spann ruhig fort und ließ die Sonne auf ihren unbedeckten Kopf scheinen.

„Warum hast du dich denn so ganz in die Sonne gesetzt, liebes Kind," sagte Hubert, „sie brennt dir ja förmlich auf den Kopf."

„O, das thut nichts," sagte das Mädchen, „die Sonne thut mir so wohl."

Hubert begriff, daß bei der großen Blutarmut, welche die Erscheinung dieses Mädchens verriet, sie wohl an beständigem Froste leiden möge und ihr daher die Erwärmung durch die Sonnenstrahlen eine Wohlthat sei.

„Sitzest du den ganzen Tag mit deinem Rädchen im Sonnenscheine?"

„Ja freilich!" rief das Mädchen mit einer Innigkeit, welche die einfache Frage nicht zu veranlassen schien. „Nächst Vater und Mutter und dem Großmutterl lieb' ich nichts so sehr auf Erden als die Sonne!"

„Wird sie dir denn zur Mittagszeit nicht zu heiß?"

„Zur Mittagszeit deck' ich mir e Tüchle über'n Kopf und sitz ganz still im Gras; dann schweigen die Vögel, nur Bienen summen noch; aber hernach wird es schön, dann kann ich wieder spinnen, und bisweilen liest mir Eins was vor." Sie sah so glücklich aus, als sie so sprach, als ob ihr das beste Los zugefallen sei.

„Und im Winter sitzest du wohl den ganzen Tag am Ofen, da du die Wärme so liebst?"

„Der Winter ist schwer," sagte das Mädchen traurig. „Ofenwärme ist nicht wie Sonnenwärme; wenn die Sonne scheint, erwärmt sie die ganze Welt, auch den Erdboden, auch das Moos. Wenn die Sonne scheint, ist die ganze Luft warm, wie weit man fühlen mag." Sie streckte die Hand aus, als taste sie nach der Luft, und wie mit sich redend fuhr sie fort: „Die Sonne ist wie Gottes Liebe, sie durchdringt alles, erwärmt alles, belebt alles; irdisch Feuer ist wie irdische Liebe, sie währet ihre Zeit. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit!"

Die alte Frau nickte mit einem schwermütigen Blicke Hubert zu, der überrascht war, solche Worte von einem

einfachen Bauernmädchen zu hören. „Das einzige Kind von ihren Eltern, blind, und dabei noch so besonders," sagte sie.

„Großmutterl," rief das Mädchen mit einem Anfluge von Schalkheit, der aber gleich wieder dem inniger Überzeugung Platz machte, „daran könnt Ihr ja wieder die große Güte Gottes erkennen, gerade weil ich eben so anders bin als die übrigen Mädchen, darum hat mir Gott auch das Augenlicht genommen, nun bin ich schon dadurch was Besonderes; da schadet's nit mehr viel, daß ich es auch im Reden und Denken bin."

„Dann ist es dir wohl nicht leid, daß du nicht sehen kannst?" fragte Hubert, den das Mädchen immer mehr interessierte.

Sie dachte einen Augenblick nach; dann sagte sie: „Gar so sehr frag ich nicht darnach, das Beste sieht ja so kein Mensch."

„Wieso das Beste, was meinst du damit?"

Sie ließ die Hände in ihren Schoß sinken, erhob die blinden Augen gen Himmel und sagte freudig: „Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, das werde ich sehen mit allen Kindern Gottes zugleich; darauf warten meine Augen, und wollen nichts sehen als das allein."

Die alte Frau weinte: „So red't sie immer, und denkt nit d'ran, daß sie ihrer Eltern einzigstes Kind ist."

Hubert sah, daß das blinde Mädchen von ihrer Umgebung gar nicht verstanden wurde, daß aber auch in ihrer tiefen Frömmigkeit ein krankhafter Keim liege, der sehr zart behandelt werden müsse.

„Woher kommt es, daß Euer Enkelkind das Hochdeutsch so rein spricht?" fragte er die Alte.

„Der Vater von unserm Schulmeister hat sie so gern und kommt oft her," erzählte die Alte, „der liest ihr aus

der heiligen Schrift vor und erzählt ihr gar viel. Sie hat gar einen guten Kopf und weiß das halbe Gesangbuch auswendig und kann ganze Kapitel aus der heiligen Schrift hersagen; von der kann sie nit genug hören. Meine Tochter, ihre Mutter, und ich müssen's ihr vorlesen, wann wir nur e bissele Zeit dazu haben."

Hubert wäre gern noch länger geblieben, um noch mehr mit dem Mädchen selbst zu sprechen, doch er mußte an die Heimkehr denken und sagte, er wolle bald wiederkommen.

„Ach, Herr!" rief das Mädchen, fast erschrocken die Hände faltend, „gehen Sie noch nicht; ich habe noch nie eine Stimme gehört, wie die Ihre; sie zu hören, thut wohl. O bitte, lesen Sie mir ein Kapitel aus der Bibel vor, nur ein ganz kurzes, das dreizehnte im ersten Korintherbriefe!"

Hubert willfahrte ihr gern; sie hörte ihm zu, als vernähme sie himmlische Musik, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf vorgebeugt, mit allen Sinnen aufhorchend. „Amen," sagte sie, als er schwieg, und streckte ihm die magere, weiße Hand hin."

„Wenn du meine Stimme so gern hörst," sagte er freundlich, „so komm' nächsten Sonntag in die Stadtkirche, ich werde dort predigen, ich bin der neue Stadtpfarrer, und dann erwarte mich hernach an der Kirchenthüre; ich werde dich zu jemand führen, mit dem du viel zu sprechen haben wirst."

Des Mädchens Gesicht leuchtete auf. „Gelt, Großmutterl, du führst mich hin?" rief es, sich zu der Alten hinwendend.

„Ja, Lisle, mein Kind, i führ' dich hin," sagte diese, ihr beruhigend über den Scheitel und die Schultern streichend, wie einem kleinen Kinde. —

So hatte sich die Arbeit von selbst gefunden, die Hubert für Johanna gesucht; gleich am nächsten Sonntage

führte er das blinde Mädchen ihr zu, nachdem er schon vorher ihr Interesse für dasselbe durch seine Mitteilungen erweckt hatte. Johanna that es wohl, Lisle's bleiches Gesicht nicht erschrecken zu sehen, als sie ihr nahe trat, und ungesucht fand sie Worte, die ihr das Herz des eigentümlich schwärmerischen Mädchens zuwandten, und ihr einen Blick in dessen Seelenleben gab, der sie mit dem Wunsche erfüllte, es zu einem festen, klaren Glaubensleben zu führen.

Lisle lernte bald den Weg über die Stadtwiese nach dem Pförtchen in den Wolterschen Garten allein gehen; sie fehlte nun bei keinem Gottesdienste in der Kirche, bei keiner Bibelstunde, die Hubert in seinem Hause hielt. Oft kam sie auch, um Johanna zu sprechen, sich von ihr vorlesen zu lassen und vor ihr das Herz auszuschütten.

Der lebhafte Wunsch, dem armen Mädchen zu helfen, brachte Johanna auf den Gedanken, selbst das Lesen und Schreiben der Blinden zu erlernen; sie schrieb an Frau Erna Lindner nach Leipzig, mit der sie seit ihrer gemeinsamen Reise immer in Verbindung gestanden hatte, die in weitverzweigten Beziehungen zu vielen Wohlthätigkeitsanstalten stand und verschaffte sich durch sie Lehrbücher für den Blindenunterricht, wie auch die Hilfsmittel, die den Blinden das Schreiben erleichtern können; dann widmete sie sich mit großer Geduld dem Erlernen dieser Methoden und begann ihren Unterricht bei Lisle, die sehr bald bei dem wunderbar entwickelten Tastsinne der Blinden ihre Lehrerin überflügelte. Es war nach und nach ein ganz anderes Wesen aus ihr geworden; die vielen Gänge in die Stadt hatten ihre sitzende Lebensart in wohlthätiger Weise unterbrochen; Änuchen hatte sie ihrem Hausarzte gezeigt, der durch kräftige Mittel ihrer hochgradigen Anämie entgegenwirkte und mit der zunehmenden geistigen und körperlichen Gesundheit erwachte in ihr das Gefühl,

daß auch sie eine Aufgabe vom Herrn habe und der Wunsch, den Ihren in Liebe zu dienen. So lebte sie nicht mehr das müssige Traumleben dahin, wo das Spinnen in der Sonne ihre einzige Beschäftigung war; sie lernte der Mutter und Großmutter an die Hand gehen; sie lernte sogar den kleinen, einfachen Haushalt besorgen und die Eltern wußten nicht, wie sie genug staunen sollten, als sie die blinde Tochter im Hause walten sahen, fast wie eine Sehende. Jetzt brauchte ihr niemand vorzulesen; sie war es, die am Sonntage den Eltern vorlas aus der Blindenbibel, die sie von Johanna erhalten. Der alte Schulmeister staunte und freute sich über sie; es ward in der Gegend bekannt, daß das blinde Forstwarts-Lisle das Lesen und Schreiben gelernt habe; man kam, um sich selbst davon zu überzeugen; man fragte, wie sie es erlernt und Johannas Name ward in der ganzen Gegend bekannt wie der einer Wunderthäterin.

Von allen Seiten wurden ihr nun blinde Kinder zugeführt; Lisle mußte von einer Lernenden zu einer Lehrenden vorrücken; die Arbeit ward für Johanna allein zu viel und auch ihre lieben Mädchen, die nun schon die Schule hinter sich hatten und erwachsen waren, mußten mit helfen. So hatte auch Johanna ihr Arbeitsfeld gefunden und gehörte mit zu denen, die für die Linderung der vielfachen Not ihrer Mitmenschen arbeitete und das gab ihr das befriedigende Gefühl eines ausgefüllten Lebens.

Die Erfahrungen, die sie bei dieser segensreichen Arbeit machte, verbunden mit den Bestrebungen um sie her, deren Nachklänge fort und fort ihr Ohr erreichten, führten sie weit ab von dem eigenen engen und beschränkten Kreise; immer mehr erschloß sich ihr Blick für eine wirkliche Arbeit am Reiche Gottes, eines Heils für Viele,

eines Tempelbaues aus lebendigen Bausteinen, und in ihr erwachte das beglückende Gefühl der Zugehörigkeit zu der großen Familie der Christenheit, deren Haupt Jesus Christus selbst ist.

34. Kapitel.

Schluß.

Wir könnten jetzt von Johanna Abschied nehmen wo sie den Hafen erreicht hat, den sie nicht mehr verlassen sollte und ihren Anker tief eingesenkt in den festen Grund, der ihn für immer festhielt; doch ihr war, wohl zur fortgesetzten Prüfung für sie selbst, aber zum großen Segen für ihre Umgebung ein hohes Alter bestimmt, und wenn wir sie auch nicht bis zu ihrem Ende begleiten wollen, so sei uns doch noch ein Blick erlaubt auf einen der Tage, die sich nach und nach zu Vereinigungstagen für die ganze Familie herausgebildet hatten.

Früh an einem schönen Julimorgen saß Johanna an ihrem Lieblingsfenster. Es ging nach dem Garten hinaus und zeigte jene Fernsicht, die sie so sehr liebte. Leise Schritte und flüsternde Stimmen hatten sie geweckt; sie wußte wohl, was das bedeutete; es war ja heute ihr Geburtstag und schon seit Jahren ward dieser Tag wie ein allgemeines Familienfest angesehen.

Sie hatte das elterliche Haus geerbt und wohnte darin: seit dem Tode der Mutter blickten alle auf dieses als den natürlichen Vereinigungsort der Familie. Zudem war Johanna durch ihre für sie selbst so schmerzlichen Irrfahrten, die für die Geschwisterhäuser eingreifende Folgen gehabt,

ihnen allen so nahe getreten, daß sie einen geistigen Mittelpunkt für die ganze Familie bildete, mit der sie in stetem brieflichen Verkehre blieb.

So hatte sich denn ihr Geburtstag zu einem Vereinigungstage für dieselbe herangebildet, zu dem jeder kam, der es ermöglichen konnte und für den die Jugend Monate vorher Pläne schmiedete und Vorbereitungen traf.

Jetzt saß sie da mit der aufgeschlagenen Bibel auf den Knieen; die gefalteten Hände ruhten auf dem Buche und ihre sinnenden Gedanken durchwanderten noch einmal im Geiste die Jahre, die an ihr vorübergezogen seitdem sie wieder an die Stätte ihrer Kindheit zurückgekehrt war.

Noch weiter zurück ging sie nicht; es war auch so schon eine stattliche Reihe von Jahren, die sie zu überblicken hatte, war es doch ihr fünfzigster Geburtstag, den sie heute feierte, und wie vieles war in diesen Jahren vorgefallen, wie vieles hatte sich im Kreise ihrer Lieben verändert und umgestaltet, wie vieles war geschehen, was ihr Herz mit Freud und Leid erfüllt hatte. — An das alles dachte sie zurück und fand immer wieder Grund dazu, Worte des Dankes vor sich hin zu sprechen.

Sie dachte an Fridas Kinder, an denen sie ihr Wort treulich erfüllt hatte; zwei von ihnen ruhten neben der Mutter unter den Ulmen des Kirchhofes in Weilbach; nur Hannchen, die Jüngste, ihr Patenkind und ihr Liebling, war noch bei ihr; die drei älteren waren glücklich nach ihren Neigungen versorgt; aber auch da war Freud' und Leid Hand in Hand gegangen.

Die reizend erblühte Else hatte ihre Hand Johannas Bruder Wilhelm gereicht; doch das Herz seines Zwillingsbruders Richard, der früher Billi genannt wurde, war denselben Weg gegangen, wie es ja häufig bei Zwillingen der Fall ist. Weder Else noch Wilhelm sahen es; sie

waren zu sehr von der eigenen Liebe hingenommen, um noch Augen für anderes zu haben; Johanna aber sah es klar, und während sie sich über das Glück des einen Bruders freute, mußte sie über das Leid des anderen trauern. Richard fand es gut, für einige Jahre das Land ganz zu verlassen; er schloß sich einer Englischen Expedition nach Afrika an und nur selten erhielt sie Kunde von ihm. Diese beiden Brüder waren dem Beispiele des Vaters gefolgt; sie waren Ärzte geworden und Johanna bedauerte es tief, daß Wilhelm in einer anderen Stadt eine Anstellung gefunden hatte.

Hedwigs ernster Sinn ließ sie als eine der Ersten ins Diakonissenhaus eintreten, das sie alle mit so viel Liebe hatten begründen helfen; sie fühlte sich dort glücklich und zufrieden; jetzt war sie schon seit Jahren zur Oberin gewählt worden und allgemein geschätzt und geachtet.

Karl war Hilfspfarrer bei seinem Vater, bei dem sich die Abnahme der Kräfte früh gemeldet hatte, was so oft die Folge einer zu harten Jugendzeit ist. Schon seit Jahren war der teure Großvater zur Ruhe gegangen; an diese alle dachte Johanna, aber auch an ihre Geschwister, an Auguste, welche schon seit einigen Jahren Witwe, an Lenchen, die bei dieser Schwester lebte, an Leo und Jenny und ein heiterer Zug flog über ihr Gesicht; ja dieses Haus war wie ein blühender Garten und eine besondere Freude war es ihr, daß, seitdem Leo Oberförster geworden, sie das liebe Jagdschlößchen bewohnten. Wagte sich Johanna auch nicht zu ihnen hinaus, so kamen doch oft jene zu ihr und die Kinder waren ihr vertraut geblieben. Zuletzt blieben ihre Gedanken an den Bewohnern des Hauses selbst haften und ihre Hände schlossen sich fester zusammen; Annchens Kinder waren für sie wie die eigenen; Annchens sanftes, liebevolles Gemüt kannte keine mütterliche Eifersucht; sie

ließ die so sehr geliebte und verehrte Schwester gern alles und jedes mit ihr teilen; ja sie hätte kaum gewußt, wie sie ohne diese schwesterliche Teilnahme auskommen könnte. Und Hubert! er war die Sonne dieses Hauses, zu dem sie alle aufblickten mit Liebe und Verehrung, und Johanna pries dankend ihr Geschick, das ihr gestattete, ihr Leben mit diesen Geschwistern zu teilen.

Ein schöner, mehrstimmiger Gesang ließ sich jetzt vom Garten her hören; Johanna lächelte; sie wußte wohl, was dieser Gesang bezwecken sollte. Er war bestimmt, sie zu wecken und heute, wie an jedem vorangegangenen Geburtstage war sie schon lange auf, ehe die Sänger sich versammelt hatten. Entzückt und gerührt horchte sie hin und suchte die einzelnen Stimmen zu unterscheiden; doch, als der Gesang geendet, hütete sie sich, dankend ans Fenster zu treten; sie wollte den lieben Menschen dort unten nicht die Freude verderben, ihnen alle Zeit zu ihren Vorbereitungen lassen und erst dann erscheinen, wenn sie gerufen würde.

Sie stand auf und legte die letzte ordnende Hand an ihren Anzug. Sie hatte sich im Laufe dieser Jahre sehr verändert; sie hatte nicht mehr die hohe, gerade Haltung, die sie früher zu ihrer Verzweiflung, die meisten Personen, die nicht die Mittelgröße überschritten, überragen ließ; ihr Rücken war stark gekrümmt, und, wenn nicht ihr Gang und ihre Bewegungen dafür zu rasch gewesen wären, hätte man ihr leicht zehn Jahre mehr gegeben, als sie wirklich zählte. Ihr war das nicht unlieb; so war sie weniger auffallend, konnte unbemerkter an den Menschen vorbeischlüpfen, und legte man an sie den Maßstab einer alten Frau, so wirkte auch ihr Gesicht weniger erschreckend. Um Wangen und Kinn trug sie weiße Leinenstreifen nach Art der Nonnen gebunden; die Schläfen deckte die gerade heute besonders feingefältelte Rüsche ihrer Haube; nur die

noch immer so empfindliche Stirn mußte frei bleiben und kein noch so hohes Alter vermochte die sonderbare Stufe auf derselben zu motivieren. Es blieb noch immer ein gar schreckenerregendes, vogelartiges Gesicht; doch schwebte ein wunderbarer Hauch der Seele über demselben, das den, der dies zu erkennen vermochte, alles andere vergessen ließ. Gerade heute, wo ihr Herz so tief und innig bewegt war, lag solch' ein Zauber über ihr und mußte selbst denen, die kein Auge dafür hatten, unbewußt den Eindruck einer wahrhaft ausgezeichneten Persönlichkeit hervorrufen.

Sie wußte, daß die Ihrigen sie in vollem Festschmucke erwarten würden; daher hatte sie sich in ihr einziges Staatskleid von schwerer grauer Seide geworfen, das sie eigens zu diesen Tagen angeschafft hatte. Sie trug auch heute wieder eine dieser breiten vollen Halskrausen, die sie in jüngeren Jahren täglich getragen hatte, um den verdorrten Hals zu verbergen; jetzt, wo sie das Haupt nicht mehr so hoch trug, genügte ihr für gewöhnlich ein weißes, leichtes Tuch zu diesem Zwecke und nur für diese besonderen Gelegenheiten unterzog sie sich noch der Mühe des kunstgerechten Fältelns dieser Halskrausen.

Da ließ sich das Trappeln vieler munterer Kinderfüßchen im Nebenzimmer vernehmen; gleich darauf flog die Thüre auf und die jüngsten Kinder der Familie stürmten herein, alle weiß gekleidet mit Blumenkränzen im Haare, das erste einen schönen Strauß für Johanna bringend. Alles Hersagen von Sprüchen oder Gedichten hatte sie sich verbeten; ihr Geburtstag sollte kein Plagetag für diese lieben Kleinen sein, die nun um so munterer und eifriger sie mit ihrer Gratulation bestürmten, als sie sie zwanglos und von Herzen sagen durften. Sie waren stolz auf ihr Vorrecht, Tante Johanna holen zu dürfen und umjubelten sie jetzt laut und stürmisch. Das war

gerade, wie sie es liebte; sie dankte ihnen für ihre Glückwünsche lachend und sie herzend; dann hingen sie sich an ihre Hände, fast an jeden Finger Eines; wer nicht an die Hand reichen konnte, stürmte vorauf, die Thüre zu öffnen und so führten sie sie im Triumphe in den Garten.

Unter den Linden stand der von Jennys Hand festlich geschmückte Kaffeetisch mit hübschen Dekorationen, Kränzen und Guirlanden; aber dahin gelangte sie nicht so bald. Es war eine gar zahlreiche Gesellschaft, die sie hier erwartete; durch diese mußte sie erst hindurch, die vielen Glückwünsche empfangen, sich über Neuangekommene freuen, und manches bewegte Wort mit denen wechseln, die ihrem Herzen am nächsten standen. Da waren zunächst diejenigen, die sie ihre Kinder nannte, dann Leo und Jenny, sie noch immer eine schlanke Frau mit seelenvollem Blicke und dem lieblich-ernsten Lächeln der Matrone, er ein stattlicher, freiblickender Mann, der seine Jahre nicht verleugnete. Ihre beiden ältesten Töchter waren verheiratet; unter den weißgekleideten Kindern, die Johanna abgeholt, waren sowohl von ihren jüngsten Kindern als von ihren Enkeln dabei gewesen, und auch die jungen Frauen waren da.

Heute war der Familienkreis besonders zahlreich versammelt, der fünfzigste Geburtstag wird ja stets als ein besonderer Lebensabschnitt angesehen; so hatten auch die verheirateten Nichten nicht fehlen wollen. Auch Auguste und Helene waren da, erstere noch immer schön in ihrem früh gebleichten Haare. Beide fehlten nie an diesem Tage, doch kamen sie immer allein; Augustens Kinder kannte Johanna nur nach ihren Bildern, sie blieben dem Wolter'schen Kreise vollkommen fremd.

Doch auch die beiden Damen paßten nicht mehr in den alten Rahmen. Augustens Freundlichkeit schien mehr dem Wunsche zu entspringen, die guten Beziehungen mit

den Geschwistern aufrecht zu erhalten, als daß sie ein wirkliches Verständnis für deren Leben und deren Interessen zeigte. Helene aber fühlte sich hier überlegen, sprach ihre Urteile entschieden und sicher aus, blickte mitleidig auf die Kleinstädter herab und verhielt sich gern belehrend ihnen gegenüber. Im übrigen war sie mit ihrer Lebensstellung zufrieden, sprach gern über Politik, Militärisches, Kunst und Industrie, ließ die Litteratur etwas bei Seite liegen, verhielt sich übersehend zur Männerwelt und hielt entschieden die praktische Seite des Lebens für die maßgebende. Dennoch hatte sie Anhänglichkeit für die Erinnerungen ihres Kinderlebens behalten und suchte diese wieder aufzufrischen bei ihren jährlichen Besuchen zu Johannas Geburtstage.

Neben den nächsten Angehörigen stand auch Kern, der alte, langbewährte, seelenverwandte Freund. Johanna nahm seinen Arm, die vielen Begrüßungen all der Lieben hatten sie angegriffen; sie ließ sich von ihm zu den Linden führen. Hier erwarteten sie Hubert und Änncheu, diese hatten den Gästen den Vorrang bei der Begrüßung gelassen; mit einer Thräne im Auge drückten sie sich schweigend die Hände, zwischen ihnen bedurfte es der Worte nicht, sie wußten zu wohl, was sie einander waren.

„Und nun, Tante, komm' an den Geburtstagstisch!" rief Hannchen, Johannas Arm ergreifend, und führte sie an den schön geschmückten Tisch, der zu reich mit Geschenken bedeckt war, um mit einem Blicke übersehen zu werden; nur die mächtig große Geburtstagstorte mit den fünfzig Lichtern konnte nicht unbemerkt bleiben.

Überrascht und erfreut blieb Johanna vor dem Tische stehen, nicht wissend, was sie zuerst anstaunen sollte.

Da trat Karl Meder heran und zog eine große Photographie hervor: „Dieses hier sendet dir der Vater mit seinem Glückwunsch und Gruß."

Da sah sie es wieder vor sich, das liebe Pfarrhaus von Weilbach, mit seinem zur Straße gewandten Giebeldache und seinen alten Ulmen. — — Erstaunt, fragend, blickte sie Karl an; war das Versöhnung? — Die Hand bebte ihr doch ein wenig, als sie das Bild nahm.

„Das ist lieb von deinem Vater, mir das zu senden," sagte sie, „du wirst ihm sagen, wie sehr, wie sehr ich ihm dafür danke!"

Sie vertiefte sich im Anschauen des Bildes. Hubert und Ännchen wechselten einen Blick; letztere trat herzu und flüsterte Johanna zu: „Ich glaube, hier sind viele, die recht sehnsüchtig den Kaffee erwarten; wollen wir nicht beginnen?"

„Gewiß, Liebste, wir wollen sie nicht warten lassen," rief Johanna, sich zu ihr wendend. Hubert nahm ihr das Bild aus den Händen und schob es unter andere Gegenstände, die auf dem Tische standen; das sollte für später bleiben, und man setzte sich um den sehr vergrößerten Tisch.

Die Gesellschaft war so zahlreich, daß die Jugend nicht daran Platz fand; nun wurden Tücher über den Rasen gebreitet und man setzte sich in kleinen Kreisen zusammen; da ging es erst recht heiter zu. Die jungen Mädchen in ihren hellen Kleidern liefen mit Kaffeekannen und Kuchentellern umher, alle Gruppen zu versorgen; man sah sie nirgend weilen, und wo sie hinkamen, wurde gelacht und gescherzt. Es war ein hübsches, frisches Bild, die festlich geschmückte Lindenlaube mit der großen Gesellschaft heiterer Menschen, die bunten Gruppen der auf den Rasenplätzen Lagernden, die weißgekleideten Kinder mit ihren Blumenkränzen. Selbst der ziemlich korpulente Herr mit dem mißvergnügten Gesichte, der jetzt in den Garten trat, mußte es lächelnd betrachten, auch der lange junge Mann hinter ihm mit der geraden, militärischen Haltung lächelte, aber errötete dabei bis über die Ohren.

„Ach Herr Wolter, da kommen Sie doch," rief Hannchen, aus einer Gruppe aufspringend, bei der sie gerastet hatte und eilte den Ankommenden entgegen, „wie wird sich Tante Johanna freuen!"

Sie reichte dem älteren Herren die Hand, die er kräftig schüttelte und sich zu dem Jüngeren wendend, sagte sie: „Das ist hübsch, daß Sie Ihren Vater begleitet haben; aber wie entsetzlich lang sehen Sie aus; man könnte sich vor Ihnen fürchten."

Nein, zum Fürchten sah Ferdinand nicht aus, vielmehr zum Bedauern; er war in der fürchterlichsten Verlegenheit; in der einen Hand trug er ein in weißes Papier gehülltes, ziemlich umfangreiches Pack, mit der anderen hatte er den Hut abgenommen und nun reichte ihm das lachende Hannchen die Hand. Er wußte nicht, wohin mit seinem Hute, ward immer verlegener und setzte ihn endlich wieder auf, um die dargereichte Hand zu fassen, und als er sie gefaßt hatte, wußte er sie nicht wieder loszulassen. Nun wurde er noch verlegener und, auf den Packen deutend, sagte er: „Verzeihen Sie, ich muß —" und stürzte dem Vater nach der Lindenlaube nach, zu der Frida, Änncheus Älteste, ihrer Pflichten als Haustochter eingedenk, den Onkel schon geleitet hatte, ohne auf die begrüßenden Zurufe von verschiedenen Seiten her zu achten.

Woldemar war zu Johanna getreten und hatte ihr seinen Glückwunsch gebracht: „Malwine läßt dich herzlich grüßen," fuhr er fort, „sie konnte sich leider nicht frei machen, sonst wäre sie selbst gekommen, (dieses wiederholte sich jedes Jahr) sie sendet dir aber hier einen Käse von der Sorte, die dir neulich so gemundet hat."

Damit nahm er aus Ferdinands Händen das nicht leichte Pack und setzte es vor Johanna auf den Tisch.

Diese dankte mit herzlichen Worten, sandte aber einen

verstohlenen Blick zu Leo hinüber, um dessen Mundwinkel es zuckte; er nahm schweigend die Hand seiner Frau und küßte sie; Jenny blickte erstaunt auf, doch Johanna nickte ihr zu; da verstand auch sie und lächelte.

Woldemar und Malwine hatten nämlich Jennys unerwartetes Anerbieten, wodurch ihnen der ersehnte Gutskauf ermöglicht ward, nur Johannas Einwirkung zugeschrieben und sich nie zu einer anderen Anschauung bewegen lassen; sie wandten daher auch ihre ganze Dankbarkeit dafür Johanna zu und Malwine ward nicht müde, bei jeder Gelegenheit, diese mit ländlichen Delikatessen zu versorgen, für die Johanna nicht versäumte, auch Jenny scherzweise ihren Dank auszusprechen, da sie diese Liebenswürdigkeiten doch nur deren edler Handlungsweise verdankte. Diese kleine Scene war aber so schnell zwischen ihnen vorüber gegangen, daß niemand etwas davon wahrgenommen hatte; die Einzige, die alle diese Beziehungen kannte, Ännchen, war an einem Nebentische so sehr mit Kuchenschneiden und dem Dirigieren ihrer jugendlichen Adjutantinnen beschäftigt, daß die kleine kugelrunde Frau fast außer Atem war; es gehörte ihre sanftmütige Heiterkeit dazu, darüber nicht ungeduldig zu werden.

Auch Ferdinand hatte Johanna herzlich begrüßt und, nachdem sich Woldemar zu Auguste gesetzt, sah sie sich nach einem Platze für ihn um; doch Hannchen kam herangeeilt und führte ihn fort zu einem der jugendlichen Kreise, wodurch sie ihn von der Qual befreite, von vielen, wenig bekannten Verwandtenaugen betrachtet zu werden.

Der Kaffee war vorüber; man begann, sich im Garten zu zerstreuen; da trat Hedwig zu Johanna: „Tante, sie sind da," sagte sie und reichte ihr den Arm.

„Das sind meine speziellen Gäste", sagte Johanna lächelnd, stand auf und entfernte sich mit Hedwig. Es

waren ihre Blinden, die sie sich zu einer Vormittags-Schokolade eingeladen hatte; der Nachmittag gehörte den weiteren Bekannten, und für den Abend hatte die Jugend stets eine kleine Aufführung vorbereitet, und ein selbstgefertigtes Feuerwerk bildete dann den Schluß.

Eine kleine Anzahl saubergekleideter Personen stand wartend nicht weit vom Eingange des Gartens; sie hatten den Klang zahlreicher Stimmen gehört und getrauten sich nicht weiter. Als sie aber Johannas Gruß vernahmen, da erhellten sich ihre Gesichter; sie umringten sie nun alle und brachten ihre Glückwünsche und kleinen Angebinde dar.

Johanna empfing diese mit aufrichtiger Freude; so unscheinbar sie waren, gehörten sie doch zu den Geschenken dieses Tages, die Johanna am meisten erfreuten; waren es doch Zeugnisse von der Kunstfertigkeit, die sie unter ihrer Leitung sich erworben, selbständige Arbeiten, von denen sie nichts gewußt und die dafür sprachen mit welch' dankbarer Liebe diese armen Wesen ihr zugethan waren. In der oberen Laube hatte Lisle mit Hedwigs Hilfe den Tisch für ihre Leidensgefährten gedeckt; hier bewirtete Johanna diese Armen und freute sich, ihre Gesichter sich erheitern zu sehen; sie und Hedwig unterhielten sich mit ihnen bis eine Glocke die ganze Gesellschaft zu einem kleinen Festgottesdienst rief und sich alle in den großen Saal begaben.

Johanna liebte diese Festandacht, der Hubert stets eine besondere Weihe zu geben wußte, ganz besonders. Das Thema derselben wählte sie gewöhnlich selbst; dieses Mal war es Psalm 150, 6. „Alles was Odem hat, lobe den Herrn! Hallelujah!" So kurz das Textwort war, es sprach doch die ganze Stimmung ihrer Seele aus und Huberts Worte gestalteten ihn zu einem tiefergreifenden Lobliede, dem sich der schöne, mehrstimmige Gesang wohlthuend anschloß.

Nach vollendetem Gottesdienst hatten sich die Blinden verabschiedet, und Johanna fühlte ein lebhaftes Bedürfnis nach einiger Ruhe und Stille; den ganzen Morgen waren so viele Eindrücke auf sie eingestürmt; sie zog sich unbemerkt zurück, während man beschäftigt war, die große Mittagstafel im Saale zu decken, um für so viele Menschen Raum zum Speisen zu schaffen. Doch kaum eine halbe Stunde war ihr die Ruhe vergönnt; dann klopfte es an ihre Thüre und zu ihrer nicht geringen Verwunderung trat ihr Bruder Woldemar ins Zimmer. Er setzte sich ihr gegenüber ans Fenster, und Johanna erkannte sogleich, daß er ein besonderes Anliegen haben müsse. Er that zuerst einige unwesentliche Fragen; dann, sich in den Stuhl zurücklehnend fragte er, ohne sie anzusehen:

„Sage mir, Johanna, wie gefällt dir Ferdinand?"

„Ferdinand?" fragte sie erstaunt, „du weißt es ja, ich habe ihn immer gern gehabt; er ist der einzige von deinen Kindern, der mir näher getreten ist. Als er das hiesige Gymnasium besuchte, war er fast jeden Sonntag bei mir, und das habe ich ihm hoch angerechnet, ich hoffe, er hat dir keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben?"

„Er? Gott bewahre!" rief Woldemar, „er ist ein prächtiger Mensch, tüchtig in seiner Arbeit, bedacht, verständig und dabei ein Herz wie Gold! an äußerem Schliffe mag es ihm fehlen, mein Schwager Felix nennt ihn nur den Bauernbuben; nun, studiert hat er nicht; aber ich denke, du schätzest doch auch den Menschen mehr nach seinem inneren Werte, als nach seinem Auftreten. Sage mir, würdest du geneigt sein, ihm die Hand deines Hannchen zu geben?"

Johanna war betroffen, fast erschrocken über diesen so unerwartet gekommenen Antrag; was hatte er damit im Sinne? Sie mußte an früher empfangene Eindrücke denken, und sie fragte sich: denkt er nicht vielleicht, daß Hannchen,

weil sie mein Patenkind ist, auch meine Erbin sein soll? In diesem Irrtume darf ich ihn nicht lassen.

„Du vergißt nur, lieber Woldemar," sagte sie dann, „daß Hannchen ein ganz armes Mädchen ist; wenn ich ihr auch als meinem Patenkinde ein besonderes Legat zu hinterlassen gedenke, kann dieses doch nur unbedeutend sein, und im übrigen wird sie keine andere Ausstattung erhalten, als wie die ihrer Schwestern gewesen ist; ich möchte nicht, daß du dich darin täuschen solltest."

In Woldemars Gesicht ging eine eigene Bewegung vor. „Johanna," sagte er, „die Zeiten sind vorüber, in denen ich nach Reichtum fragte; ich habe nach Vermögen geheiratet, ich habe nach Besitz gestrebt, mir ist alles geglückt, was ich unternommen, und ich bin doch, bei Lichte besehen, ein durch und durch armer Mann. Der Pfahl, der mir im Fleische sitzt, du weißt, wen ich meine, hat nicht aufgehört zu bohren; als wir persönlich uns von ihm losgemacht, mußte er doch um der Kinder willen geschont werden, und er hat es verstanden, diese nach und nach zu sich hinüber zu ziehen. Er, der keine Kinder hat, wollte Jugend um sich haben. Dann hieß es, für ihre Ausbildung solle mehr geschehen; dann mußte Felix als mutmaßlicher Erbe während der Schulzeit bei ihnen wohnen, um ihn besser kennen zu lernen; dann sollte die Tante die Töchter in die Welt einführen, da die Mutter es doch nicht könne. So nahmen sie uns eines der Kinder nach dem anderen, stutzten sie in ihrer Weise zu und wir mußten noch dankbar dafür sein. Dankbar! ha ha! dort haben sie gelernt, auf die Eltern herabzusehen; zu uns kommen sie auf Besuch, finden überall etwas auszusetzen; in der Stadt bei Onkel und Tante ist ihr Heim. Nur der Ferdinand ist uns geblieben, und ich segne alle Tage meinen Entschluß, ihn hierher aufs Gymnasium gegeben zu haben und ihn dadurch dem verderblichen Einflusse jenes

Hauses entzogen zu haben. Er hat jetzt seine Dienstzeit beendet, er bleibt bei uns; ich führe ihn in die Landwirtschaft mit allem Ernste ein, er soll nach mir das neuerworbene Gut haben. Du siehst, er ist versorgt; darum frage ich dich nochmals, willst du mir für ihn dein Hannchen geben? Sieh, wir möchten doch auch etwas Lebensfreude haben; hätte ich eine so liebe Schwiegertochter im Hause, so wäre doch ein Lichtpunkt für mich da, eine Freude, an der sich meine alten Tage erlaben könnten."

Woldemar hatte mit steigender Erregung gesprochen; noch nie hatte ihn Johanna so gesehen; er trocknete sich die Stirne, nachdem er in fast flehender Weise geendet und gab dadurch Johanna Zeit, ihren inneren Unmut darüber, daß er auch bei dieser Gelegenheit nur wieder an sich und nicht an das Glück seines Sohnes in erster Linie dachte, zu bemeistern.

„In dieser ganzen Sache denke ich, daß die jungen Leute zunächst befragt werden müßten," sagte sie dann mit einiger Zurückhaltung.

„Die jungen Leute?" rief Woldemar erstaunt, „aber ich sagte dir ja, Johanna, daß ich meinen Sohn nach seinem Herzen wollte wählen lassen. Als er zu uns zurückkehrte, und es beschlossen ward, daß er bei uns bleiben sollte, da hat er uns sein Herz erschlossen. Schon lange liebt er Hannchen, und auf seine Bitte bin ich hier; ich zweifle nicht daran, daß er den ersten Augenblick, der ihm verstattet, mit ihr allein zu sprechen, benutzen wird, sie um ihre Hand zu bitten."

„Wenn es so steht," rief Johanna erfreut, „dann darfst du an meiner Zustimmung nicht zweifeln, lieber Bruder; aber mir steht nicht das entscheidende Wort zu, die Hand der Tochter kann nur der Vater selbst vergeben."

„Das weiß ich, das weiß ich," rief Woldemar, Johannas Hand in seinen beiden herzlich schüttelnd, „wenn ich nur

erst deine Zustimmung habe, dann ist mir nicht mehr bange. Gleich morgen fahren wir nach Weilbach; wie wird mein braver Junge glücklich sein! Komm, Johanna, laß uns hinuntergehen und nach den Kindern sehen; vielleicht sind sie miteinander schon ins Reine gekommen, da müssen wir die Ersten sein, die es hören."

„Und auch die Einzigen, bis die Einwilligung des Vaters eingeholt ist," sagte Johanna mit Entschiedenheit und nahm Woldemars Arm, um hinunterzugehen.

Im Garten fanden sie reges Leben; die Jugend ergötzte sich hier an mancherlei Spielen, besonders am Reifspiele. Der sonst so scheue und zurückhaltende Ferdinand war dabei aufgelebt; er spielte sehr gut und geschickt und verstand es, seine Reifen Hannchen so zuzuwerfen, daß er sie nötigte, immer wieder weiter zurückzutreten; so brachte er sie bis in den dunklen Laubengang; dann aber warf er seinen Stock von sich, trat auf sie zu und bat sie um ein Wort unter vier Augen. Sie errötete stark, mochte aber wohl ahnen, was dieses Wort sein sollte und folgte ihm willig bis in den entferntesten Teil des Ganges. —

Woldemars und Johannas Blicke suchten sie vergebens unter den Spielenden; ahnungsvoll betraten auch sie den Laubengang; ja da stand Ferdinand ganz am Ende desselben; alle Blödigkeit war von ihm geschwunden; er hielt Hannchens beide Hände in den seinen und sprach auf sie ein, und sie hörte ihm zu mit so strahlendem, glückseligem Gesichte, daß aus Johannas Seele jeder Zweifel schwand.

Hannchen eilte ihr entgegen als sie sie kommen sah; mit warmer Freude schlossen sie das glückliche Paar wechselweise in die Arme und ein beglückendes Geheimnis trugen diese Vier in ihrem Herzen, als sie sich den Andern wieder anschlossen und dem Rufe der Mittagsglocke folgten.

Als nach dem fröhlichen Mahle die Gesellschaft wieder die schattigen Plätze des Gartens aufgesucht hatte, lief Herbert, Jennys jüngster Sohn, ein schöner Knabe von vierzehn Jahren mit einem Schreibzeuge und einem schöngebundenen Einschreibbuche in der Hand von Einem zum Andern mit der Bitte, es möge ein jeder ihm seinen Sinnspruch und Namen einschreiben.

„Tante Johanna muß beginnen!" hieß es von allen Seiten; so eilte er mit seiner Bitte zu ihr und sie nahm das Buch und schrieb ohne sich lange zu besinnen:

Per aspera ad astra

und darunter ihren Namen. Hubert, der diese Worte gelesen so lange sie schrieb, sagte ernst, während der Knabe mit seinem Buche zu Anderen lief:

„Wohl hast du ein Recht dazu, dir diese Worte als Sinnspruch zu erwählen; die aspera des Lebens sind dir in reicherem Maße zu teil geworden, als den meisten anderen Menschen."

„Um so freundlicher scheinen mir jetzt die milden Sterne des Lebens," erwiderte sie lächelnd.

„Was nennst du die Sterne des Lebens?" fragte Hannchen, sich an die Tante schmiegend, im Stillen hoffend, daß auch ihr junges Glück darunter zähle.

Doch Johanna erwiderte sanft: „Die milden Sterne des Lebens, mein Kind, sind: Glaube, Liebe und Hoffnung, möchten sie auch dich durchs Leben geleiten.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Kapitel: Die Familie Wolter.
2. „ Der Kirchgang.
3. „ Vater und Tochter.
4. „ Was ist Schönheit der Seele?
5. „ Frida.
6. „ Die Stillen im Lande.
7. „ Das Rätselspiel.
8. „ Im Jagdschlößchen.
9. „ Selbsterkenntnis.
10. „ Hubert.
11. „ Sage und Märchen.
12. „ Der Besuch im Jagdschlößchen.
13. „ Winterfreuden und -Leiden.
14. „ Drei Jahre später.
15. „ Ruhe im Sturme.
16. „ Löffler.
17. „ Das Verhör.
18. „ In Meran.
19. „ Die Einquartierung.
20. „ Woldemar.
21. „ Berta.
22. „ Ruhige Jahre.
23. „ Leos Überraschung.
24. „ Im Pfarrhause von Weilbach.
25. „ Jennys Briefe.
26. „ Ein schwerer Schlag.
27. „ Unerwartet.
28. „ Johannas Irrfahrten.
29. „ Johannas Irrfahrten (Fortsetzung).
30. „ Johannas Irrfahrten (Fortsetzung).
31. „ Wieder im Jagdschlößchen.
32. „ Die letzten Wogen des Sturmes.
33. „ Im alten Hause.
34. „ Schluß.